PT
2453
R6D7
Bd.1
Abt.2

3 1761 07355779 5

Drei Jahre von Dreissigen.

Ein Roman

von

Ludwig Rellstab.

Fünf Bände.

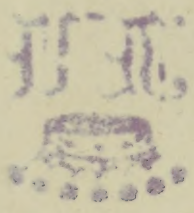
Zweiter Halbband.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1858.

Drei Jahre von Dreissigen.

Erster Band.

Zweite Abtheilung.



Drei Jahre von Dreissigen.

Ein Roman

von

Ludwig Rellstab.

Erster Band.

Zweite Abtheilung.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1858.

LIBRARY
MAR 22 1976
UNIVERSITY OF TORONTO

Der Verfasser behält sich das Recht der Uebersetzung ins Englische, Französische und in andere Sprachen vor.

PT
2453
R6D7
Bd. 1
Abt. 2

Fünftes Buch.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Der Kaiser Mathias, den schwere Anfälle des Podagras den Winter hindurch gequält hatten, kränkelte in Folge desselben noch im Frühjahre. Die Jahre, die Anstrengungen seines Lebens, Mismuth über manches Fehlgeschlagene, vielleicht im tiefsten Herzen auch Reue über manches Unternommene, hatten seine Kraft unterhöhlt. Einst von Ehrgeiz und Herrschbegier getrieben, ein nicht zu ermüdender Kämpfer, um die Ziele zu erreichen, die seinen Leidenschaften als glänzende und beglückende vorschwebten, war er jetzt matt geworden, und der errungene Preis dünkte ihn kaum des Besitzes zu lohnen, während er früher Alles daran gesetzt, selbst die Bande des Bluts, die Pflichten der Brüderlichkeit nicht geachtet hatte, um zu erstreben, was ihn jetzt mehr mit Sorgen und Unmuth erfüllte, als es ihm Glück gewährte ... die Herrschaft!

Nach einer in Unruhe und Schmerzen auf seinem Lager hingebrachten Nacht erwachte er aus einem Morgenschlummer der Ermattung, als die ersten Strahlen der Sonne sich zwischen die schweren, seidenen Vorhänge stahlen, die sein Schlafgemach in der Hofburg zu Wien verdunkelten. Er

schellte seinem Kämmerer. Dieser, der im Nebenzimmer gewacht hatte, trat ein.

„Was ist die Uhr, Balthasar?“ fragte der Kaiser.

„Die Glocke auf der St.-Michaelskirche hat nicht längst vier Uhr geschlagen, Majestät“, lautete die Antwort des Kämmerers.

„Noch so früh!“ sprach der Kaiser halb seufzend. „Diese Nacht hat mich wieder eine Ewigkeit gedünkt! Wie wird es erst mit den Winternächten werden!“

„Wenn Ew. kaiserliche Majestät nur gestatten wollten, daß ich im Schlafgemach wachte; ich könnte Ew. Majestät vielleicht manche Stunde verkürzen!“

„Ich mag einmal Nachts so nahe um mich Niemand haben! Was könnt ihr Alle mir helfen!“ sagte er unmuthig.

„Haben Ew. kaiserliche Majestät wiederum Schmerzen gehabt?“ fragte der Kämmerer mit dem Tone der Theilnahme.

„Du weißt ja, daß ich nie ohne Schmerzen bin“, antwortete Mathias verdrießlich. „Ihr vergeßt jeden Augenblick, was ich leide und dulde, es mag euch freilich wenig kümmern! Der Alte wird's nicht mehr lange treiben, denkst du und deinesgleichen, und euer Blick sucht schon meinen Nachfolger!“

„Verhüte das der barmherzige Gott“, antwortete der Kämmerer; „möge er Ew. Majestät Tage noch lange behüten!“

„So betet ihr getrost“, fiel ihm Mathias mit Heftigkeit in die Rede, „weil ihr meint, daß das Gebet doch nicht erhört wird!“

Der Kämmerer schwieg.

„Es ist noch zu früh, als daß die Kaiserin vom Lager aufgestanden sein könnte!“ begann Mathias nach einigen

Augenblicken wieder. „Sobald sie erwacht ist, soll man ihr sagen, daß ich sie zu sehen wünsche. Sie allein nimmt wahren Antheil an mir", setzte er, halb vor sich hinsprechend, hinzu.

Balthasar zerdrückte eine Thräne im Auge; es war eine des Schmerzes und des Unmuths zugleich. Der Kaiser, den er so lebenskräftig, so rüstig gekannt, jammerte ihn in seinen Leiden, in seiner Hinfälligkeit; doch das undankbare Mistrauen seiner Gesinnung kränkte den redlichen Diener tief. Er blieb schweigend in gebeugter Stellung an dem Lager stehen, hielt den grünseidenen Schlafrock des Kaisers über dem Arme und wartete auf den Befehl, ihm beim Aufstehen behülflich zu sein. Mathias saß ein wenig aufgerichtet im Bette und hatte den Kopf auf die rechte Hand gestützt. In diesem Augenblicke tiefen Schweigens ließen sich Stimmen im Vorgemach hören. Es wurde lebhaft gesprochen.

„Was gibt's denn halt so in der Früh", fragte der Kaiser erstaunt und richtete sich empor. „Schau zu, was es ist, Balthasar!"

Der Kämmerer legte den Schlafrock über die Lehne des Sessels vorm Bett und ging ins Vorzimmer, wo er den zweiten Kämmerer zurückgelassen hatte.

„Gewiß wieder eine unnütze Plackerei, ein Geschäft, das Zeit hat! Aber sie können mich nicht früh genug stören", murmelte Mathias verdrießlich vor sich hin. „Es reicht nicht aus, daß man den ganzen Tag bis zur sinkenden Sonne geplagt ist und jede Minute ihren Aerger und ihre Sorge bringt! Jetzt müssen sie auch noch fast mitten in der Nacht damit kommen. Jeder Bauer im Lande, jeder Gassenkehrer in Wien kann ruhig schlafen! Dem Kaiser wird nicht Ruhe gelassen weder Tag noch Nacht; er kann

nicht ungestört essen, noch trinken, noch schlafen, noch verdauen! Beim Himmel, ich hab's satt das kaiserliche Amt und möchte einen Castellandienst auf einem Jagdschlosse im tiefen Walde lieber haben!"

Balthasar trat wieder ein in großer Aufregung.

„Ew. Majestät muß ich melden, daß im Vorgemach Se. kaiserliche Hoheit der Erzherzog Ferdinand sich befinden, noch von einem andern Herrn, den ich nicht kenne, begleitet. Sie bringen sehr wichtige Zeitung, und der Herr Erzherzog läßt aufs dringendste bitten, vorgelassen zu werden!"

„Ihm wird's wol gar eilig sein!" rief Mathias unmuthig; „für mich wird's aber wol Zeit haben. Ich werde doch wenigstens erst aus dem Bette aufsteigen dürfen und mir den Schlafrock umthun. Die Herren Brauseköpfe bringen nur keinen Augenblick Geduld mit!"

Der Kaiser stand auf und ließ sich von Balthasar die nächsten Dienste dabei leisten. Nach einigen Minuten war er bereit, die frühen Störer zu empfangen. Er ließ die Vorhänge aufziehen und nahm seinen Platz auf einem Sessel in der Nähe des Fensters. „Oeffne das Fenster am Eck", befahl er dem Kämmerer, „daß Gottes schöne Mailuft und Morgensonne ins Zimmer dringt. Jetzt bin ich bereit, den Herrn Erzherzog zu empfangen. Es soll mich doch wundern, was er Neues bringt, das mir mit dem Lerchengesang zugleich schon vorgepfiffen werden muß!"

Die Flügelthüren des Gemachs öffneten sich und der Erzherzog Ferdinand von Gratz trat ein; ihm folgte auf seinen Wink ein bleich und verstört aussehender Mann in abgetragener Kleidung. Es war der Geheimschreiber Fabricius.

Der Kaiser blickte die seltsame Erscheinung verwundert an. Doch bevor er ein Wort sagte, hatte schon der Erz-

herzog Ferdinand die Rede begonnen: „Vergeben Ew. kaiserliche Majestät, daß ich es wage, zu so früher Stunde Gehör zu erbitten; allein dieser Mann bringt uns Kunde von den wichtigsten, von ganz unerhörten Dingen, die ohne Aufschub zu Ew. Majestät Kenntniß kommen mußten!"

„Was gibt's denn halt schon wieder? Kann denn niemals Ruhe und Friede im Lande sein?" fragte der Kaiser.

„Jetzt ist der Friede auf eine wahrhaft unerhörte Weise gebrochen!" rief der Erzherzog aus. „Dieser Mann hier ist der Geheimschreiber der Statthalterschaft Ew. Majestät in Prag. Prag ist im offenen Aufruhr!"

„Was?" rief der Kaiser dazwischen, und ein funkelnder Blick seines Auges ließ den alten Löwen in ihm erkennen. „Was? Im Aufruhr? Dahin hat das Hetzen und Zerren, womit sie mich schon seit Jahr und Tag quälen, geführt? So sollen sie erfahren ... aber berichtet", unterbrach er sich selbst, „was ist geschehen!"

„Der alte Feind des Glaubens, der Ordnung und des Gehorsams, der verwegene hartnäckige Mathias Thurn, der gewandte Zungenheld, hat das Unheil angestiftet", berichtete der Erzherzog. „Als Ew. Majestät Antwort auf die übermüthige Beschwerde und Supplik der Herren Glaubensdefensoren, wie sie sich nennen, und der aufhetzenden Ständemitglieder in Prag eintraf, die die Unruhestifter in ihre Schranken zurückweist und bedroht, hat er, schon längst auf Gewaltthätigkeiten vorbereitet, halb Böhmen in Waffen gerufen. In Prag sind die Stände und eine Masse Volks aus allen Kreisen schon versammelt gewesen. Am 23. Mai hat Thurn das Signal zum offenen Aufstand gegeben."

„Am 23. Mai", rief der Kaiser hastig dazwischen, und eine seltsame Bewegung war in seinen Zügen erkennbar.

„Die evangelischen Stände", fuhr der Erzherzog fort,

„sind mit Bewaffneten ins Schloß gedrungen, wo die Statthalter zu Rath saßen, und haben sie unter wüthender Anklage, Schimpf und Hohn aus dem Fenster des Saales hinuntergestürzt in den Schloßgraben! Solche Früchte hat die Nachgiebigkeit gegen diese Glaubensfeinde getragen!"

Der Kaiser rollte das Auge; ein Anflug von Zorn röthete sein Angesicht; die heftige Wallung raubte ihm, so schien es, die Sprache.

„Dieser Mann", berichtete der Erzherzog weiter, und zeigte auf Fabricius, welcher demuthvoll im Hintergrunde stand, jetzt aber einen Schritt vortrat, „dieser Mann ist heute Nacht mit der Kunde hier eingetroffen. Er selbst gehört zu den Gemishandelten; nur durch ein Wunder, durch welches die Gnade des allmächtigen Gottes selbst Zeugniß gibt für die Gerechtigkeit und Heiligkeit unserer Sache, ist er am Leben geblieben!"

„Man hat Euch auch zum Fenster hinausgestürzt?" fragte der Kaiser hastig.

„Die Wüthenden", begann Fabricius, und sein hohles Auge rollte finster, „fielen über uns her und stürzten zuerst Se. freiherrliche Gnaden, den Herrn Burggrafen von Karlsstein —"

„Den Martiniz?" fragte der Kaiser erschreckend.

„Und dann den Herrn Präsidenten von Slawata, und endlich mich selbst hinab", fuhr Fabricius fort. „Gottes heilige Engel haben uns beschützt. Achtzig Fuß hoch hinabgeschleudert, sind wir doch, wenn auch schwer zerschlagen und erschüttert, mit dem Leben davongekommen!"

„Und Sternberg, und die Lobkowitze und die Andern?" fragte der Kaiser im höchsten Maße aufgeregt.

„Nur der Graf Adam von Sternberg und der Großprior, Herr Diepold von Lobkowitz, waren noch zugegen;

die andern Herren Statthalter befanden sich nicht in der Sitzung ....“ sie waren theils krank, theils verreist“, berichtete Fabricius. „Ob man sie nachträglich ermordet hat, ist mir unbekannt, auch von den Herren Sternberg und Lobkowitz weiß ich nichts. Sie wurden vor unsern Augen aus dem Saale gerissen; vielleicht sind sie draußen unter den Dolchen der Mörder gefallen“, setzte er arglistig hinzu.

„Und wie wurdet Ihr Drei gerettet?“ fragte der staunende Kaiser.

„Wir fielen auf einen Holunderbusch, der hart unter der Mauer in den Schloßgraben hineingewachsen ist. Das Gezweig und ein dort aufgeschütteter Haufen von Kehricht und Dünger milderte den Sturz.“

„Und wo sind Slawata und Martiniz?“

„Das vermag ich Ew. kaiserlichen Majestät nicht zu sagen“, lautete Fabricius' Antwort. „Die Flucht trieb uns auseinander, denn die Empörer schossen aus dem Fenster nach uns. Mir gingen zwei Kugeln durch den Mantel. Es gelang mir später durch Hülfe treuer Bürger aus der Stadt zu entkommen. Aber auch schon das Landvolk war aufgehetzt von dem Grafen Thurn und seinen Bundesgenossen. Ich mußte unter vielfachen Gefahren und Beschwerden flüchten, verkappt, auf einsamen Pfaden. Am zweiten Tage, da ich schon ganz erschöpft war, traf ich zum Glück auf der Landstraße einen Edelmann, den ich kannte und der unserm Glauben treu anhängt, Wenzel von Niemeck. Der gab mir sein Pferd und hieß mich zu einem Freunde reiten, der mir mit einem Wagen weiter half. So immer von Einem zum Andern empfohlen, bin ich heute am sechsten Tage, Nachts, hier angelangt!“

„Mein Beichtvater, der ehrwürdige Pater Lamor-

main", ergänzte Erzherzog Ferdinand, „hat mir den unglücklichen Mann vor einer Stunde zugeführt."

„Lamormain?" sprach der Kaiser, und runzelte die Brauen. „Wie seid Ihr denn zum Pater Lämmermann gerathen?" fragte er Fabricius mit ironischer Betonung des Namens und einem seltsamen Ausdruck des Staunens, indem er bald ihn, bald den Erzherzog scharf anblickte.

„Der Herr Pater Thyßka, ein frommes und gelehrtes Mitglied der Gesellschaft Jesu, der mit mir aus Prag flüchtete, weil die Mörderschaaren schon in die Besitzungen des Ordens eindrangen, hatte mich angewiesen, sobald ich Wien erreicht haben würde, mich an den ehrwürdigen Herrn Pater zu wenden, und hatte mir auch ein Blättchen für ihn zugestellt."

„Die wilde ketzerische Rotte hat sogleich die ehrwürdigen Mitglieder des Ordens dergestalt bedroht, daß sie wol sämmtlich aus Prag geflüchtet sind", setzte der Erzherzog erbittert hinzu.

„So thürmen sich wieder neue Sorgen und Unruhen wie schwere Gewitter über unserm Haupte auf!" sprach der Kaiser finster, und sein anfänglicher Ton des Staunens war schon in Verdruß übergegangen. „Was soll nun da wieder geschehen! Wie soll man diesen Strom wieder in sein Bett zurücktreiben?"

„Durch alle Maßregeln der unerbittlichsten Strenge, würde ich Ew. Majestät anrathen", bemerkte der Erzherzog in bescheidenem, aber nichtsdestoweniger nachdrücklichem Tone. „Wir tragen, mit Ew. Majestät Verlaub, die Schuld früherer allzu großer Nachgiebigkeit. Wem man einen Finger gibt, der nimmt die ganze Hand; vollends Leute solcher Art."

„Wer weiß, Herr Erzherzog", antwortete der Kaiser in

einer Weise, die stark wie Hohn und Vorwurf klang, „wer weiß, ob nicht gerade das Gegentheil der Fall ist? Im Grunde genommen war die erste Beschwerde der Leute über den Abt von Braunau und den Erzbischof von Prag doch nicht so ganz ohne Halt und Schick! Und hätten wir den Thurn nicht zum Karlsstein hinausgeworfen, so wäre vielleicht der Martiniz nicht zum Fenster hinausgeworfen worden!“

„Daß Thurn's ungezügelte Rachsucht hier hauptsächlich im Spiele ist, will ich nicht leugnen, Ew. Majestät“, entgegnete der Erzherzog sich verbeugend. „Aber jetzt wird man ....“

„Die Sache muß“, unterbrach ihn der Kaiser heftig, „mit meinen Räthen beschlossen werden; auch müssen wir erst genauere Nachricht haben. Der Mann dort“ (er zeigte auf Fabricius) „soll auf der Stelle schriftlich aufsetzen, was er von dem ganzen Hergang weiß. Balthasar“, rief er dem Kämmerer, der in ehrerbietiger Ferne stand und die Kunde staunend vernommen hatte, zu, „trage Sorge, daß hier dem Herrn Geheimschreiber ein Zimmer im Schlosse angewiesen, und daß er mit Allem versehen werde, dessen er bedarf. Dann wecke sogleich den Kanzleisecretär; er soll auf der Stelle schriftlich den Cardinal Clesel, alle Minister und Räthe zur Versammlung hierher bescheiden.“

Balthasar ging; Fabricius folgte ihm.

„Hört noch einmal, Ihr da, Herr Geheimschreiber“, rief der Kaiser ihm nach, „wie war Euer Name?“

„Philipp Fabricius Platter, Ew. Majestät zu dienen“, erwiderte der Gefragte sich verbeugend.

„Will Euch halt einen Balsam auf Euer zerschlagenes corpus streichen“, sagte der Kaiser halb scherzend, halb gutmüthig. „Ihr seid hoch hinuntergefallen, Ihr könnt

Euch künftig Herr von Hohenfall nennen; will Euch das Adelspatent darüber ausfertigen lassen!" *)

Fabricius staunte den Kaiser an. „Meine geringen Verdienste", begann er stotternd.

„Laßt's gut sein!" unterbrach ihn Mathias, „ich weiß wohl, daß es nicht Euer Verdienst ist, unzerbrochene Glieder behalten zu haben, es ist aber Mancher in meinem Lande vom Adel, der nicht so hohe Verdienste hat als Euer Fall!" Er winkte Fabricius zu schweigen und zu gehen, dieser zog sich mit endlosen Verbeugungen rücklings aus dem Gemach.

„Darf ich das Ohr meines gnädigsten kaiserlichen Oheims noch einige Augenblicke in Anspruch nehmen", fragte der zurückbleibende Erzherzog Ferdinand sich tief verbeugend.

„Setze dich", winkte ihm der Kaiser, der, nach Entfernung aller Zeugen, den traulichen Familienton gegen seinen Neffen annahm, aber dennoch einigen Unmuth durchblicken ließ, weil er ahnte, welcher Art das Gespräch sein werde, das der Erzherzog anknüpfen wollte. Denn Beide waren im Grunde selten einer Meinung; allein der Erzherzog hatte sich durch seine jugendliche Kraft, seinen Muth, seine Einsicht einer Herrschaft über den Kaiser zu bemächtigen gewußt, der dieser sich häufig, wiewol stets mit Widerwillen beugte.

„Ich besorge, Ew. kaiserliche Majestät", begann der Erzherzog, da sie allein waren, „wir stehen an dem Anfangspunkte der unglückseligsten Ereignisse. Die Verwegenheit dieser ketzerischen Parteien ist auf das höchste gestiegen. Allem Frieden, aller Ordnung, dem heiligen Glauben selbst droht der Untergang, wenn diesem frevelhaften Beginnen nicht Schranken gesetzt werden!"

---

*) Historisch.

„Ihr möchtet so gern aus jeder Mücke einen Elefanten machen, Neffe", unterbrach ihn der Kaiser verdrießlich, daß er in seinem Innern dem Erzherzog Recht geben mußte. „Das Unheil ist ja zum Glück noch nicht so groß geworden, da Keiner den Hals gebrochen hat bei dem Sprunge!"

„O, mein kaiserlicher Oheim, lassen Sie uns dies sichtliche Zeichen der Gnade des Himmels und seines Schutzes für unsere heilige Sache nicht gering achten! Diese Märtyrer der Pflicht sind gerettet worden, wie der Herr den Daniel in der Löwengrube errettete. Gerade das macht mir den Vorfall so unermeßlich ernst und wichtig! Wo uns solche göttliche Zeichen werden, wie sollten wir da anstehen, freudig, muthig und eifrig nach dem Willen des Allmächtigen zu handeln?"

„O, ich verstehe Euch! Ich soll nur tanzen wie Ihr geigt", entgegnete Mathias übellaunig, „aber ich glaube, ich habe schon zu viel nach Eurer Melodie gepfiffen! Waret Ihr es nicht, der mir immer im Ohre gelegen, ich solle den Ketzern den Kirchenbau verweigern? Hätten wir dort nachgegeben, wo sie nicht so ganz im Unrecht waren, so wäre diese Gewaltthat nicht geschehen!"

„Oheim!" rief der Erzherzog, der anfing sehr aufgeregt zu werden, „was muß ich von Eurem Munde hören! Ew. Majestät, stets ein so weiser, entschlossener Mann", lenkte er in den Ton der Ehrerbietung wieder ein, „könnten es bereuen, hier mit Kraft und Nachdruck gehandelt zu haben? Meinen Ew. Majestät wol, die Ketzer wären bei dieser Forderung stehen geblieben? Das war ja nur der Anfang, der Probirstein! Sie wollten sehen, was sie in den unheilvollen Majestätsbrief, den sich der in Gott selige Oheim Rudolf hatte abtrotzen lassen, hineindeuten könnten! Glückte das, dann forderten sie mehr! Wohin sollte es

mit unserer heiligen Kirche kommen, wenn Jeder, dem es nur einfiele, Kirchen der Abgötterei aufrichten könnte?"

Der Kaiser gab schon Zeichen der Ungeduld, doch unterbrach er den Erzherzog nicht, dessen Eifer für den Glauben sich durch seine eigenen Worte immer höher entflammte.

„Es war schon genug, schon zu viel", fuhr er im feurigen Redestrom fort, „daß die Stände und Städte Kirchen bauen konnten nach ihrem Gutdünken, und nun vollends jeder einzelne Bürger nach seiner Willkür! Steht wirklich etwas der Art im Majestätsbriefe, was ich nicht einräumen kann, so steht es unwillkürlich, zufällig, misbräuchlich darin, und darf nicht länger geduldet werden. Sollen wir zusehen, wie der ganze erhabene Bau unserer heiligen Kirche unterhöhlt wird, weil ein unklarer Buchstabe zufällig oder böswillig geschrieben ist? Bedenken Ew. Majestät nur, welche schwere Schuld wir auf unser Gewissen laden würden durch solche Nachgiebigkeit und Duldung! Ich beschwöre Ew. Majestät! . . ."

„Laß es nun endlich genug sein, Neffe", unterbrach ihn jetzt Mathias höchlichst ungeduldig. „Ich weiß wohl, wo du hinaus willst! Wir haben aber an mehr zu denken als an Böhmen allein! In Oesterreich und Ungarn haben wir ebenso viel Protestanten und sie hängen eng untereinander zusammen. Von Schlesien, Mähren und der Lausitz kann ich geradehin annehmen, daß sie Eins mit Böhmen sind! Wenn wir Gewalt brauchen, haben wir es mit allen unsern Erblanden gleichzeitig zu thun. In diesen Glaubenssachen bringt die Gewalt uns nicht vorwärts; es ist nur immer ärger danach geworden."

„Vergebt mir, Oheim", erwiderte der Erzherzog mit steigendem Eifer, „allein was diesen Punkt anlangt, so glaube ich Ew. Majestät das Gegentheil beweisen zu können. Nur

durch die Nachgiebigkeit ist der Trotz und Uebermuth der Ketzer so gewachsen. Ich habe in Steiermark mein Recht mit der Macht durchgesetzt, und jetzt haben wir Ruhe und Frieden und die heilige Kirche ist in voller Kraft und Ehren!"

„Ja, wie lange es dauert", antwortete Mathias. „Und was hast du gethan? Tausende von armen Leuten von Haus und Hof gejagt, weil sie nicht aufs Haar so glauben, wie du es in Ingolstadt im Jesuiterstift gelernt hast! Es wird dir, wenn du dermaleinst so alt und krank bist wie ich, auch kein weiches Ruhekissen für dein greises Haupt sein, wenn du bedenkst, wie viele Tausende dich in ihrem Herzen verfluchen und Jammer und Wehe über dich rufen!"

„Theuerster Oheim", rief der Erzherzog aus und erhob staunend die Hände, „wie aber, wenn die heilige Kirche mich verfluchte! Konnte ich wider Pflicht und Gewissen handeln und *sie* zu Grunde gehen lassen, um für der Ketzer zeitliches Gut und Wohl zu sorgen? Auch zu ihrem eigenen Besten habe ich gehandelt, denn Tausende habe ich auch in den Schoos der alleinseligmachenden, Gottes ewiges Reich aufschließenden Kirche zurückgeführt."

„Ja, mit der Geißel auf dem blutigen Rücken oder mit dem Hungertuch, das du ihnen zu nagen gegeben!" rief der Kaiser und wollte hastig aufstehen. Allein das Podagra und die Schmerzen im Rückgrath erinnerten ihn, daß so jugendliche Bewegungen nicht für sein Alter und seine Krankheit paßten. Er verzog das Gesicht vor Schmerz und Aerger und setzte sich wieder nieder mit einem unverständlichen Murmeln, wovon der Erzherzog nur die letzten, heftig ausgestoßenen Worte hörte: „Wenn man alt wird!"

Er fing an zu besorgen, daß er zu weit gegangen war, daß dieses Dringen in den Kaiser ihn vielleicht gerade zum Gegentheil bestimmen könnte, und versuchte daher einzulenken.

„Ew. Majestät werden allerdings erst nähere Nachrichten abzuwarten haben, wie weit sich der Aufstand verbreitet hat und ob die Rebellen nicht vielleicht von ihren eigenen Landsleuten unterdrückt werden!“

„Was unterdrücken, was, eigene Landsleute“, unterbrach der Kaiser gereizt; „da sieht man, wie du die Dinge kennst! Zwei Drittheile in Böhmen und darüber sind Utraquisten, Protestanten und Calvinisten! Hast du vergessen, was es für Mühe kostete, deine Wahl zur Nachfolge in der Krone durchzusetzen? Hätten wir damals nicht so klug lavirt und abgewartet, bis die Protestanten den Landtag meist verlassen hatten, du würdest erfahren haben, wie überwiegend ihre Stimmen sind. Es wäre noch ein schöner freier Platz auf deiner Stirn für die böhmische Krone! Der Thurn hat ja schon damals offen gegen die Wahl protestirt!“

„Er ist der stete Unruhstifter! Und wenn Slawata dem Rathe gefolgt wäre, den wir ihm längst ertheilt hatten ....“

„Wir? Wer sind diese wir? Und was für einen Rath haben sie ertheilt?“ fiel der Kaiser dem Neffen mit funkelndem Blicke in die Rede.

„Ich will es Ew. Majestät nicht verhehlen“, erwiderte Ferdinand mit äußerlich bescheidener Haltung, aber mit scharfer Entschiedenheit, „daß ich schon längst der Ansicht war, der Uebermuth der Ketzer wachse nur durch die Milde und Nachgiebigkeit, die man ihnen gezeigt. Es würde leicht gewesen sein, die Rädelsführer, wie Thurn, Fels, Kinski, Budowecz zu irgend einer Unvorsichtigkeit zu verleiten; und dann hätte man sich ihrer auf der Stelle bemächtigen müssen. Das war der Rath, den ich Martiniz und Slawata geben ließ, und in dem wir Alle übereinstimmten!“

„Wir Alle? Das heißt Pater Lamormain und deine

Schulgenossen und Schullehrer, die Herren Confratres societatis Jesu! O, ich kenne sie wohl! Ich weiß wie weit euer Complot die Fäden spinnt. Mich wäret ihr auch gern los ...."

„Oheim! Theurer Oheim!" unterbrach Ferdinand, und ergriff seine Hand und drückte sie.

„Was sollen mir diese süßen Worte und Händedrücke!" ließ ihn der Kaiser hart an. „Meinst du, ich wüßte nicht, wie du hinter der Larve aussiehst? Ich werde euch zu alt! Ihr meint, es sei schon am Ende mit mir! Allein dem Himmel sei Dank, ich fühle noch etwas Mark in den Knochen und werde euch zu Gefallen die Augen nicht so früh zumachen, als Ihr hofft."

Der Erzherzog sah, daß mit dem Kaiser in seiner jetzigen Stimmung nichts mehr zu beginnen war. Er verbeugte sich daher und sprach mit Ton und Haltung äußerer Ehrfurcht: „Ich werde Ew. kaiserlichen Majestät Willen und Beschlüsse mit unterwürfigstem Gehorsam vernehmen und, soweit an mir ist, zur Ausführung bringen! Jedenfalls ...."

Hier brach er rasch das Wort ab, denn der Kämmerer trat soeben wieder ein. Er meldete, daß er dem Geheimschreiber eine Wohnung in der Burg angewiesen habe, und daß derselbe sich bereits damit beschäftige, den Bericht über die Vorgänge zu Prag aufzusetzen.

„Berathen können wir darauf", sprach der Kaiser bedenklich; „doch beschließen nicht eher, bis wir auch andere Nachrichten haben. Am 23. war es, wo der Aufstand ausgebrochen ist?" .... fragte er mit eigenthümlicher Betonung.

„So war es", bestätigte der Erzherzog.

„Und heute schreiben wir den 30. oder 31.?"

„Den 30., Ew. kaiserliche Majestät", antwortete der Kämmerer, auf den sich des Kaisers fragende Blicke gerichtet hatten.

„Also der siebente Tag? Da könnten meldende Boten schon gestern hier gewesen sein! Aber die Rebellen werden sich wol gehütet haben, Meldung zu senden, und den Andern wird's schwer fallen! Die Stadt wird wol abgesperrt sein! Nun, vielleicht treffen noch Depeschen ein bis Anfang des Conseils!"

Der zweite Kämmerer trat ein und meldete, daß ein Page der Kaiserin im Vorzimmer sei. Ihre Majestät hätten vernommen, daß der Kaiser schon so überaus früh das Lager verlassen und Besuch empfangen habe. Sie besorgten daher, es sei etwas Uebles vorgefallen, das Sr. Majestät Nachtruhe gestört habe, und ließen anfragen, ob sie schon zu so früher Tageszeit einen Besuch abstatten könnten. Der Kaiser empfing die Botschaft mit sichtlicher Befriedigung und ließ zurücksagen, der Besuch seiner Gemahlin werde ihm höchst willkommen sein. Der Erzherzog, der sich nicht zum besten mit der Kaiserin stand, und der jetzt große Thätigkeit in *seinem* Sinne für dringend nothwendig hielt, benutzte den Augenblick sich zu empfehlen. „Guten Morgen, *Nandl*", nickte der Kaiser, durch das Kommen der Kaiserin wieder heiterer gestimmt, ihm in seiner gutmüthigen Weise zu; „wir sehen uns beim Conseil wieder!" Ferdinand verbeugte sich und ging mit den Worten: „Ich werde pünktlich dort sein, theurer Oheim!"

Dreiundzwanzigstes Capitel.

„Grüß dich Gott, Anna!“ rief Mathias seiner Gemahlin entgegen, als sich die Thür öffnete und sie zu ihm ins Zimmer trat. „Es freut mich, daß du mir halt so früh schon den Guten Morgen bietest. Komm her, setz dich zu mir; wir wollen Eins schwatzen! Geh nur 'naus, Balthasar, besorg' das Frühstück!“

Mit der Kaiserin, die er überaus liebte, überließ Mathias sich ganz der zwanglosesten Art des Verkehrs, und sprach auch fast immer nur in der österreichischen Volksmundart.

Der Kämmerer ging; die Kaiserin begrüßte ihren kranken Gemahl mit einem herzlichen Kuß und setzte sich an seine Seite. „Ich höre ja, daß man dich schon so früh gestört hat; der Ferdinand begegnete mir ganz wild und wüst“, begann sie. „Was gibt's denn?“

Mathias erzählte was vorgegangen war. Die Kaiserin wurde immer ernster und ernster.

„Das sind doch schlimme Nachrichten“, begann sie, nachdem der Kaiser geendet hatte; „ich besorge, das gibt Unheil auf lange Zeit!“

„Ich besorg' es auch“, sprach der Kaiser ernst und mit sichtlicher, innerer Bewegung; „vor dem Neffen darf ich's freilich nicht so merken lassen! Ich besorg' es aus mehr als einem Grunde!“

Er blickte starr vor sich hin; sein Puls schlug unruhiger.

„Was hast du, Mathias?“ fragte die Kaiserin und betrachtete ihn mit forschender Sorge.

„Ich kann's nun einmal nicht lassen, Anna", antwortete er, „ich glaube an manche Dinge, an die ich nicht glauben sollte, das heißt, ich glaube grad' nicht daran, aber ich kann's mir doch nicht so ganz aus dem Sinn schlagen."

„Und was meinst du?" fragte die Kaiserin.

„Sieh", begann er, stockte aber sogleich wieder und schien in Verlegenheit, wie er das ausdrücken sollte, was ihm auf dem Herzen lag, „ich bin, du weißt's ja, mit dem Rudolf, mit meinem Bruder, nicht gut gestellt gewesen. Er war ein Träumer, er hätte das Land, er hätte unser ganzes Haus zu Grunde gerichtet; ich mußte wol eingreifen. Aber Manches ist doch geschehen, was besser nicht geschehen wäre! Ich glaube nicht, daß er mich in seinem Herzen gesegnet hat auf dem Todesbette!"

„Schlag' dir das aus dem Sinn, Mathias", entgegnete die Kaiserin; „du hast so viele Messen für ihn lesen lassen und — ihr waret ja auch gut zusammen in den letzten Jahren!"

„Hm! Es schien mehr so! Ich hatte ja Alles was ich wollte! Aber jetzt ... sieh, der Aufruhr in Prag ist am 23. Mai ausgebrochen!"

„Nun ja!"

„Und hast du vergessen, was das für ein Tag ist?" fragte er. „Gedenkst du nicht, daß ich vor sieben Jahren grad' am 23. Mai zu Prag gekrönt wurde?" *)

Die Kaiserin schwieg betroffen.

„Ich weiß, was mein Bruder an dem Tage gedacht und gethan hat", fuhr der Kaiser düster fort, „er hat —"

„Ihr waret ja versöhnt und einig", fiel die Kaiserin begütigend ein, „ihr beschenktet euch gegenseitig!"

---

*) Historisch.

„Ja doch! Daß auch du mir davon reden willst!“ fuhr Mathias auf. „Du weißt doch wol, wie es mit den Geschenken stand, und was wir Beide im Herzen dabei empfanden, vollends der Bruder, der mir Platz machen mußte auf dem böhmischen Königsthron! Als wir zu Prag beim Krönungsmahl an der Tafel saßen und die Trompeten und Zinken erschallten und die Becher klangen, da schallte es bis in die Gemächer hinauf, wo der entthronte Rudolf in seinem Groll einsam saß! Und damals fluchte er mir und dem undankbaren Prag und wünschte die Vergeltung auf die treulose Stadt herab!*) Sieben Jahre sind nun verflossen ...“

„Du siehst das zu schwarz an, Mathias“, unterbrach ihn die Kaiserin und suchte durch den Ton ihrer Stimme den Worten noch mehr mildernde, ableitende Kraft zu geben; „er hatte mit den Böhmen längst im Hader gelegen. Ich weiß auch nur, daß er über sie und ihre Stadt seine Verwünschungen aussprach.“

„Nein, nein, Anna, es ist mir hinterbracht worden“, seufzte der Kaiser, „und nicht von Einem allein! Er hat grauenvolle Verwünschungen ausgestoßen über Stadt und Land, und über seinen Bruder, über mich. — Damals achtete ich's gering — nun drückt mich's aufs Herz! Es ist der siebente Jahrestag gewesen, seitdem! Sieben Jahre! Sieben ist eine böse Zahl! — Mir däucht, ich sehe Rudolf vor mir, wie er Thränen des Ingrimms vergoß und die geballte Faust erhob ... Am 23. Mai — und grad' an dem Tage mußte es zum Ausbruch kommen!“

„Das Zusammentreffen ist ein Zufall ...“

---

*) Historisch.

„Gott hat es gefügt, Anna, und hat's vorausgeschaut", rief Mathias feierlich, und sein Antlitz wurde bleich und seine Lippen bebten. „Ich bin schnell gealtert seitdem! Damals noch voller Kraft und Feuer, jetzt siech, hinfällig, und der Muth sinkt mir! Und bin doch nicht so alt — sieben Jahre sind doch kein Jahrhundert!"

„Ziehe dir's nicht so zu Gemüth, was Rudolf damals im ersten Zorn gesprochen und gethan; er hat es nachher in seinem Herzen bereut und zurückgenommen. In seiner Sterbestunde wird er weder dir noch seiner Stadt Prag und seinem Lande Böhmen geflucht und Unheil gewünscht haben, sondern er ist christlich eingeschlafen mit Versöhnung und Vergebung im Herzen. Daß du jetzt eben leidest, stimmt dich so zu Trübsal!"

So suchte die liebende Gattin die aufwogenden Stürme des Gewissens in der Brust des Kaisers zu beschwichtigen. „Du wirst wieder genesen", setzte sie hinzu, da er finster schwieg.

Der Kaiser antwortete nicht, aber indem die Kaiserin sich abwendete, da eben der Kämmerer Balthasar mit dem Frühstück eintrat, sprach er still vor sich hin: „Wie das Garn, so der Faden, — wie man sich bettet, so ruht man!"

Der Kämmerer setzte den Tisch mit dem Frühstück vor den Kaiser ans Fenster. Dieser warf einen Blick hinaus. Außer der weiten schönen Umgegend, bis zur Donau hin, und den ersten Bergen, die an derselben aufstiegen, übersah man auch einen Theil der Wälle, Gräben und Zugbrücken.

„Der reitet ja über die Brucken, als wolle er seinen Gaul mit Gewalt todtjagen", sagte der Kaiser verwundert; „ist das nicht ein Küraſſier von St.-Hilaire's Regiment?"

Der Kämmerer bestätigte es und setzte hinzu: „Mir scheint, er hat eine Depeschentasche über der Schulter hängen."

„Hm! So könnte er wol Nachrichten bringen", meinte Mathias. „Geh', Balthasar; wenn der Reiter hier in die Burg kommt, so soll er gleich hier herauf, daß mir die Briefe, die er etwa hat, auf der Stelle übergeben werden. Nicht erst in die Kanzlei hinauf."

Der Kämmerer ging. Der Kaiser hatte die Lust zum Frühstücken verloren, wie freundlich Anna ihn auch dazu einlud. Er nahm einige Bissen, doch sein Auge blieb unruhig auf die Thür geheftet, in der Erwartung der Depeschen. „Das ist Hufschlag im Hofe!" rief er lebhaft. Einige Minuten später brachte ihm der Kämmerer eine verschlossene Tasche mit Briefschaften. Mathias öffnete hastig. „Wo ist der Reiter?" fragte er; „von wo kommt er?"

„Nur von Hollabrunn", antwortete Balthasar; „die Briefschaften sind nach Mitternacht von Znaym dorthin gekommen."

„So kann er nichts Besonderes berichten", warf der Kaiser hin, indem er die Packete eilig öffnete, „wol aber die Briefe. Richtig!" rief er, „lauter Nachrichten aus Böhmen und Mähren, von vielen Seiten her! Aus Prag selbst nichts! Doch von Deutschbrot, von Kollin, von Iglau, von Budweis sogar! Das ist die Depesche aus Znaym, von Colloredo!" Er durchflog sie hastig. „Alles wie der Geheimschreiber erzählt hat, — ganz Prag, ganz Böhmen in Alarm, der Thurn, der Colon von Fels, der Andreas Schlick, der Jessenius, der gelehrte Doctor medicinae, der Rector des Carolinums, an der Spitze!"

„Also nichts übertrieben?" fragte die Kaiserin mit besorglicher Miene.

„Nein, nein, im Gegentheil! Der Fabricius konnte noch lange nicht Alles wissen; nach seiner Flucht ist es erst recht angegangen! Wir müssen Alles lesen. — Balthasar! Schicke den Franz sogleich zum Kanzleisecretarius hinauf; er solle nochmals zu dem Cardinal Clesel und allen Räthen senden, sie aufs eiligste antreiben. Auch zum Erzherzog Ferdinand!" rief er dem forteilenden Balthasar noch nach. — „Ja, ja, es ist so! Und noch viel schlimmer als wir dachten! — Du, Balthasar", rief er dem wieder Eintretenden zu, „hilf mich gleich ankleiden. Ich will auf der Stelle selbst in die Kanzlei hinauf. Das muß Alles genau gelesen werden!"

Der Kaiser war im höchsten Grade unruhig. Nach dem Berichte des Geheimschreibers Fabricius war ihm die Begebenheit noch nicht mit solcher Lebendigkeit und Sicherheit vor die Seele getreten; er hatte, wie es bei großen Ereignissen zu sein pflegt, noch nicht so schnell das rechte Gefühl für die wirkliche Vollendung derselben gewonnen. Jetzt überzeugten ihn die übereinstimmenden Berichte von allen Seiten her, daß Alles Wahrheit und die Erschütterung viel umfassender sei, als sie sich anfangs dargestellt hatte.

Der Kämmerer flog ihm mit den Kleidungsstücken so eilig als möglich zu Hülfe; allein der Kaiser hinderte ihn selbst, indem er immer wieder die Depeschen nahm, hineinblickte und sie überflog. Mit Mühe konnte Balthasar das Ankleiden bewerkstelligen. Der Kaiser rief seiner Gemahlin bei jeder neuen wichtigen Meldung, die er fand, den Inhalt derselben zu. — „Der alte Caplicz von Sulewicz, der Oberlandschreiber, ist auch unter den Rebellen! Der alte Mann begeht noch solche Thorheit! — Auch der Wenzel Budowa von Budowecz! Habe ich ihn darum zum Director des Gerichtshofes ernannt, daß er Recht und Gerechtigkeit

gegen seinen Kaiser und Herrn so außer Augen setzen sollte? Wartet, Freund Budowecz! Es ist noch nicht aller Tage Abend worden! Dafür hoffe ich Euch noch einen Proceß zu machen, in dem Euch Eure gesammte Rechtswissenschaft nicht viel Hülfe bringen wird!"

„Was hättest du auch auf den für Vertrauen setzen können", bemerkte die Kaiserin; „ein gotteslästerlicher Calvinist!"

„Der Ulrich Kinski, der Brausekopf", fuhr Mathias wieder auf, „hat zuerst Hand gelegt an den Martiniz. Nur Geduld, Herr Rittmeister Kinski, dafür wird das Kriegsgericht Rücksprache mit Euch nehmen!"

„Sind denn alle Bande der Ordnung, der Treue, des Gehorsams gelöst?" rief Anna aus und Thränen unterbrachen fast ihre Stimme.

„Die Lobkowitze — auch die unter den Aufrührern!" rief Mathias erbittert. „Höre nur, was der Colloredo schreibt: «Es scheint, daß allen den Lobkowitzen nicht recht zu trauen ist, wiewol sie ganz verschiedene Rollen gespielt haben. Der Obristkanzler ...» — Du weißt, er ist selbst Statthalter", unterbrach sich der Kaiser beim Lesen des Briefs — „«der Obristkanzler hatte sich, sowie die meisten seiner andern Collegen, nicht zur Sitzung eingefunden. Er war verreist, sagen sie; doch es ist mir wahrscheinlicher, daß er in seinem Hause versteckt gewesen ist. Er hat nur mit der ganzen Sache, von der er offenbar zuvor unterrichtet war, nichts zu thun haben wollen.»"

„So hat er nicht Muth genug gehabt, seine Pflicht zu erfüllen und die Rechte seines Kaisers zu vertreten", sagte die Kaiserin entrüstet.

„Nestle mir das Wamms nicht so eng zu; schnalle es hinten weiter", gebot der Kaiser dem Kämmerer, der ihm eben die Haken und Oesen über der Brust zusammenfügen wollte. Dann las er weiter aus der Depesche vor: „«Der Großprior des Malteserordens, Diepold von Lobkowitz, war in der Sitzung. Allein er schlug sich zu den Rebellen, wenigstens war er sehr fügsam. Sie haben deshalb auch sein wohl geschont; es ist ihm kein Haar gekrümmt worden.» — Und der Herr Geheimschreiber meinte", rief der Kaiser unwillig aus, „er und Sternberg möchten es wol mit dem Leben gebüßt haben! Es hat aber diesmal, so scheint es, nicht geheißen: Mitgefangen, mitgehangen! — «Der alte Mann», lautete es weiter in der Depesche, «hatte wol die Fassung verloren, er ist zu schwach gewesen, um muthig gegen die Empörer aufzutreten. Wären die Statthalter alle eines Sinnes, und hauptsächlich, wären sie alle zugegen gewesen, die Sache würde schwerlich so weit gekommen sein. Der Dritte von der Familie aber, Wilhelm Popell von Lobkowitz, stand leider geradezu auf Seiten der Empörer, wiewol er sich nicht thätlich benommen hat. So sieht mir die ganze Sache wie abgekartet aus! Sie haben es mit Keinem verderben wollen, damit sie, je nachdem der Streich ausfiel, überall ihren Platz fänden.» — Siehst du, Anna", ereiferte sich der Kaiser, „das sind grad' die Leute, auf die ich am ergrimmtesten bin. Sie sind Verräther und wollen doch nicht schwarz aussehen! So weiß man den Teufel, wie man mit ihnen daran ist. Sie verkaufen uns und verlangen zuletzt noch Dank! — Also Herr Wilhelm Popell von Lobkowitz hat sich die Pfötchen nicht verbrennen wollen und naschte doch die warmen Kastanien! Das soll ihm nicht zu gut bekommen! Wartet nur, Herr Popell von Lobkowitz, Ihr meint, Ihr seid mit Eurem Geschlecht wie ein Phönix

aus der Asche*) emporgestiegen, aber ich denke, ich kann machen, daß Ihr wieder zu Asche werdet; Eure Fackel soll nicht lange lodern!"

„Befehlen Ew. Majestät, die Kette mit dem güldenen Vließ anzulegen?" fragte der Kämmerer.

„Ja, gib sie her! Die Sitzung wird so wichtig sein, daß wir sie auch mit aller Feierlichkeit abhalten wollen", antwortete der Kaiser und ließ sich den Orden anlegen.

Er nahm wieder eine Depesche vor, die er noch nicht geöffnet hatte. „Sieh da, auch von Colloredo! Sechs Stunden später. — Horch nur, Anna! «Die Rebellen», heißt es in dem Briefe, «haben gleich Alles gethan, um Ordnung zu erhalten; sie haben dreißig Directoren ernannt, die Regierung zu führen.» Dreißig! Hörst du? Ich der Kaiser, ich bin Einer gegen Dreißig — doch ich denke, ich bin genug!" Er las weiter: „«Zehn aus dem Herrenstand, zehn aus dem Ritterstand und zehn von den Bürgern.» Sie sind also Alle Eins, das ganze Land in Aufruhr!" unterbrach sich Mathias. „Ich weiß noch nicht alle Namen; aber Wilhelm der Aeltere von Lobkowitz, Paul von Reziczan, Berka von Duba, Graf Andreas Schlick, Graf Albin Schlick, Wenzel Budowecz von Budowa, Wilhelm von Raupowa, Kaspar Caplicz von Sulewicz, Procop Dworschetzki von Olbramowitz, Martin Frühwein von Podoli, Valentin Kochan von Prachowa, Tobias Steffeck von Kolodny sind darunter. Eine stattliche Gesellschaft!" rief der Kaiser aus, „was meinst du, Annerl?"

---

*) Popél heißt im Böhmischen „Asche" Die Lobkowitze stammten in ältester Linie von einem Pfarrer Namens Popell ab, der in dem Ort Lobkowitz wohnte, und sich nach diesem Popell von Lobkowitz nannte.

Die Kaiserin schüttelte bedenklich das Haupt.

„Nun, laß gut sein; ich denke schon mit ihnen fertig zu werden!“ sagte Mathias. „Bring das Alles mit herauf“, befahl er dem Kämmerer, indem er auf die Depeschen deutete, „und führe mich; ich werde Mühe haben hinaufzukommen, besonders auf den Stiegen. — Guten Morgen Schatzerl“, wandte er sich zur Kaiserin. „Du hast Recht; die Krankheit macht schweres Geblüt. Jetzt, da ich gekleidet bin, mich in meinem Amt fühle, ist mir halt ganz anders zu Sinn. Der kranke Greis Mathias wird den König von Böhmen, wider den man sich empört, nicht vergessen!“

Mit diesen Worten ging er, auf Balthasar gestützt, der die Mappe mit den Depeschen trug, hinaus und drückte der Kaiserin, als er ihr die Hand zum Gruß darreichte, die ihrige mit herzlicher Wärme.

Vierundzwanzigstes Capitel.

„Nein, theurer Bruder in Jesu, ich hege nicht so übergroße Besorgnisse“, sprach lächelnd der Pater Lamormain (wie er sich lieber nannte, als mit seinem wirklichen Namen Lämmermann) zu dem neben ihm sitzenden Pater Thyßka. „Wetter, die so rasch und wild hereinbrechen, gehen auch rasch vorüber. Wirklich, lieber Thyßka, so überaus gefährlich ist die Angelegenheit nicht! Weder der Aufstand im Ganzen, noch die Bannstrahlen, die er unter so lautem Donnergeräusch auf den Orden schleudert!“

„Ich will wünschen, hochwürdiger Vater, daß ich mich täusche und Ihr vollkommen Recht habt", erwiderte in bescheidener Haltung der Pater Thyßka; „allein überzeugt bin ich davon noch nicht! Ihr solltet, Hochwürdigster, die Stimmung der Böhmen so in der Nähe kennen gelernt haben als ich! Es ist nicht ein wilder kopfloser Haufen Pöbels, der sich zusammenrottet, ohne recht zu wissen, weshalb, nur weil Tumult die Massen lockt, und sich durch sich selbst mehrt! Es sind die vornehmsten, die reichsten, die gelehrtesten Männer Prags und des ganzen Landes, die mit wohlüberlegter Absicht handeln!"

„Weltliche Weisheit, die vereinzelt aufschießt ohne Nachhalt in der Wirkung!"

„Nicht so vereinzelt als es scheinen möchte, würdiger Vater! Die Protestanten in Böhmen haben sich zu gut gesichert, sie klammern sich schon mit zweihundertjährigen Wurzeln an Boden und Institutionen! Ist doch das ganze Carolinum in ihren Händen! Die gesammte gelehrte Erziehung der Böhmen wird von ihnen geleitet, und durch die Decrete der letzten Jahrzehnde sowie durch den unglückseligen Majestätsbrief haben sie sich dieses Institut und die Einwirkung darauf ganz ausschließlich gesichert."

„Ei, ei, Pater Thyßka! Wie verblendet, und ich darf sagen, wie undankbar seid Ihr gegen Eure eigenen Gründungen, gegen Eure eigene Thätigkeit! Hätte die Thätigkeit unseres Ordens, hätten seine mannichfachen Institute denn keine Wirksamkeit ausgeübt? Das Collegium zu Prag habe ich stets unter die höchsten gestellt, deren geistige Kraft uns in diesem Jahrhundert zu Gebote steht! Habt Ihr nicht die bedeutendsten Aemter im Lande mit Euren Zöglingen und Anhängern besetzt? In Staatsverwaltung, Kirchen und Schulen? Gedenkt nur an Martiniz und Slawata selbst:

hatten sie nicht, und größtentheils durch uns, die wichtigsten Stellungen im ganzen Lande inne?"

„Wir haben allerdings Einiges gethan, Ehrwürdigster, allein wer lange im Lande gelebt hat, wie ich, der weiß auch, wie Vieles uns noch entgangen ist, wie große Gebiete unser Einfluß nicht beherrscht", entgegnete Thyßka bei aller Bescheidenheit, ja Unterwürfigkeit des Tons doch sehr entschieden. „Bedenkt nur, würdiger Vater, daß von den zehn Statthaltern sechs . . ."

„Den Mantel nach dem Winde hängen", fiel Pater Lamormain lächelnd ein, „ich gestehe, Thyßka", fuhr er ebenso fort, „ich finde das, soweit ich Welt und Menschen kenne, noch sehr wenig. Ein Verhältniß, mit dem ich ganz zufrieden bin!"

„Allein eben daß der Wind so stark von jener Seite stand . . ."

„Für den Augenblick! Was dreht sich rascher als der Wind? — Nein, Thyßka, das macht mir keine großen Sorgen! Wenn es uns nur gelingt die Maßregeln des Kaisers auf die richtige Bahn zu führen; das Andere halte ich für unbedeutend. Schwäche, Nachgiebigkeit, Bewilligungen für die Partei aber, die wären gefährlich. Nicht das Verbannungsdecret gegen den Orden, das Euch so beunruhigt. Das ist ein Lärmschuß ohne Kugel! Graf Thurn liebt es, etwas laut zu sein!"

„Die Gesammtheit der erwählten Directoren", bemerkte Thyßka und betonte seine Worte sehr bedenklich, „dreißig an der Zahl, aus allen dreien Ständen, hat das Document genehmigt und unterzeichnet!"

„Und wenn dreihundert, dreitausend! — Wie Ihr seltsam seid, guter Bruder Thyßka! Wie meintet Ihr wol, daß es einem Widersprechenden jetzt in Prag ergangen wäre? Seine

Stellung war augenblicklich verloren, vielleicht sein Leben in Gefahr! Dem Zustimmenden dagegen jauchzt Alles zu, ihm sind Triumphe, Gold, Ehre, Vortheile gewiß! Wie meint Ihr wol unter solchen Verhältnissen Leute zu finden, die nicht eingestimmt hätten! Und noch dazu in Das, was sie selbst wünschen!"

„Aber daß sie es wünschen ..."

„Wiegt nichts; ich wünsche mir auch bei meinem Podagra und sonstiger Kränklichkeit im December die Julisonne! Erhalte ich einen einzigen Strahl dadurch? Was kümmern uns ihre Wünsche? Es kommt darauf an ob wir sie erfüllen wollen oder müssen. Und das Votum selbst? Es bedeutet gar nichts. Mir ist's bei dem Allen vielmehr recht behaglich", fuhr der Pater fort, und rieb sich, indem er schlau lächelte, die Hände; „so behaglich, daß ich mich einmal recht behaglich darüber ausschwätzen will! In diesem Augenblick hättet Ihr dreißig Erzkatholiken zu Directoren oder Regenten in Böhmen ernennen können, bei der Richtung, in welcher der Strom einmal läuft, hätten sie alle dreißig das Verbannungsdecret gegen den Orden unterzeichnet. Ihr selbst, Thyßka, ich auch! Und was würde das bedeutet haben? Ich hätte Ja gesagt, weil ich nicht Nein sagen konnte. Die Zeit, wo ich Nein sagen kann, kehrt aber auch wieder! Wir, den Orden meine ich, müssen doch auch gefragt werden! Glaubt mir aber, Thyßka, die sancta societas Jesu kann noch hundert Verbannungsdecrete gegen sich schleudern lassen, falls sie nicht verbannt sein will, wird sie stets den Tag finden, wo sie zurückkehrt auf den Platz, von dem man sie vertrieb ... wenn sie nicht zurückgerufen wird! Ihr werdet diesen Sommer wo anders wohnen, oder auf Reisen gehen, das ist die ganze Folge der Sache! — Soll ich Euch mein innerstes Herz eröffnen?

Ich freue mich über das Verbannungsdecret! Ich freue mich über die dreißig Regenten, ohne den Kaiser nur um einen zu fragen! Ich freue mich über alle die Tollheiten der siegestrunkenen Herren! Je höher sie ihren babylonischen Thurm bauen, je sicherer und früher stürzt er ein. Eins nur ist mir noch bedenklich. Sie umgeben noch jeden Act der Empörung mit dem Heiligenschein der Ehrfurcht vor dem Kaiser und vor dem Könige Ferdinand. Wenn sie doch das erst ließen! Wenn sie in trockenen Worten dem Kaiser den Gehorsam aufkündigten, wie sie es schon durch die That gethan! Das Volk läßt sich immer durch Worte am Narrenseil führen und glaubt jetzt bethört ihrer Glattzüngigkeit. Sie mußten den Kaiser, und den König Ferdinand dazu, des Thrones verlustig erklären! Dann erst hätten wir gewonnen Spiel, denn dann müßten die Fürsten handeln! Solange sie in Prag ihren Zorn nur auf die kaiserlichen Räthe, auf uns, auf mich schleudern — ich weiß, das thun sie redlich — so lange lassen sie den Fürsten noch eine Hinterthür offen; den Schein großmüthiger, freiwilliger Gewährung Dessen, was man ihnen mit dem Dolch auf der Brust abpreßt! Da steckt die Gefahr! Das müssen wir verhüten!"

„Es wird sich, glaube ich, ehrwürdiger Vater, ohne unser Zuthun verhüten. Die Rebellen werden fordern, vorschreiben, nicht bitten!"

„Desto besser! So gewährt man ihnen nichts!"

„Falls sie aber nehmen? Sie haben es freilich nicht mehr nöthig, — sie behalten nur was sie haben!"

„Ihr meint, Thyßka?" lächelte Pater Lamormain. „Wir wollen uns in sechs Monaten, in Jahr und Tag sprechen."

„Ich fürchte ...."

„Ich hoffe!"

Beide schwiegen einige Augenblicke, dann fuhr Lamormain fort:

„Viel mehr als das, theurer Bruder in Jesu, ich bin der vollsten Zuversicht. Vor dem Aufstande war ich in Sorgen! Man hatte bewilligt, nachgegeben, hundert mal mehr, als es hätte geschehen sollen; es wurde immer neu gefordert, immer mehr verlangt! Natürlich! Wohin sollte das führen? Jetzt ist es zum Bruch gekommen, nun kann man die alten Fehler gut machen. Freut Euch, Pater Thyßka, jetzt gibt es Arbeit für uns — und, wenn wir es richtig anfangen, Lohn, reichlichen Lohn!" setzte er mit selbstbewußter Miene hinzu. „Mit dem Kaiser wird es einige Mühe kosten, er ist schwach geworden; doch für den König Ferdinand stehe ich ein! — Allein die Stunde ruft!" sprach er aufstehend; „ich muß zu ihm. Wir müssen für jetzt unsere Unterhaltung abbrechen. Besucht mich morgen früh wieder; da hoffe ich Euch mehr sagen zu können."

Thyßka schickte sich an zu gehen.

„Noch einen Rath, lieber Bruder! Versäumt nicht, dem Cardinal noch heute, womöglich gleich, Euren Besuch zu machen. — Ich meine Clesel", setzte Lamormain hinzu, da ihn der Pater verwundert ansah.

„Ich glaubte . . ." begann Thyßka stockend.

„Wir stünden nicht zum besten? Ganz richtig! Darum eben!" entgegnete Lamormain lächelnd. „Unsere Freunde dürfen wir ohne Gefahr vernachlässigen, — unsere Feinde müssen wir in bester Meinung von uns erhalten! Deus vobiscum, theurer Bruder!"

Der Pater Thyßka verabschiedete sich ehrfurchtsvoll. Als er die Thür schon in der Hand hatte, klopfte ihm Lamormain noch einmal vertraulich auf die Schulter und sprach: „Ich hoffe!"

„So will ich aufhören zu fürchten", erwiderte der Gehende und schloß mit einer Verbeugung die Thür. —

„Kein übler Mann!" dachte Lamormain bei sich selbst, indem er dem Pater nachschaute. „Er kann brauchbar werden; aber er muß noch viel, viel lernen! Bücher hat er genug gelesen, viel zu viel! Doch in der Welt ist er noch ein großer Neuling!" Während er seine Kleidung ordnete, um zum König und Erzherzog Ferdinand zu fahren, und Kragen, Falten, Rosenkranz und Alles, was er sonst von geistlichem Schmuck an sich trug, sauber zurechtzupfte, ließ er seinen Gedanken weitern Lauf: „Er fürchtet, der gute Pater! Er ist noch etwas kurzsichtig. Er ahnt nicht, daß wir Alles gethan haben, was uns möglich war, um die Sache auf diesen Punkt zu bringen! Ja, ja! Es blicken wenige Menschen in einen so klaren Lebenshorizont, daß ihnen nicht zuweilen das Nächste, das Natürlichste mit dichtem Nebel verhüllt wäre! Als ob wir nicht ebenso gut wie Thurn und seine Gesellen den Majestätsbrief zu lesen verständen! Der todte, abgetrotzte Buchstabe sollte uns hindern unsere Pflicht zu thun? Auch dieser gute Thyßka wähnt, wir hätten den Kirchenbau zu Klostergrab in der That für einen Rechtsbruch gehalten! Er wähnt wirklich, eine solche elende Kirche sei uns gefährlich erschienen, ernstlich im Wege gewesen! Nun, er muß noch seine höhere Schule machen; er wird auch einsehen lernen, daß nur der Majestätsbrief selbst uns gefährlich und im Wege war! Er wird begreifen, daß jetzt der Anfang gemacht ist, die Gefahr zu beseitigen, ihn aus dem Wege zu räumen! Das Wichtigste darf man dem Pater allerdings noch nicht mittheilen, ihn auch nicht vermuthen lassen! Zu dem Herrn Cardinal aber muß er ganz ohne Arg gehen, ihm seine Reverenz noch ganz unbefangen bezeigen. Wenn er nur sogleich geht, damit er

nicht zu spät kommt! Hm! hm! Dieser Eleſel! Doch selbst ein schlauer Fuchs! Und tappt so hinein! Freilich, der schlaueſte läuft in die Fangeiſen, wenn ihm eine lockende Witterung die Geruchsnerven kitzelt." Hier griff der Pater Lamormain nach seinem Sammetkäppchen und dann nach der Schelle, die auf seinem Gebetpult stand.

Er schellte dem Diener. Dieſer trat ein.

„Laß den Wagen vorfahren, Gregor; zu Sr. kaiſerlichen Hoheit!"

In wenigen Minuten war der Pater auf dem Wege zum Erzherzog Ferdinand.

Fünfundzwanzigſtes Capitel.

Pater Thyßka hatte in St.-Stephan der Frühmeſſe beigewohnt. Als er aus der Kirche trat, redete ihn unvermuthet von hinten her eine bekannte Stimme mit den Worten an: „Ew. Ehrwürden meinen unterthänigſten Gruß." Es war Fabricius.

„Ei, Herr von Hohenfall", rief Thyßka überraſcht. „Schon wieder zurück in Wien von Eurer Reiſe? Es ſind ja kaum ſechs Wochen! Was bringt Ihr Neues mit?"

Fabricius ſchüttelte den Kopf und machte eine Bewegung mit der Hand, die ſehr deutlich ſagte, daß er mit ſeinen Neuigkeiten nicht zufrieden ſei. „Im Vertrauen geſagt, Ehrwürdiger Herr", ſagte er leiſe, da noch Viele in ihrer Nähe waren, „es geht dort beſſer wie hier! Darüber

ließe sich viel sagen, aber wir müßten ein ruhiges Stündchen und eine ruhigere Stelle haben als hier!"

„Damit kann ich dienen", antwortete Thyßka. „Wollt Ihr die Güte haben mich in meine Wohnung zu begleiten, Herr Geheimschreiber? Ich habe durch die Verwendung des Herrn Pater Lamormain in der kaiserlichen Burg ein ganz abgeschiedenes Wohngemach erhalten; da können wir so ungestört sprechen, wie in einer klösterlichen Zelle! Ich hätte auch Euch so Manches anzuvertrauen und zu fragen!"

Sie gingen miteinander.

„Eure Reise kann nicht ohne Gefahr gewesen sein, Herr Fabricius", begann Thyßka wieder im Gehen. „Seid Ihr denn wirklich nach Böhmen hinein gewesen?"

„Mein Auftrag lautete zwar nur darauf, in Schlesien, Mähren und der Lausitz die Gesinnungen zu beobachten", antwortete der Geheimschreiber, „allein da ich mich viel an den Grenzen aufhielt, bin ich auch, wo ich einen sichern Freund oder ein Kloster jenseits wußte, mehrmals verstohlen hinübergeschlüpft. Glaubt mir, Herr Pater, unsere Sache hat noch manchen Freund und Anhänger in Böhmen, wiewol es auch viele Treulose gibt!"

„Das glaub' ich wol!" antwortete der Pater halb seufzend. „Ihr sprachet von Klöstern; waret Ihr denn dort nicht in größter Gefahr? Werden unsere frommen Brüder nicht immerfort bedroht oder heimgesucht?"

„Nein. Das läßt sich nicht sagen!" erwiderte Fabricius. „Sie werden nicht beunruhigt; Graf Harrant ...."

„Der ist ja auch unter den Directoren, wie ich gehört habe!" unterbrach Thyßka.

„Ja wol, sie haben die besten Männer unter ihrer Partei ausgewählt!"

„Das Alles ist Schlauheit. Sie wollen ihrer Sache das beste Vertrauen erwecken", fiel Thyßka ein.

„Ja wol! Und eben darum beunruhigen sie auch die Klöster nicht", antwortete Fabricius.

„Sie denken, die Katholischen werden sich wohl hüten, gegen uns aufzustehen, wenn ihnen kein Grund zur Klage gegeben ist. Und das wirkt auch so, selbst auf die Geistlichen. Denn Graf Harrant trägt Sorge, daß den katholischen Pfarrern sogar ihr Einkommen pünktlich ausgezahlt werde!*) Das macht auch diese lau; die eifrigen Freunde unserer Sache seufzen daher um so tiefer!"

„Es ist auch sehr übel", seufzte Thyßka selbst. „Das ist eine Art Bestechung! Und dabei sind sie im Widerspruch mit sich selbst; denn weshalb verfahren sie mit Anderen so streng? Warum, wenn sie den Katholischen nichts anhaben wollen, haben sie unsern Orden verbannt?"

„Verzeiht, ehrwürdiger Herr, das ist geschehen, sagen sie, weil der Orden nach ihrer Meinung feindselig gegen die Utraquisten und andere Protestanten aufgetreten ist."

„Und das wird und muß er beständig thun", eiferte Thyßka, „wenn er seiner Pflicht gegen die heilige Kirche treu bleiben will!"

„Dasselbe machen sie auch den Häuptern unserer Kirche zum Vorwurf; dem Herrn Erzbischof von Prag, dem Abt zu Strahow, Herrn Kaspar von Questenberg, dem braunauer Abt und Anderen, die sie verbannt haben. Es ist ausdrücklich in den Decreten ausgesprochen, daß sie nicht verbannt werden, weil sie Katholiken sind, sondern weil sie ihre Stellung und Amtsgewalt misbraucht haben zur Verfolgung der Protestanten!"

---

*) Historisch.

„Das sind die Bosheiten", rief der Pater aus, „welche die Herren Frühwein, Jessenius, Budowa, Olbramowitz, unsere erbitterten Feinde, wider uns ausgeübt haben. Wir wissen, daß Herr Martin Frühwein der Hauptverfasser der Anklagen, Schmähschriften und Decrete wider uns ist!"

In diesem Gespräch waren sie der Burg nahe gekommen; da streifte ein Mann an ihnen vorüber, den Thyßka aufmerksam anblickte, und auch Fabricius winkte, es zu thun. Er trug ein graues, gesticktes Wamms, einen Degen an der Seite, einen hohen Hut mit schwarzen Federn; sein Gang und Ansehen waren stolz.

„Das ist auch ein gefährlicher Mann", flüsterte Thyßka Fabricius zu, „der ist hier fast wie Thurn in Böhmen. Es ist ein Herr Tharradel von Ebergassing und gehört zu den protestantischen Ständen. Die hetzt er Tag und Nacht, sie sollen auch aufstehen wie die Böhmen, sich mit ihnen verbünden und ihre Forderungen an den Kaiser stellen!"

„Also hier ebenso, wie ich es in Schlesien und in der Lausitz, zumal aber in Mähren gefunden habe", antwortete Fabricius; „in Olmütz gährt es dergestalt, daß es bald überbrausen muß!"

„O, welche traurige Zukunft für uns und die Kirche!" rief Thyßka. „Darum will auch der Kaiser immer noch nicht recht an den Krieg, denn er fürchtet, daß es dann überall losbrechen werde!"

„Da könnte er wol Recht haben!"

„Allein was bleibt übrig?" antwortete der Pater. „Hier sind wir am Ziel, Herr von Hohenfall", sagte er, als sie an einer kleinen Pforte im Vorhof des Burggebäudes standen; „hier diese Thür führt in meine Wohnung. Erlaubt, daß ich vorangehe, um den Weg zu zeigen."

Er trat ein; auf einer gewundenen, schmalen Treppe

von Stein stiegen sie durch drei Stockwerke; dann gingen sie einen langen Corridor hinunter, an dessen Ende die Eingangsthür zu der Wohnung des Paters lag. Es waren zwei kleine, trauliche Gemächer, deren Fenster nach dem Wall hinausgingen und eine weite Aussicht ins Freie darboten.

„Seht Ihr, theurer Herr Fabricius", begann Thyßka, indem er ihn zum Sitzen einlud. „Hier bin ich ein Bruder Klausner mitten in dem großen Wien, so gut wie vormals in Prag. Die Wohnung eignet sich ganz für mich. Ich habe für den Herrn Pater Lamormain viel zu thun und für Se. Majestät den König von Ungarn, und da bin ich so ganz in Beider Nähe!"

Sie hatten Platz genommen.

„Ja, es ist eine böse, böse Zeit", hub Thyßka an, „Herr Geheimschreiber, und ich begreife nicht, woher Se. Hochwürden, der Herr Beichtvater, so großen Muth schöpft. Mir scheint, es geht mit jedem Tage schlechter!"

Fabricius zuckte die Achseln. „Ich hasse diesen Grafen Thurn wie die Hölle", erwiderte er nach längerm Schweigen. „Aber das muß man ihm lassen, er hat's verstanden die Sache in Gang zu bringen! Er braucht den Mund etwas viel, aber er schafft und handelt auch! In Böhmen, das versichere ich Euch, Herr Pater, ist in den zwei Monaten so viel geschehen, als wären zwei Jahre verflossen. Jeglicher Magnat hat mit allen seinen Rossen und Reisigen sich zum Krieg stellen müssen; immer der zwanzigste Mann auch sonst im Volke ist unter Waffen getreten und jeder fünfte in jeglicher Gemeinde waffenrüstig gemacht für unvermuthete Gefahr!"

„Freilich, freilich, falls der Kaiser angriffe!" rief Thyßka dazwischen.

„So haben sie jetzt schon ein mächtiges Heer auf den

Beinen", fuhr Fabricius fort. „Thurn hat außerdem überall werben lassen; in der Lausitz bin ich auf einen seiner Werber gestoßen, einen gewissen Wolodna aus dem Erzgebirge, der dort schon bei den Vorgängen zu Klostergrab den meisten Lärmen gemacht hat!"

„Ja, sie hetzen Alles gegen uns heran!" sagte Thyßka mit Erbitterung.

„Thurn vor Allen", rief Fabricius lebhaft, „er ist der Kopf der Schlange! Könnte man dem beikommen! Auf irgend eine Art!"

„Es wird ja doch Mittel geben", meinte Thyßka und wiegte das Haupt. „Der Herr Beichtvater hat auch schon davon gesprochen! Doch ich muß noch darüber schweigen."

„So! Hm!" summte Fabricius. „Und er geht so schlaue Wege, der Herr Graf!" fuhr er fort, „er ist wohlweislich nicht unter den Directoren, er hat sich und Colon von Fels die Oberbefehlshaberstelle im Heer vorbehalten. Er hofft Alles vom Krieg und .... ein Feldherr wird leicht Dictator!"

„Sicut exempla docent!" fiel Thyßka ein. „Er möchte wol so etwas von einem Cäsar spielen!"

„Ich stehe nicht dafür, daß er nicht nach der Krone Böhmens schielt — er ist wieder Kronhüter zu Karlsstein, weshalb sollte er nicht versuchen, Kronträger zu werden?"

„Damit dürfte es aber doch noch etliche Wege haben", meinte Thyßka überlegend; „unter den Directoren sind die angesehensten Männer, Manche vordem weit über ihm, wie der Graf Schlick, und ihm auch jetzt wol noch überlegen. Die würden wol seine Nebenbuhler sein!"

„Wol wahr!" gab Fabricius zu. „Aber, wer das Schwert in der Hand hat, wem die Soldaten gehorchen! Uebrigens haben die Aufständischen bei der Directorenwahl

schlau gehandelt, um ihrer Sache Vertrauen zu schaffen. Die Dreißig sind aus den drei Ständen gewählt, wie es bei den Defensoren der Fall war. Es sind zehn vom Herrenstande, zehn von den Rittern und zehn vom Bürgerstande."

„Kennt Ihr alle Namen?" fragte Thyßka, „hier hören wir immer nur die hauptsächlichsten."

„Sind denn ihre Vertheidigungsschriften, die Apologien, wie sie sie nennen, nicht zu Euch gelangt?" fragte Fabricius erstaunt, „die haben sie sämmtlich unterzeichnet!"

„Ihre Actenstücke und Decrete werden hier in Wien natürlich unterdrückt, daß sie nicht ins Volk kommen; und amtlich geht mir nichts zu. Den Inhalt mit seinen Verleumdungen kenne ich wohl!"

„Ich werde Euch mit der zweiten Apologie dienen können. Sie ist in Sachsen abgedruckt worden", antwortete Fabricius und nahm einige Papiere aus dem Wamms. „Die erste vom 25. Mai besitze ich nicht."

„Vom 25. Mai", rief Thyßka unwillig aus, „zwei Tage nach der Schandthat! Da sieht man wie Alles zuvor schon abgekartet war!"

„Freilich!" bestätigte Fabricius, indem er ihm die Druckschrift gab. „Seht hier auf der letzten Seite die Namen aller dreißig Directoren!"

Thyßka las halblaut*): „Bohuslaw Berka von Duba, Wilhelm der Aeltere von Lobkowitz, Paul von Reziczan, Peter von Schwamberg, Wenzel von Raupowa, Graf Andreas von Schlick, Graf Albin von Schlick, Wenzel Budowecz von Budowa, Wilhelm von Wchinicz und Tettowa, Albrecht Johann Smirziczki."

*) Historisch.

„Das sind die vom Herrenstande! Nun kommen die vom Ritterstande", unterbrach ihn Fabricius halblaut vor sich hinsprechend. Thyßka las weiter:

„Kaspar Caplicz von Sulewicz, Procop Dworschetzki von Olbramowitz, Ulrich Gersdorf von Gersdorf, Friedrich von Bila, Christoph Vitzthum von Vitzthum, Heinrich Otto von Loß, Albrecht Pfefferkorn von Ottenbach, Humprecht der Aeltere von Czernin, Felix Wenzel von Pietipeski, Peter Müller von Mühlhausen!"

„Nun die Herren aus den Städten", murmelte Fabricius.

Thyßka las weiter: „Martin Frühwein von Podoli" (seine Miene verzog sich bitter bei diesem Namen), „Sixtus von Ottersdorf, Daniel Schotnowski von Zaworzicz, Johann Orschinowski von Fürstenfels, Valentin Kochan von Prachowa, Tobias Steffeck von Kolodny, Wenzel Piseczki von Kranichfeld, Kober von Kobersberg, Johann Schultis von Felsdorf und Maximilian Hostialek von Jaworczitz."

„Das sind die sämmtlichen dreißig Herren Tyrannen von Böhmen", sprach Fabricius spöttisch; „merkt sie Euch wohl, Herr Pater, wenn einst das Blatt sich wenden sollte!"

„Sorgt nicht", antwortete Thyßka lächelnd, „ihre Namen werden auch sonst schon verzeichnet sein! Wir vergessen so leicht keinen! Darf ich aber die Schrift behalten?"

„Sie steht Ew. Ehrwürden zu Dienst. Späterhin wird es keine Mühe haben, dieses Document und alle die anderen, die von der Regierung der Dreißig ausgegangen sind und noch ausgehen werden, zu bekommen. Ja, gerührt haben sich die dreißig Herren! Decret auf Decret erlassen sie! Die Ordnung wird erhalten, zum Krieg sind sie gerüstet."

„O, wenn es doch hier ebenso wäre!" entgegnete der Pater. „Allein der Kaiser zögert noch immer. Der Erzherzog Max und vollends der König von Ungarn dringen

täglich in ihn, er soll Ernst machen, einrücken; er gibt auch halb nach, dann bespricht er sich mit dem Cardinal Clesel, und Alles ist wieder vorüber. Er hofft immer noch auf glückliche Ausgleichung; nur will er, die Böhmen sollen zuerst die Waffen niederlegen!"

„Das thun sie nicht, dessen seid sicher, ehrwürdiger Herr! Darüber habe ich mir auf meiner Reise Gewißheit verschafft. Der Kaiser, verlangen sie, soll zuerst seine geworbenen Söldner abdanken oder zurückziehen, die noch in Budweis, Braunau und andern Städten des Landes stehen."

„Diese Forderung kann der Kaiser doch unmöglich erfüllen", rief Thyßka ereifert, „noch dazu, während die Böhmen sich fortdauernd rüsten und angreifen!"

„Angreifen, — das thun sie nun gerade nicht", antwortete Fabricius, „Thurn hätte wol Lust, doch die Ruhigeren halten zurück. Sie sind nach ihrem Behaupten gar nicht im Kriegsstande mit dem Kaiser, sie sind nur gewaffnet zur Vorsicht und Abwehr, und wollen die fremden Söldner aus dem Lande haben."

„Es ist gar nicht abzusehen, wie das ohne offenen Krieg werden soll! Der Kaiser müßte daher je eher je lieber zu den Waffen greifen und mit ganzer Heeresmacht in das aufrührerische Land einrücken!"

„Wenn er sich nur zu Hause sicherer wüßte!"

„Allein wird es denn besser durch das Zögern?"

„Schwerlich!" zuckte Fabricius die Achseln. „Denn die Böhmen geben in nichts nach. Sie wollen auch die Verbannungsdecrete nicht zurücknehmen, zumal nicht die gegen die kaiserlichen Statthalter, und auf ihrer Wiedereinsetzung besteht doch der Kaiser."

„Darauf muß er doch aber bestehen", fiel Thyßka ein.

„Dann wären sie so weit wie zuvor, rufen Thurn und seine Genossen, und dazu hätte es nicht bedurft uns zum Fenster hinauszuwerfen", fuhr Fabricius mit einem bitter zuckenden Lächeln um seine schmalen Lippen fort.

„Der Kaiser thut schon mehr als er soll", nahm Thyßka das Wort auf, nach einem kurzen Schweigen. „Er verspricht ihnen den Majestätsbrief, wie sie ihn ausgelegt haben, aufrecht zu erhalten, will alle ihre Rechte bestätigen!"

„Und diese eigensinnigen Ketzer rufen immer: So weit waren wir schon vor dem 23. Mai!" sagte Fabricius wie zuvor.

Beide schwiegen.

„Habt Ihr", begann Thyßka nach langer Pause, „nichts von Herrn von Slawata gehört? Er soll ja auf freiem Fuß sein?"

„Nun ja, so halb und halb! Die gnädige Frau hat für ihn gebeten bei der künftigen Königin von Böhmen, ... der Gräfin Thurn! Und ...." Er brach ab. Es zuckte etwas Dämonisches auf Fabricius' bleichem Angesicht; seine tiefliegenden Augen brannten düster, die Stirne zog sich in Falten.

„Nun? Ihr schweigt?" fragte Thyßka gespannt.

„Der Herr Statthalter, Freiherr von Slawata, Herr auf Chlum und Koschenberg, wie auch zu Teltsch und Neuhaus", betonte Fabricius scharf, „haben einen Revers ausgestellt *), worin Se. hochfreiherrlichen Gnaden nicht nur versprechen nie wieder ein öffentliches Amt in Böhmen anzunehmen, die Glaubensgerechtsame aller Utraquisten möglichst fördern zu wollen, sondern auch Alles, was geschehen ist, gutheißen, sogar, daß man Wohldieselben zum Fenster

*) Historisch.

hinausgeworfen, sowie einige andere Strafbare auch, — genug, genug davon!" brach er erbittert ab.

„Das ist ein erzwungener Actus, er ist ungültig!" rief Thyßka aus.

„Ich zweifle auch, daß Herr von Slawata ihn länger anerkennt als er muß. Aber geschrieben ist geschrieben! Das ist ein schlimmer Umstand!"

„Die Kirche spricht ihn von jeder Verpflichtung los!"

„Ich glaub's! Aber — den Namen unter der Schrift löscht sie doch nicht aus. Und der der gnädigen Frau steht auch darunter!"

Thyßka preßte die Lippen zusammen. „Es ist ein übler Umstand", sagte er endlich. „Die schöne Glorie, die der Sturz aus dem Fenster, mittels Abwendung des Verderbens durch die heilige Jungfrau selbst, um den Märtyrer gewoben hat ...."

„Diese schöne Glorie erbleicht etwas, nicht so, ehrwürdiger Herr?"

„Und was ist mit Sr. freiherrlichen Gnaden weiter geworden?" fragte Thyßka statt der Antwort, diese absichtlich zurückhaltend.

„Der Freiherr von Slawata hält sich auf seiner Herrschaft in der Stadt Neuhaus auf", sagte der Geheimschreiber. „Der Leibeigene, der Schurke, der uns wahrscheinlich im Schloß verrathen hat ...."

„Der Zaloska? Von dem Ihr mir schon gesagt?"

„.... Derselbe. Er ist bei ihm. Ich glaube, man drückt ein Auge zu über den Aufenthalt meines allergnädigsten Beschützers in Böhmen. Wenn die Gelegenheit günstig ist, wird er es wol ganz verlassen und hierher kommen!"

„Es wäre sehr gut! Wenn er nur schon hier wäre!

Er könnte uns viel helfen. Denn treu bleibt er unserer Sache doch!"

„O, ganz zuverlässig", sagte Fabricius und verneigte sich gegen Thyßka.

Dieser schwieg lange.

„Wir müssen! Wir müssen!" rief er endlich aus und stand auf. „Das Schwert muß gezogen werden! Es gibt keinen andern Ausweg!"

„Gott segne die Bemühungen Ew. Ehrwürden", antwortete Fabricius und stand gleichfalls auf. „Aber ich habe mich wahrhaftig schon zu lange verweilt. Es ist die Stunde, wo ich in der Kanzlei zu thun habe."

Er ging.

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Der Erzherzog Ferdinand, König von Ungarn, erwartete den Pater Lamormain zu einer Besprechung über die Lage der Dinge. Es sollte abermals ein gemeinsamer, dringender Versuch gemacht werden, den Kaiser zu entschiedenen Schritten zu bestimmen, da ihnen die Rebellen schon so weit zuvorgekommen waren. Doch zuvor wollte sich der Erzherzog mit Lamormain allein besprechen; denn es war seine Weise, sich immer zuerst mit diesem über Alles zu vereinigen, bevor er sich Andern mittheilte. So fand der Beichtvater ihn denn ganz allein.

„Wie willkommen Ihr mir stets seid, ehrwürdiger Vater", redete der Erzherzog den Eintretenden an, „so seid Ihr

es doch heute doppelt. Die Angelegenheiten werden immer verwickelter und schwieriger; der Rath Eures Kopfes und Eures Herzens werden mir in eben dem Maße unentbehrlicher!"

„Ew. Majestät wissen", antwortete Lamormain, „daß ich nur einen Rath wiederholen kann: Die Gewalt der kaiserlichen Majestät muß die Empörung bändigen!"

„Die Ausführung ist nur von Schwierigkeiten begleitet, die kaum zu besiegen sind", antwortete der Erzherzog mit besorglichem Ton.

„Diese Schwierigkeiten wachsen aber mit jedem Tage der Zögerung ...."

„Gewiß, gewiß! Doch setzen wir uns, würdiger Vater." Der König winkte ihm, auf einem Sessel an seiner Seite Platz zu nehmen. „Ich habe erst jetzt", begann Ferdinand, „Kenntniß von einem Schritt erhalten, von dem allerdings Vieles zu erwarten gewesen wäre; doch er ist mislungen!"

„Mislungen!" sprach Lamormain in einem Ton, in welchem sich Theilnahme und Erstaunen mischten, während zugleich eine leichte Ironie um seine Lippen spielte. „Mislungen! Und welches wäre denn dieser Schritt gewesen?"

„Der Kaiser hatte den Reichsrath von Khün*) ...."

„Oh! davon weiß ich!" unterbrach Lamormain.

„Ihr wußtet davon, ehrwürdiger Vater, und sagtet mir nichts?" entgegnete der Erzherzog befremdet.

„Wie konnte ich wissen, daß Ew. Majestät nicht wußten ....", erwiderte Lamormain, und der ironische Zug um seine Lippen trat stärker hervor. „Aus Prag selbst wurde mir geschrieben, daß der Reichsrath den Auftrag

*) Historisch.

habe, den Freiherrn von Fels auf die Seite Sr. Majestät zu ziehen; daß indeß gar keine Aussicht für den Erfolg des Schrittes vorhanden sei. Schon vor einer Woche erhielt ich diese Meldung und glaubte daher, die Sache als eine längst gefallene betrachten zu dürfen."

„Vor einer Woche schon!" rief der König aus und stand lebhaft auf. „So scheint es, ich bin einer der am wenigsten Unterrichteten hier an diesem Hofe! Erst diesen Morgen hat mir der Kaiser das Fehlschlagen der Sendung als neueste Nachricht vertraut."

„Sie mag auch für Se. kaiserliche Majestät neu gewesen sein", erwiderte Lamormain ruhig, „da Khün seine Stellung selbst nicht früher erkannt haben mag oder erkennen wollte. Für mich ist sie so wenig neu, daß ich schon bei seinem Abgang die Ueberzeugung hatte, seine Reise werde eine vergebliche sein."

„Und Ihr widerriethet nicht?" fiel Ferdinand lebhaft ein.

„Ew. Majestät, ich hatte gar keine amtliche Kenntniß von dem Schritt. Daß der Cardinal Clesel mich nicht zum Vertrauten seiner Maßregeln macht, durfte mich nicht befremden! Natürlich war ich so bescheiden, nichts von der Angelegenheit zu wissen!" schloß der Pater nach einer kleinen Pause, mit einem sarkastischen Zuge um die scharfen Lippen.

„Und wußtet doch mehr als der Kaiser selbst und wir Alle, ehrwürdiger Herr, wenn Ihr den Ausgang wirklich so vorher sahet!"

„Se. Majestät der Kaiser muß über das Verhältniß Thurn's zu Fels nicht wohl unterrichtet gewesen sein. Eine vorübergehende kleine Eifersucht in Beziehung auf militärische Verhältnisse hatte keinen so tiefen Spalt zwischen beiden Rebellen erzeugt, daß sie ihre gemeinschaftliche Angelegen-

heit darüber aufgeben sollten. Denn sie erblicken, gewiß ganz thörichter Weise, im Hintergrund ihres Unternehmens ganz andere Ziele und Hoffnungen als die, welche der Reichsrath Khün dem Generalwachtmeister der Armeen der böhmischen Utraquisten im Namen Clesel's oder Sr. Majestät des Kaisers versprechen konnte!"

„Man hätte höhere Anerbietungen machen sollen, meint Ihr, würdiger Vater?"

„Man hätte", sprach Lamormain nach einigem Zögern, „im Stande sein müssen, Sicherheit zu geben, daß man das Versprechen erfüllen kann."

„Sollten wir das nicht können?" rief Ferdinand bestürzt.

Lamormain zuckte die Achseln. „Wir haben die Böhmen ungestraft Alles vollbringen lassen, wozu ihr zügelloser Uebermuth und trunkener Siegestaumel sie trieb. Müssen sie nicht glauben, daß wir es nicht hindern können? Und wie sind ihre Kräfte wirklich gewachsen, dadurch, daß wir ihnen die bequemste Zeit gelassen, sich zu sammeln, zu ordnen, ihre im Sturm, gleich wie in einem nächtlichen Ueberfall errungene Stellung zu befestigen! Mähren und Schlesien, die da schwankten, die ein entschiedener Schritt auf unsere Seite geführt hätte, sind jetzt auf der ihrigen. Mit Ungarn und Siebenbürgen ist man in Unterhandlung. Der nichtswürdige, aber mit aller Gewandtheit des Odysseus begabte Jessenius betreibt dieses Bündniß wiederum."

„Da seid Ihr im Irrthum, Pater Lamormain", widersprach der König lebhaft, „Bethlen Gabor ist, welchen Schein er auch gegen Böhmen annimmt, der innigste Freund des Kaisers. Ich weiß, wie er sich gegen diesen und insbesondere über das Scheinverhältniß zu Böhmen ausgesprochen hat."

„Auch ich", erwiderte Lamormain kaltblütig; „eben des-

halb glaube ich das Gegentheil. Ich würde ungern üb eine Brücke gehen, die mir die Eidschwüre Bethlen Gabo erbauen."

Ferdinand schwieg, sichtlich betroffen und verstimmt.

„Und wenn auch", fuhr Lamormain fort; „die Böhm halten sich einmal seines Zutritts versichert. Sie glaub auch, daß der Kaiser in seinen nächsten Erblanden selbs hier in Oesterreich, in den Ständen Gegner hat, die ihr Bundesgenossen sein werden und — — wenn ich aufrichti sein darf, so glaube ich das selbst."

Ferdinand biß sich auf die Lippen.

„Nun? Und wenn das Alles richtig ist, sollte man es, dies war, bitte ich Ew. Majestät zu bedenken, der Punkt, von dem ich ausging, sollte man es dem Freiherrn von Fels verdenken, daß er sichrere Hoffnungen auf den Lohn setzt, den ihm sein jetziges Unternehmen bringen, den ihm das dankbare Böhmen gewähren könnte, als auf den, welchen ihm Se. Majestät der Kaiser verspricht?"

„Sollte es so stehen? Sollten wir so schwach sein!" rief der König, und stand auf und ging einige mal heftig auf und nieder.

„Wir sind wol nicht so schwach .... allein wir müssen den Aufrührern so erscheinen", sprach Lamormain und ließ seinen Rosenkranz gedankenlos zwischen den Fingern spielen.

„Nun denn", brach Ferdinand eifrig aus, „so ist es mir lieb, daß Khün in seinem Auftrag gescheitert ist. Es bleibt uns nun kein Mittel mehr übrig. Wir müssen zur That schreiten. So haben wir doch einen Gewinn aus dem Schritt."

„Keinen so unbedingten", bemerkte der Pater und wiegte das Haupt; „wir haben den Rebellen offen gezeigt, daß wir sie fürchten, wenn sie einig sind! Wir haben zugleich

Würde unserer Sache schwer geschadet, denn wer im
ht ist, Uebelthäter zu bestrafen, darf sie nicht erkaufen
len! Wir haben ...."

„Hört auf, hört auf, ehrwürdiger Vater! Ihr bringt
zur Verzweiflung! Lieber sagt mir, was sollen wir
, was ist Eure Meinung?"

„Stets die alte ....", antwortete Lamormain mit dem
chiedensten Ton, indem er aufstand. „Kein Augenblick
Zögerung mehr, die entschlossenste That, und nach dem
g" — hier funkelte sein tief in den Höhlen liegendes,
arzes Augenpaar mit unheimlicher Glut, „die uner-
ichste Strafe!"

„Freilich, freilich, von dieser Ueberzeugung bin ich auch
hdrungen", rief der König aus und stand gleichfalls
„allein sind mir nicht die Hände gebunden, habe ich
Möglichkeit zu handeln?"

„Hm! Vielleicht doch!" entgegnete Lamormain mit selt-
em Ton, indem er sich langsam und mit den Fingern
gedankenlos spielend das Kinn strich.

„Ihr meint? Ihr denkt? ..." fragte Ferdinand und
te ihn unruhig an.

„Ich denke nur daran", erwiderte Lamormain mit den-
n Bewegungen fortfahrend, „wer und was uns in
Lage bringt, Se. Majestät der Kaiser wäre wol zu
zeugen, allein ... der Cardinal ...", er zuckte die
eln.

„Ja, Er ist es", rief der König erhitzt, „dessen Ein-
Alles lähmt und rückgängig macht, was ich erreicht
aben glaube!"

„Er treibt die Gegenminen", versetzte Lamormain achsel-
nd mit einem spöttischen Ausdruck, der den König wie
Giftpfeil traf, „was ist da zu machen!"

„Es ist um mit dem Kopfe wider eine Mauer zu laufen!“ rief Ferdinand aus, und sein bleiches Gesicht erglühte in dunkler, fliegender Röthe der Scham und Erbitterung.

„O nein!“ antwortete Lamormain mit lächelnder Kälte, „gerade im Gegentheil. Man muß ganz behutsam, ganz ruhig verfahren, so leise, wie es im Minenkrieg Sitte ist; still vorrücken, unterhöhlen, dann aber den Muth haben, die Lunte an das Pulver zu bringen, und .... die Mine sprengen!“ Die letzten Worte sprach er mit einem flüsternden Hauch, als blase er ein leichtes Federchen vom Munde.

Der König stand wie versteinert.

„Nun ja!“ fuhr Lamormain mit Eiskälte fort, „ist es denn etwas so Großes, so Ungeheures? Ein Emporkömmling, der wieder herabstürzt von der Höhe, auf der er sich nicht zu halten weiß?“

„Ihr wollt den Cardinal stürzen, ihn gewaltsam ....“ rief der Erzherzog mit unterdrückter Stimme, „doch wie?“ fragte er, und bebte in Erwartung der Antwort.

Es war, als ob Lamormain sich in ein anderes Wesen verwandle; seine spöttisch lächelnden Züge erstarrten. Die Blässe seiner Wangen wurde zum fahlen Grau; indem er selbst zu versteinern schien, übte der Blick seines starren Auges eine versteinernde Gewalt auf den König. Mit eherner Stimme sprach er: „Clesel verräth den Thron und die Kirche. Das Haus Habsburg stürzt, oder der Minister, die Kirche oder der Cardinal, wir oder Er, ist da noch eine Wahl?“

„Nein, nein! Doch welche Mittel haben wir für solch ein Ziel!“

„Die entschlossene That kennt nur einen Weg. Die heilige Pflicht gegen die Kirche gebietet ihn zu gehen. Der Minister ist machtlos, wenn er vom Kaiser getrennt ist,

er muß von ihm getrennt werden! Wir müssen uns seiner versichern!"

„Wie?" fragte Ferdinand, „wie versteht Ihr das? Wollt Ihr Gewalt brauchen?"

„Wenn sie unerläßlich ist", zuckte Lamormain die Achseln.

„Ehrwürdiger Herr! Hand an einen Fürsten der Kirche legen! Was würde der Heilige Vater ...."

„Wie der höchste Fürst der Kirche über die Abtrünnigkeit eines Untergeordneten gesinnt ist, mögen Ew. Majestät aus diesem Briefe ersehen", antwortete Lamormain und zog ein Schreiben hervor, das er dem Könige überreichte.

Ferdinand durchflog es. „Der Heilige Vater willigt ein ....", sprach er mit dem Ausdrucke des äußersten Staunens ... „Wir dürften ....."

„Es ist mehr als eine Einwilligung; die Ermächtigung, welche uns Se. Heiligkeit in diesem Schreiben ertheilt, den Cardinal zu verhaften *), ist einem Auftrage dazu gleich."

„Lamormain! Was habt Ihr möglich gemacht!"

„Ich handelte in meiner höchsten Pflicht, über die Rechte und Sicherheit der heiligen Kirche zu wachen. Ew. Majestät werden jetzt die Ihrige nicht verabsäumen!"

„Es ist unmöglich", rief Ferdinand in äußerster Unruhe. „Gewalt! Der Kaiser wird es nicht dulden! Er wird Gewalt wider uns brauchen!"

„Unsere Vorsicht wird das vermeiden können."

„Alles wird wider uns sein! Selbst der Erzherzog Maximilian!"

„Se. kaiserliche Hoheit ist schon einverstanden, willigt völlig in meinen Plan", entgegnete Lamormain ruhig.

---

*) Historisch.

„Lamormain! Auch das .... seid Ihr allmächtig!“ rief der König.

„Ich will nur, was ich kann! das ist meine Allmacht“, antwortete er lächelnd. „Mußte ich mich nicht der Mittel versichern, bevor ich Ew. Majestät die That vorschlug?“

„Und welches ist Euer Plan?“

„Ew. Majestät und Euer erlauchter Oheim, der Erzherzog Maximilian, werden heut“, begann Lamormain mit der klarsten Bestimmtheit, „dem Cardinal einen Besuch abstatten; die Gesetze der Höflichkeit zwingen ihn, denselben morgen zu erwidern. Hier in der Burg wird ihn der Freiherr von Preiner, auf den wir uns völlig verlassen dürfen, empfangen.*) Er wird ihm den Willen Sr. Heiligkeit kund thun. Es ist für die nöthige Wachtmannschaft gesorgt, daß der Cardinal keinen gewaltthätigen Widerstand leisten kann. Er wird das Amtsgewand ablegen; der Reisemantel ist bereit; Herr von Preiner und die Grafen Dampierre und Collalto geleiten ihn auf die Bastei, wo der Reisewagen bereit steht, der ihn nach Tirol auf das Schloß Ambras führt. Bis zur Grenze von Steiermark begleiten den Wagen zweihundert Reiter des Grafen Dampierre. Dort ist diese Mannschaft nicht mehr nöthig; zu Ambras wird der Cardinal der Gefangene des Erzherzogs Maximilian sein; Se. kaiserliche Hoheit haben mir ihre völlige Zustimmung gegeben.“ **)

Der König Ferdinand stand sprachlos. Lamormain's Wille schwebte über ihm wie der unentrinnbare Beschluß eines stummen Schicksals. Die Thaten waren vollendet, bevor er sie kaum gedacht!

---

*) Historisch.

**) Historisch.

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Der Kaiser Mathias lag kränker und kränker auf seinem Schmerzenslager in der Burg. Er hielt ein Schreiben in der Hand, das er mit verdrießlicher Miene las. Nur die Kaiserin Anna und sein treu anhänglicher Balthasar waren bei ihm; die Einzigen, die er dauernd in seiner Nähe duldete.

„Es sieht halt übel aus, Schatzerl, in Böhmen", sprach der Kaiser, indem er das Schreiben, das er eben durchgelesen, auf einen Tisch mit Büchern und Papieren legte, der vor seinem Bette stand. „Sie hetzen und giften und stacheln von allen Seiten! Es ist dort wie hier! Wenn man auch ehrlich Fried' und Ruhe herstellen will, man kann's fast nicht mehr!"

„Du mußt die Hoffnung nicht aufgeben, Mathias", sagte die Kaiserin, und sah ihn freundlich ermunternd an. „Es ist ein großes, schweres Werk und das will Weile haben!"

„Ja, Weile hat es! Das weiß Gott! Und recht lange! In den zwei Monaten, die die Geschichte nun dauert, ist es dort im Lande ergangen wie mir hier im Bette. Wir hofften von Tag zu Tag, es würde besser werden, und es wird immer schlimmer. Ich gedachte mein Podagra und das andere Kreuz und Elend los zu werden mit dem Sommer; nun sind wir hoch im Julius, und es plagt mich ärger als im Mai. Wir schreiben heut den zwanzigsten, Balthasar? Nicht?" fragte er, denn Balthasar war stets sein Kalender und seine Uhr.

„Den zwanzigsten, Ew. kaiserliche Majestät", erwiderte dieser.

„Was ist denn die Uhr?"

„Es hat eben vier Uhr geschlagen!"

„So ist doch bald wieder ein Tag vorbei!" seufzte Mathias. „Es wundert mich nur, daß der Cardinal noch nicht zum Vortrage hier ist! Ich erwartete ihn um vier Uhr. Er ist doch sonst immer der Mann nach der Secunde!"

„Die Geschäfte mehren sich auch wol für ihn", bemerkte die Kaiserin begütigend, da sie dem durch die Schmerzen der Krankheit und die traurige Lage der Dinge äußerst reizbaren Kaiser den Unmuth ansah. „Was schreibt dir denn Dietrichstein?" fragte sie, als der Kaiser den Brief, den er eben weggelegt, wieder ergriff.

„Es ist eine lange Geschichte! Aber Alles läuft darauf hinaus, daß Hader und Unfrieden und Aufruhr und Trotz immer wachsen in Böhmen und nachgerade auch in Mähren Wurzel fassen. Es sind ihrer Etliche, die immer Oel ins Feuer gießen. Der Thurn, der Dworschetzki, der Jessenius — dieser vermaledeite Jessenius!"

„Ich weiß nicht", sagte die Kaiserin, „was dich immer gerade gegen den so in Eifer bringt. Er hat mit den Ungarn und dem Bethlen Gabor unterhandelt, das ist wahr; aber sonst ist er doch nicht schlimmer als die Andern!"

„Hm!" murmelte Mathias vor sich hin.

„Und wenn er so schlimm ist, weshalb habt Ihr ihn denn freigelassen? Ihr hattet ihn ja, hättet ihn festhalten, oder wenn er's verdient, verurtheilen können!"

„Das ist halt so eine eigene Geschichte", sagte der Kaiser, „ich hab's dir verschwiegen, halb aus Scham, halb aus .... ich weiß nicht was!"

„Ich bin doch neugierig", sagte die Kaiserin.

„Der Clesel ist eigentlich daran Schuld", fing Mathias wieder an. „Der hat, wie der Jessenius hier im Rothen Thurme saß, ihn öfters im Gefängniß aufgesucht und viel Verhör mit ihm angestellt über die böhmische Sache. Es kam immer nichts heraus, denn der eigensinnige Slowakenkopf wollte nichts ausplaudern, Keinen anschwärzen oder verrathen, wie er sagte."

„Slowakenkopf?" fragte Anna.

„Nun ja, er ist ein Slowak aus Ungarn, darum haben sie ihn auch als Unterhändler dahin geschickt. Genug, er schwieg hartnäckig. Es war schon von der Folter die Rede, das mochte ich aber nicht!"

„Hast Recht gehabt", antwortete die Kaiserin und machte eine schauernd abwendende Bewegung.

„Nun kommt dir eines Tages, es werden jetzt drei Wochen sein, wiederum der Cardinal zu ihm, denn der hatte eine Art Respect vor dem gelahrten Herrn Doctor. Und da trifft er ihn wie er vor der weißen Wand im Gefängniß sitzt, wo er mit Kohle allerlei Kreise und Striche gezeichnet hat, und mitten darin stehen die großen lateinischen Buchstaben: I. M. M. M. M. *) Vier mal das große M!"

„Und was sollte das bedeuten?"

„Ja, das fragte der Cardinal auch, aber der Jessenicz oder Jessenius, wie er sich auf lateinisch nennt, wollte es nicht sagen. Er habe ein Horoskop gestellt. Die Buchstaben hätten ihre seltsame Bedeutung; allein er möge nicht sagen welche."

„Das erzählte mir der Clesel. Es machte mich neugierig. Da fiel ich darauf, weil ich das I. M. so oft zu

*) Historisch.

schauen bekomme, das könne wol Imperator Mathias heißen. Der Cleſel dachte es auch und ſagt's andern Tages dem Jeſſenius. Da verfärbt er ſich und wird blaß wie die Wand. «Hütet Euch, weiter zu forſchen!» erwiderte er dem Cardinal, und ſtarrt unbeweglich hin auf die Schrift. Dem Cleſel, hat er mir erzählt, wird ganz ſeltſamlich zu Muth; es war ihm, als ſchaue er die Schrift, die ſich an der Wand zeigte, beim Gaſtmahle des Königs Belſazar: Mene Mene tekel upharsin!"

Die Kaiſerin horchte ſchweigend geſpannt, ob der Kaiſer weiter erzählen werde.

„Nun kam der Vorſchlag, ihn auszuwechſeln gegen den, wie hieß doch der Italiener, den die Böhmen gefangen genommen hatten, helft mir doch darauf! Nun einerlei! Genug, wir ſollten ihn auswechſeln. Da ſagte der Cardinal dem Jeſſenius, es ſolle geſchehen, wenn er die Schrift erklären wollte. Er ließ ſich die Zuſage geben, daß ihm keine Verantwortung darüber gemacht werden ſollte, und als er abreiſte, hat er's dem Cardinal in einem verſiegelten Zettel übergeben."

„Und?" fragte Anna, da Mathias wiederum ſtockte. „Was ſtand in dem Zettel?"

„Die Buchſtaben bedeuten: Imperator Mathias Mense Ma.... Morietur!" ſagte der Kaiſer halb ſcheu, halb unwillig. „Der Kaiſer Mathias wird im Monat Ma.... kann März oder Mai bedeuten, ſterben!"

Die Kaiſerin fuhr zuſammen bei der Ueberſetzung; doch ſie faßte ſich ſchnell wieder und ſagte mit erzwungenem Lächeln: „Das iſt eine Spielerei; der gelehrte Herr hat wichtig damit gethan! Es iſt aber nichts. Solche thörichte Buchſtabenräthſel laſſen ſich auf vielerlei Art löſen."

„Ja wol, ja wol, es iſt auch eitel Thorheit damit",

sagte der Kaiser, erfreut, daß seine Gemahlin seine Hoffnungen unterstützte. „Das hat auch der Doctor Gabrielus gemeint. Den hab ich kommen lassen, und er erklärte die Dinge ganz anders. Er hatte sich die Linien im Gefängniß angesehen und selbst allerlei Hokuspokus gemacht und hin- und hergerechnet, und rechnete heraus:

„Jesseni, Mentiris! Mala Morte Morieris!" Das heißt: „Du lügst, Jesseni, du wirst eines schlimmen Todes sterben!"

„Die Prophezeiung könnte eintreffen", rief die Kaiserin aufathmend. „Aber kümmre dich doch um gar keine! Auch nicht um die deines Bruders Rudolf. Für Prag mag sie in Erfüllung gehen, nicht weil er es so gewünscht in seinem Zorn, sondern weil sich die ruchlose Stadt selbst ins Unheil stürzt. Wie man sich bettet, so schläft man. Prag hat nie Frieden gehalten, und die Böhmen sind wilde, unruhige Köpfe. So mögen sie auch jetzt für sich und für ihre Stadt eine böse Zukunft säen! Das hätten sie gethan, mit und ohne Rudolf's Fluch. So spinnt auch Jessenius sein eigenes Schicksal, und an ihm kann sein Wort zutreffen! Aber nicht die Prophezeiung erfüllt sich ihnen, sondern sie selbst erfüllen die Prophezeiung. Du kannst getrost dabei sein, Mathias, das glaube mir!"

Der Kaiser saß stumm. Man sah, der Zuspruch wollte nicht recht bei ihm verfangen. Endlich wiegte er den Kopf und sagte: „Ja, ja, es scheint mir fast selbst, daß er ein Narr ist mit seinem Horoskop, der zum Lügner an mir werden wird! Juli — März — das sind noch acht Monate hin, so lange werde ich's nicht mehr treiben, geschweige bis zum Mai!"

„Mathias!" fiel die Kaiserin bittend ein, „was machst du dir für Gedanken!"

„Gnädigster Herr!“ bat gleichzeitig der Kämmerer und ſah ihn mit einem Blicke innigſter Theilnahme an.

„Es iſt mir auch all Eins!“ fuhr der Kaiſer unmuthig fort. „Schmerzen in den Gliedern, Sorgen im Hirn und Verdruß im Herzen, das Glück iſt halt nicht allzu groß!“

Die Kaiſerin ſchwieg und zerdrückte eine Thräne im Auge. Balthaſar machte ſich im Zimmer zu thun, um ſeine Bewegung zu verbergen.

„Iſt denn auf dein Schreiben vom vorigen Monat an die böhmiſchen Stände noch keine Antwort eingegangen?“ fragte die Kaiſerin nach einiger Zeit, um wieder ein Geſpräch in Gang zu bringen.

„Du meinſt das vom 28. Juni?“ fragte Mathias. „Noch nicht. Aber Dietrichſtein's Brief meldet mir ſchon, wie die Antwort wol ausfallen wird!“

„Sie werden doch die verſöhnlichen Anerbietungen nicht zurückweiſen?“ ſagte die Kaiſerin.

„Sie trauen uns nicht“, entgegnete der Kaiſer. „Und bei Lichte beſehen, haben ſie Recht. Ich meine es freilich gut mit ihnen und ehrlich. Ich kann nicht gutheißen noch dulden, was ſie ſich herausgenommen, aber ich will's vergeben und vergeſſen. Mir würden ſie auch wol glauben und einſehen, daß ich mir's nicht abtrotzen laſſen kann mit den Waffen in der Hand. Aber ſie merken recht gut, daß der Nandel und der Max, der Lämmermann und die Jeſuiten und die ganze Kleriſei immer die Hände ins Spiel miſchen. Das macht ſie miſtrauiſch! Sie meinen, wenn ſie erſt die Waffen aus der Hand gelegt hätten, würden die ihnen wol das Fell über's Ohr ziehen! Und ich glaub' es ſelber!“

„Aber du biſt doch ihr Herr und Kaiſer, und du .....“

„Sacht, ſacht, Annerl, da ſteckt's eben! Ich heiße

wol noch ihr Kaiser, aber ich bin's nicht! Ja, wenn ich noch so wäre wie vor zehn Jahren, nur wie vor fünf! Aber sie wissen, daß ich matt und krank bin, und alt dazu! Zweiundsechzig Jahre, das ist ein hübsches Maß! Du kannst's noch nicht recht begreifen, Annerl, weil du erst auf der Hälfte stehst, noch jung und frisch und hübsch bist!" setzte er mühsam, aber freundlich lächelnd hinzu.

„Jung und frisch!" seufzte die Kaiserin leise und schüttelte den Kopf.

„Sie merken's auch draußen in Böhmen recht gut", fuhr Mathias fort, „daß mir Alle 'rein reden in die Zügel, wenn ich lenken will; daß sie ihr Kraut in meinen Kohl mischen, weil ich nicht mehr so drein wettern kann wie vordem! Da denken sie in Böhmen, es geht doch nicht so wie ich will. Und wenn's auch heut noch nach mir geht, morgen thue ich die Augen zu, und dann geigt der Ferdinand ihnen zum Tanze! Darum wollen sie nicht das Schwert aus der Hand geben, und ich kann's ihnen fast nicht verdenken. Nun bin ich gezwungen, ich muß mit Gewalt über sie oder muß schimpflich klein beigeben!"

„Du hast ihnen doch feierlich zugesagt, daß du alle ihre Rechte anerkennen willst, den Majestätsbrief neu bestätigen!"

„Da steckt's eben! Da rufen der Thurn und der Olbramowitz und wer weiß noch, da wären sie auf dem alten Fleck, das hätten sie Alles gehabt und ihnen nichts genützt! Dann ginge der Tanz nur wieder von vorn an! Und haben sie Unrecht? Ist das nicht die Frucht von dem Hetzen und Sekkiren von hier aus?" Der Kaiser wurde immer heftiger. „Haben sie mich hier nicht immer aufs neue wider Willen hineingedrängt und mir in den Ohren gelegen mit ihren Reden: «Den Protestanten in Böhmen

wächst der Kamm zu sehr! Wir müssen ihnen die Flügel stutzen! Sonst wollen sie jeden Tag mehr, jeden Tag Neues!» Ich dachte es selbst, und es möchte auch wol so gekommen sein, aber dann hätte man ihnen den Kappzaum auflegen sollen. Zuvor ganz und ehrlich geben, was ihres Rechtes ist! Da schreien sie hier aber immer: «Der Majestätsbrief ist viel zu viel! Davon müssen wir abdingen! Den hat der Thurn und sein Anhang dem furchtsamen Rudolf abgetrotzt! Der Brief richtet die Kirche zu Grunde!» — Nun haben wir's, was die Kirche zu Grunde richten wird! Die Böhmen werden sich nehmen, was wir ihnen nicht geben wollten, und noch zehn mal mehr!"

„Der Mathes Thurn", meinte die Kaiserin, „ist doch ein böser Unruhstifter, wenn er nicht wäre!"

„Freilich! Er ist der Kopf der Schlange!" rief der Kaiser; „doch daran sind wir auch schuldig! Sie mußten ja hier einen Burggrafen von Karlsstein aus ihrer Sippschaft haben! Nun haben sie ihn — er hat Fersengeld gegeben der Martiniz, er hockt in München, und zu Karlsstein sitzt, wer da Lust hat!"

„Ich denke immer noch", meinte die Kaiserin, um Mathias' wachsenden Unmuth zu beschwichtigen, „sie werden billig und vernünftig antworten."

„Ich denke es nicht! Haben wir nicht inzwischen auch so gehandelt und, ich geb's zu, handeln müssen, daß sie sich vorzusehen haben? Sie wissen recht gut, schreibt Dietrichstein, daß uns der Spanier Geld schickt, daß der Dampierre vorrückt, der Boucquoi kommen soll ....."

„Davon sollten sie auch schon wissen?" fiel die Kaiserin ein.

„Sie spüren Alles aus, haben ihre Ohren überall, so gut wie wir auch! Meinst du denn nicht, Annerl, daß

hier die Wände horchen? Und daß wir umgeben sind von Kundschaftern und Verräthern in aller Herren und Länder Dienst? Der horcht für den Nandel, der für den Max, der für den Thurn, der für Sachsen und Baiern! Die Welt ist falsch, absonderlich das Hofgeschmeiß. Sie sind zu uns wie der Mond zur Sonne", fuhr der Kaiser immer bitterer werdend fort; „das Angesicht, das sie uns zukehren, ist immer hell und freundlich! Aber die Rückseite ist schwarz und pechfinster und steckt voll Teufel wie die Hölle! Es geschieht uns schon recht! Denn wollen wir's besser haben? Müssen sie uns nicht immer zum Maule reden? Können wir's vertragen, wenn sie uns einen echten Spiegel vorhalten? Was Wunder, wenn wir ihnen die Falschheit so einlernen, daß sie noch falscher gegen uns sind! Ich traue Keinem mehr, Keinem!"

Balthasar murmelte etwas leise vor sich hin.

„Dir doch! Du bist eine gute Haut, Alter!" sagte der Kaiser gerührt; „aber, da ist ...."

„Laß das doch", unterbrach ihn die Kaiserin, die es sehr scheute, daß er Namen nenne in Gegenwart Dritter. „Du wolltest mir ja von den Böhmen erzählen, wie es kommt, daß sie so mistrauisch sind!"

„Ja, Eins trifft zum Andern. Sie haben von unsern Anstalten gehört, und jetzt kommt nun die verunglückte Geschichte mit dem Khün von Belas dazu! Muß sie das Alles nicht mistrauisch machen? Müssen sie nicht sagen: Wenn ihr ernstlich Frieden wollt, wozu werbet ihr, rüstet ihr, verschreibt euch Generale? Wenn ihr's redlich mit uns meint, wozu wollt ihr unsere Generale in Zwiespalt bringen, die Männer zum Abfall verleiten, auf die wir vertrauen! Ich war gleich dagegen, den Khün zu schicken. Schon weil ich wußte, daß der Lamormain es zuerst in

Gang gebracht hat beim Clesel! Denn dem traue ich nun einmal gar nicht! Er trägt nicht eine doppelte Maske vorm Gesicht, er hat eine dreifache. Ich stehe nicht gut dafür, daß er in Prag selbst dem Khün Fallen gelegt oder die Böhmen hinterlistig benachrichtigt hat, was im Werke sei. Hat er's doch mehrmals hier gethan gegen den Max; der hat mir's erzählt, als ob er von der ganzen Sache kein Wort wisse! So tritt man bei jedem Schritte auf ein Fuchseisen! Wahr und Falsch läuft durcheinander wie Weizen und Spreu. Jetzt ist's ein Geschwirr und Gewirr durcheinander, daß man nicht mehr weiß, wer Koch oder Kellner ist. Aber das weiß ich, daß die vielen Köche den Brei verderben! Der Nandel hat immerfort den Löffel im Brei und der Lämmermann schürt's Feuer oder schüttet heimlich Pfeffer und Salz in den Tiegel, wenn ich nicht in die Kohlen blasen, sondern es milde einrühren will mit dem Clesel — — — Aber daß der noch immer ausbleibt! Balthasar, geh', bestell' im Vorzimmer: es soll Jemand zum Cardinal gehen, ich lasse ihn zum Vortrag bitten!"

Der Kämmerer ging. Die Kaiserin schwieg, weil sie sah, wie der Kaiser sich aufs äußerste erhitzte über diese Angelegenheiten; sie sann darauf, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. Doch er begann von neuem:

„Ich habe es mir fest vorgenommen; ich will nicht mehr auf Zwei und Drei und Zehn hören! Ich will mit Clesel allein berathen und beschließen und dann flugs an die That selbst gehen. Könnte ich nur hinaus zu Pferde, in Sattel und Bügel wie sonst! Ich stellte mich selbst an die Spitze und ritte voran nach Böhmen, und sagte ihnen: Hier komme ich mit Roß und Mann! Ich kann zuschlagen! Ich brauche mich nicht zu fürchten; aber ich will eigen Land und Leute nicht mit Krieg überziehen. Jetzt seid's vernünftig,

legt die Waffen weg wie sich's gebührt; was billig ist, soll euch werden! Denn, Annerl, du kannst mir's glauben, dann käme Alles wieder ins Gleis!"

„Es wird auch so geschehen, wenn du nur deinen redlichen Willen durchsetzest; du brauchst darum doch nicht selbst zu Pferde zu steigen!"

„Ja, nur offen und gerad!" rief der Kaiser, und erwärmt von dem Gedanken, schienen ihm seine Kräfte zurückzukehren; sein erlöschendes Auge flammte wieder auf. Er machte eine Bewegung, als wolle er sich im Bette erheben, doch er fühlte die Kraftlosigkeit und sank matt zurück.

„Ich habe mich ganz matt geredet", sagte er mit plötzlichem Abfall der Stimme; „allein es bleibt dabei! ich will nicht mehr heimlich handeln, weder mit Subsidien noch mit Werbung und Bündnissen; ich will's ihnen offen sagen: Seht, ich habe Geld, Bundesgenossen, Generale, Soldaten, ich bin wohl gerüstet, ich kann nehmen, was ich fordere, durchsetzen, was ich will, aber ich biete euch Handschlag und Frieden, ich ...."

„Um Gottes Willen, was ist dir, Balthasar", rief die Kaiserin, als bei diesen Worten der Kämmerer die Thür hastig geöffnet hatte und bleich wie eine Leiche, zitternd hereinschwankte.

„Was hast du, Balthasar!" rief auch der Kaiser.

Der Kämmerer konnte nicht sogleich Worte finden, er war ganz außer sich. Endlich warf er heraus: „Se. Eminenz, der Herr Cardinal —"

„Es ist ihm doch kein Unglück zugestoßen?" fragte der Kaiser.

„Ich weiß es nicht. Se. Eminenz waren in der Burg, wollten dem Herrn Erzherzog Maximilian einen Besuch abstatten ... allein ..."

„Nun? Und was?“ fragte der Kaiser gespannt, da Balthasar stockte.

„Es geht das Gerücht, ich kann's aber nicht glauben, der Herr Cardinal sei in einer verschlossenen Kutsche fortgeführt — verhaftet ...“

„Verhaftet!“ rief der Kaiser, und es zuckte in ihm, aufzuspringen; doch die heftigen Schmerzen der Gicht erinnerten ihn sofort an seine Hülflosigkeit. Er that einen unterdrückten Schrei der Erbitterung.

„Verhaftet! Unmöglich! Wer als des Kaisers Majestät durfte den Cardinal verhaften lassen!“ brach die Kaiserin staunend aus.

„Es soll geschehen sein auf Befehl Sr. Majestät des Königs von Ungarn.“

„Der Ferdinand?“ rief Mathias und zitterte vor Zorn.

„Und Sr. kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Maximilian“, fuhr Balthasar in seinem Berichte fort.

„Nein, du irrst, du bist belogen, Balthasar“, rief die Kaiserin aus und hatte Mühe, ihre Thränen zurückzuhalten. „Wie durften sie das wagen — sich solcher That erkühnen ...“

„Se. Majestät werden sogleich hier erscheinen“, stammelte Balthasar; „sie wollten mir auf dem Fuß folgen, sie befahlen mir die Anmeldung ...“

„Du selbst hast ihn gesprochen ...“ rief die Kaiserin, und eine edle Röthe des Unwillens färbte ihre Wange, „der König von Ungarn hat dir selbst .... es ist also kein Gerücht, es ist Alles Wahrheit?“

Eine tiefe Stille folgte diesem Ausrufe. Es arbeitete gewaltsam in den Zügen des Kaisers. Der Ausdruck des heftigsten Zorns in seinen Mienen ging in den des bittersten Hohns über.

„Wie höflich man doch noch mit mir ist! Der Mann, der meinen Minister verhaftet, läßt sich noch bei mir anmelden!“

„Da ist er“, rief die Kaiserin mit versagender Stimme, „und der Schwager auch!“

Der König Ferdinand trat mit dem Erzherzog Maximilian ein; Beide in gemessener Haltung. Indessen der funkelnde Blick, mit dem der Kaiser sie maß, schien sie doch etwas zu verwirren. Sie verbeugten sich ehrfurchtsvoll gegen Mathias und gegen die Kaiserin. Ein stummer Wink des Königs Ferdinand bedeutete Balthasar, das Zimmer zu verlassen; dieser sah den Kaiser fragend an, und da derselbe das Geheiß nicht bestätigte, zog er sich nur in ehrerbietiger Haltung in den Hintergrund des Gemachs zurück.

„Wir kommen, Ew. Majestät freiwillig Rechenschaft zu geben“, begann Ferdinand, „über eine That, die zur Rettung des Reichs, zur Rettung Ew. Majestät selbst unvermeidlich war! Ich habe mit Zustimmung des Herrn Erzherzogs den Cardinal Clesel, dessen verrätherisches Thun das Haus Habsburg an den Rand des Verderbens gebracht hat und der heiligen katholischen Kirche den Untergang droht, verhaften lassen!“

Der Kaiser war so außer sich, daß er die Sprache verloren hatte; er antwortete nicht. Krampfhaft hatte er sein Betttuch gefaßt und preßte es, sei es um die körperlichen Schmerzen, die ihn bei dieser äußersten Aufregung durchzuckten, oder um die in ihm wogende Erbitterung zu betäuben, gegen sein Antlitz.*) Die Kaiserin war in einen Sessel gesunken und ihre Brust flog in krampfhaftem Weinen. Einen Augenblick lang erfüllte Todesstille das Ge-

*) Historisch.

mach; man hörte nur das schwere, beklemmte Athmen der Anwesenden. Auch der Erzherzog Ferdinand verlor fast die Fassung. Eine solche Wirkung von dem Schritt der Willkür, mit dem die Fürsten der kaiserlichen Macht verwegen vorgriffen, schienen sie doch nicht erwartet zu haben.

Da erhob sich die Kaiserin mit dem ganzen Adel weiblicher und kaiserlicher Würde, maß den Erzherzog mit einem großen Blick und sprach: „Ich sehe wohl, daß Euch mein Gemahl zu lange lebt und daß Ihr seiner bereits überdrüssig seid.“ *)

Ferdinand war bestürzt; doch er faßte sich und sprach gegen Mathias gewendet, der noch immer lautlos dalag und die Hände gewaltsam geballt hielt: „Ich bin gewiß, daß Ew. kaiserliche Majestät diesen strengen Schritt nicht nur billigen, daß Sie ihn sogar gutheißen werden, wenn Ew. Majestät sich erst von den Gefahren überzeugt haben, die Reich, Krone und Religion, die Ew. Majestät kaiserliches Haupt selbst liefen, falls wir diese unvermeidliche Handlung länger aufgeschoben hätten. Ich trage seit einem Jahre die Krone Böhmens, seit drei Wochen auch die des Königreichs Ungarn; ich bin für beide verantwortlich, — ich muß sie dem Haupte Ew. Majestät in der Gegenwart, dem meinigen in der Zukunft erhalten. Des Cardinals verrätherisches Benehmen unterhöhlte alles Vertrauen zwischen den Mitgliedern des Hauses Habsburg und den Provinzen des Reichs. Ich werde Ew. Majestät die Briefe und Schriften vorlegen lassen, aus denen dies erhellt. Der Beweis seiner Schuld wird streng geführt werden, und ich hoffe, daß Ew. Majestät dann auch mit der gerechten Strafe nicht zögern. Jetzt aber war es zuerst nothwendig, ihn

*) Historisch.

von der Stelle zu entfernen, wo er die Macht hatte, uns Alle zu verderben."

Der Kaiser antwortete nichts; große Schweißtropfen standen auf seiner Stirn. Er schien von unerträglichen Schmerzen des Körpers und der Seele gefoltert.

„Es soll", fuhr Ferdinand etwas einlenkend und begütigend fort, da die furchtbare Erschütterung des Kaisers ihn doch selbst mit erschütterte, „es soll dem Cardinal ohne Urtheil und Recht nicht das mindeste Uebel zugefügt werden. Er wird vorläufig in Tirol auf des Oheims Schloß Ambras wohnen" — er wandte sich dabei gegen den Erzherzog Maximilian, der ein schweigender Zeuge des Vorgangs blieb, — „dort wird ihm mit aller seinem geistlichen Range gebührenden Ehrfurcht begegnet werden. Der Heilige Vater in Rom, der die Genehmigung zur Haft des Cardinals ertheilt hat, soll selbst entscheiden, ob der Cardinal nicht ein treuloser Sohn der Kirche ist, der die schwerste Bestrafung verdient."

Bei der Erwähnung des Papstes zuckte Mathias unwillkürlich zusammen.

König Ferdinand hielt inne; er schien auf ein zustimmendes Wort des Kaisers zu warten. Da dieser beharrlich schwieg und ihn nur mit rollenden Blicken betrachtete, fuhr er fort: „Ew. Majestät werden mir vergeben. Ich handelte nur im Eifer meiner Pflichten für unser Haus und für den Schutz unserer heiligen Kirche. Sie hat das Heil meiner Seele gepflegt und behütet; ich habe ihr dankbare, unverletzliche Gelübde gethan, sie dafür zu schützen gegen Heiden und Türken und gegen ihre schlimmern Feinde, die Abtrünnigen, die Ketzer, mit denen es der Cardinal gehalten."

Der Kaiser setzte das Schweigen fort. Ferdinand gerieth dadurch in immer glühendern Eifer der Vertheidigung.

„Ew. Majestät wissen, daß ich also gelobt habe, vor dem Bilde der heiligen Jungfrau zu Loreto, und daß schon der Heilige Vater Clemens VIII. mich selbst gesegnet und geweihet hat zu diesem Berufe. *) Er geht über alle meine Pflichten, auch über die der Unterwürfigkeit unter Ew. kaiserliche Majestät. Denn man soll Gott zuerst gehorchen! In dieser heiligsten aller Pflichten hätte ich schwer gefehlt, wenn ich Den, der jetzt der Kirche am gefährlichsten ist, ihr in versteckter Arglist das ärgste Unheil droht, länger hätte gewähren lassen. Das ist, wir werden Ew. Majestät davon überzeugen, der Cardinal. Also trieb und drängte mich mein Gewissen, das mich schon längst mit schweren Vorwürfen belastete! Und deshalb, Oheim, hoffe ich auf Eure Vergebung nicht nur, sondern auch auf Eure Zustimmung zu alle Dem, was nunmehr nothwendig wird. Das Maß der Geduld ist erschöpft gegen den Aufruhr in Böhmen wider Kirche und Thron, alle Nachsicht hat nur die Flamme geschürt; wir müssen auftreten mit gerüsteter Macht, wie St.-Michael, den Drachen zu Boden werfen!"

In der That war es die religiöse Begeisterung, welche den König Ferdinand bis in sein tiefstes Innere entflammte. Er wurde fortgerissen von dem Gedanken, daß er berufen sei, die Kirche zu retten. So schwand ihm die Heiligkeit aller irdischen Verhältnisse zu Nichts, diesen ewigen gegenüber.

Da der Kaiser kein Wort erwiderte auf diesen begeisterten Ausbruch der Stimmung Ferdinand's, wurde dem Erzherzog Maximilian die Lage zu peinlich. Er gab seinem Neffen einen Wink; Beide verbeugten sich tief gegen den Kaiser und verließen das Gemach. — —

So war Ferdinand gegen den Kaiser und Oheim ver-

*) Historisch.

fahren. Er hatte sich durch diese That des Eingriffs auf dessen Thron gesetzt. Nur in dieser Weise konnte Mathias, konnte die Kaiserin sie empfinden. Sie waren Beide wie betäubt durch den Schlag. Es dauerte noch lange, bevor Mathias die Sprache wiederfand „Rudolf, Rudolf! Bruder, Bruder!“ rief er endlich schauernd und schmerzvoll aus, in dem Gefühl, daß ihm jetzt durch seinen eigenen Bruder und Neffen begegne, was er selbst seinem Bruder Rudolf angethan, — daß der Tag der Vergeltung nahe. „Deine Flüche sind zu dem Ohr des Himmels gedrungen!“ fügte er dumpf hinzu; „sie sind zu erhörten Gebeten worden!“

„Daß ich diese Schmach erlebt, bricht mir das Herz“, seufzte die Kaiserin und verhüllte das Gesicht. — Sie weissagte ihr Geschick mit ahnungsvoller Sicherheit!

„Die Königskronen decken sein Haupt schon“, rief der Kaiser, von neuem Schmerz ergriffen; „jetzt hat er mir auch die Kaiserkrone entrissen und das Scepter entwunden! Er schlägt damit auf mein Haupt und mein Herz!“

Erschöpft sank er auf sein Lager zurück, beide Hände vor das Antlitz gepreßt.

Im glänzenden Kaisergemach herrschte nichts als Grauen und Schmerz; nur das verhaltene Schluchzen Balthasar's unterbrach die düstre Stille.

Sechstes Buch.

Achtundzwanzigstes Capitel.

Der Sommer war herangekommen. Die unaufhaltsame Entwickelung der Ereignisse in Böhmen, verbunden mit der Entfesselung der Leidenschaften einzelner, hervortretender Charaktere, hatte nunmehr im ganzen Lande stürmische Wirbel aufgeregt, die Alles mit sich fortrissen. Zu den Gährungen, welche die innern Kämpfe und Umgestaltungen erzeugten, war auch der offene Krieg mit dem Kaiser getreten, der bis jetzt zwar nur die Gestalt eines Vertheidigungs- und Abwehrungskampfes hatte, aber doch auch als solcher angreifende Schritte nothwendig machte.

Da Thurn zu seiner unruhevollen Stellung in den Zuständen des Landes überhaupt auch die als Oberbefehlshaber des Heeres fügte, so war er dadurch ganz in die Wogen einer drangvollen Thätigkeit gerissen; der Stürme nicht zu gedenken, die ihm seine eigene Leidenschaftlichkeit, sein religiöser Eifer, sein Ehrgeiz, sein immer neue Entwürfe ausbrütender Geist erregten. Bei dem besorglichen, milden Charakter der Gräfin Thurn mußten solche Zustände sie ebenso aufreiben und martern, wie sie für Thurn das eigentliche Lebenselement bildeten. Und da sie doch nicht an der Seite ihres Gatten leben konnte, der bald hier bald dort

im Feldlager, bald in der Hauptstadt sein mußte, hatte er nach einem möglichst sichern, zurückgezogenen Aufenthalt für sie gesucht, der sie wenigstens von den nächsten, heftigen Eindrücken der unruhevollen Zustände entfernte. Auf seinen eigenen Besitzungen, Wellisch und Windritzsch, fand er diese beruhigende Stille nicht. Er hatte einen andern Ort gewählt. Tief im Gebirge, nahe der Grenze Sachsens, eine Stunde von der Elbe, lag auf einem hohen, zackigen Felsen, der Sperlingsstein genannt, ein altes, seit länger als einem Jahrhundert verlassenes, halb zerstörtes Schloß. In grauen Zeiten war es als das Raubschloß eines wilden Rittergeschlechts gefürchtet gewesen. Jetzt bewohnte es nur ein Schloßwärter, ein alter Krieger, der hier ein Obdach für sich und die Seinigen gefunden. Ein Theil der verlassenen Zimmerräume war schnell wieder in bewohnbaren Stand gesetzt und behaglich eingerichtet. Der Krieg bewegte sich bis jetzt hauptsächlich im Süden Böhmens und gegen die österreichischen Grenzen hin. Das Schloß lag dem Schauplatz daher so entfernt als möglich. Außerdem war, für den Fall einer unglücklichen Wendung der Angelegenheiten, Sachsen in wenigen Stunden auf der Elbe zu erreichen deren reißende Strömung ein Boot fast ohne alle Hülfe in die Grenzen des Nachbarstaates tragen konnte. Auch die angrenzenden Provinzen, die Oberlausitz und Schlesien, ließen sich unschwer von hier gewinnen.

In dieser tief romantischen Einsamkeit wohnte seit fast zwei Monaten die Gräfin Thurn mit ihrer Tochter Thekla und Theresen, die eine innige Freundin Beider geworden und in die engste Hausgenossenschaft aufgenommen war. Der ringsher steile Fels, auf dem die Burg erbaut war, bot mitten in dem sturmbewegten Meer der Umwälzungen und Kämpfe ein sicheres Eiland dar, das keiner Gefahr

erreichbar schien. In dieser rauhen Zeit der Erschütterungen war es ein Obdach der Ruhe und des Friedens, welches durch den äußerlichen Schutz, den es gewährte, durch die tiefe Einsamkeit und Stille, die es umgaben, selbst die innern Bewegungen milderte, mit denen das Gemüth die Weltereignisse begleiten mußte.

Wie fern auch die Frauen des Thurn'schen Hauses denselben hier entrückt waren, die Männer befanden sich mitten in den Wirbeln der Gefahr und That. Thurn lag mit dem Hauptheer vor Budweis, außer Pilsen die einzige Stadt, wo sich die fremden Kriegsvölker im kaiserlichen Solde noch behaupteten. Krummau, die dritte der bedeutenden Städte, wo sie festen Fuß gefaßt, hatte sich vor kurzem ergeben. Der junge Graf Heinrich stand an der Grenze von Mähren bei der Heerabtheilung, die Colon von Fels führte. Wolodna befand sich noch auf Werbung in Schlesien, Xaver mit besondern Aufträgen Thurn's in Franken.

Die Frauen hatten in den schönen Sommertagen das ringsum sich ausbreitende Fels- und Waldgebirge vielfach, meist zu Roß, doch auch zuweilen zu Fuß durchstreift. Seit einiger Zeit aber unterbrach eine rauhere Witterung, namentlich heftige Regenstürme, diese Ausflüge öfters. Die Bewohnerinnen der Burg waren schon mehrere Tage nur auf die kleinen Thurmgemächer beschränkt. Aus den Fenstern derselben konnten sie freilich den Blick nach allen Richtungen hin in eine wundervolle Landschaft schweifen lassen; aber das Nebelgewölk, das sich um die bewaldeten Kuppen lagerte und tief in die Thäler senkte, verhüllte oft jede Fernsicht, während in nächster Nähe der Sturm um die nackten Felsklippen sauste und der Regen die verwitterten Mauern schlug. Doch diese Schauer der Einsamkeit und romantischen Wildniß sagten dem ernsten schwärmerischen Gemüth

der drei Frauen zu. Sie würden glückliche Tage verlebt haben, wenn Fels und Mauern ebenso die Ruhe der Brust zu beschützen vermöchten wie die des Hauptes. Zwar hatten die Ereignisse in Böhmen, auch die Kriegsvorfälle, bis jetzt eine günstige Gestalt gewonnen, und die Besorgniß vor einem schnellen schweren Rückschlag der anfänglichen Triumphe, vor einem düstern Ausgang Dessen, was mit solchem Aufschwunge der Hoffnungen begonnen, war vor den zahlreichen Unterpfändern, welche die Gegenwart dem Unternehmen darreichte, fast ganz verschwunden. Doch die entfernte Zukunft blieb bedrohlich. Die Gräfin sah ihr mit bebender Ahnung entgegen, und das Herz aller drei Frauen schlug bang um die nächsten Ihrigen, die mitten in den drang- und gefahrvollen Ereignissen verkehrten. So umkreisten denn auch diese einsame Felsenspitze Furcht und Sorge mit ihren dunkeln Schwingen.

Es war schon spät am Nachmittage. Elisabeth, Thekla und Therese saßen in dem Gemach des höchsten Thurmes, das die Gräfin für sich bewohnte, traulich beieinander, mit weiblichen Arbeiten beschäftigt, an denen das Gespräch sich leichter hinspann.

„Das Wetter hält uns noch immer gefangen", sprach die Gräfin Elisabeth, indem sie einen Blick über die Berge warf. Nebel umhüllte die nächsten Kuppen; graues Gewölk, vom heftigen Winde gejagt, zog durch den Himmel von Westen her auf die Burg zu. Zwischen den zerrissenen Schleiern blitzte die schon tiefer stehende Sonne mit röthlichen Strahlen hindurch.

Therese öffnete ein Fenster und blickte über die Landschaft hin. Es war ein düstres Gemälde. Die Ferne hüllte sich in graue Nebeldünste. In die Tiefe gleitete das Auge an den Mauern des Schlosses hinab und die schroffen

Felswände hinunter in schauerliche Abgründe. Von dem Fuße des Bergkegels ab konnte der Blick dunkelbewaldete Thalwindungen verfolgen, die sich nördlich in das tiefe Gebirge verloren, südlich gegen den grauschimmernden Spiegel der Elbe öffneten, welche im weiten Bogen der Thalkrümmung den Fuß des Gebirges umzog.

Thereſe verſenkte ſich in den Anblick. Ein Habicht zog tief unter ihr, und doch hoch über dem Abgrunde, die grauen Kreiſe ſeines unſteten Fluges. Das Nebelgewölk hüllte im ſtreifenden Zuge die Thäler bald in ein einförmiges Grau, bald wurde es vom Sturm zerriſſen. Die Sonne ergoß flüchtiges Gold dazwiſchen und umſtrahlte die fernen Berge, daß ihr aus dunkler Fichtenwaldung und hellem Laubholz gemiſchtes Grün ſchimmernd aufleuchtete. So gewohnt Thereſe des ſchauerlichen Reizes der Wildniß und ſeiner Miſchung mit anmuthvoller Schönheit war, ergriff ſie das Bild dieſer großen, einſamen Natur doch immer wieder mit neuer Gewalt. „Sie iſt ein Gemälde unſerer Tage; Sturm, Nacht und Sonnenſchein in flüchtigem Wechſel“, dachte ſie bei ſich, und ihr Auge ſuchte die weite Ferne, aus welcher den Frauen die Kunde von Denen kam, bei denen ihr Herz weilte.

„Siehſt du keinen Boten nahen, Thereſe?“ fragte die Gräfin Thurn. „Mein ungeduldiges Herz hoffte ſchon geſtern auf einen.“

„Ich ſehe nichts!“ antwortete Thereſe.

Thekla trat zu ihr, legte den Arm um ſie und das braunlockige Haupt gegen ihre Schulter. „Ich will dir helfen nach guter Botſchaft ausſchauen“, ſprach ſie lächelnd. — „Wahrlich, dort unten links am Felſen kommt Jemand den Pfad herauf“, rief ſie überraſcht.

„Zu Fuß!“ versetzte Thereſe, die den Wanderer jetzt auch gewahrte; „das iſt kein Bote an uns!“

„Doch möglich“, rief die Gräfin lebhaft; „vielleicht kommt er einen andern Weg als über Auſſig und hat ſich in einem Nachen über die Elbe ſetzen laſſen müſſen, der das Pferd nicht aufnehmen konnte! Wer ſollte ſonſt den Pfad hierher nach der Burg nehmen?“

Thereſe lächelte innerlich über die Geſchicklichkeit, mit der die Gräfin die Umſtände auffand, die einen Boten hätten nöthigen können, auf ganz ungewöhnlichem Wege nach dem Schloſſe zu kommen. Doch einen Augenblick lang kam auch ihr ein freudiger Gedanke. Von ihrem Vater hatte ſie lange keine Botſchaft empfangen, und ſie bis dahin nur durch Thurn's Vermittelung erhalten. In dem letzten Briefe hatte er ihr geſchrieben, daß er ſeine Thätigkeit in Schleſien bald beendet haben und in wenigen Wochen zurückkehren werde. Dieſe waren verſtrichen; ſein Weg konnte ihn in die Nähe des Schloſſes führen; es war möglich, daß er ſelbſt ſich die Zeit zu einem Beſuche abmüßigte, während er die Mannſchaften, die er für Thurn geworben, anderer Führung überließ. Allein auch er würde nicht zu Fuß kommen, dachte Thereſe und gab ihre Hoffnung auf.

„Es wird ein Landmann der Gegend ſein, der irgend etwas zu Kauf auf die Burg bringen will“, ſagte ſie zu der Gräfin.

Durch die Wendungen des Weges um den Berg war der Wandersmann den Blicken ſchon wieder entzogen. So unbedeutend das kleine Ereigniß war, ſo wurde doch die ſtille, geſammelte Stimmung der Einſamkeit, in der ſich bis dahin die drei Frauen befunden hatten, dadurch unterbrochen, und eine unruhige Spannung trat an ihre Stelle. Ein Beweis, wie gering der Wechſel der Eindrücke war, die

sie hier empfingen, daß eine so unerhebliche Unterbrechung des Gewöhnlichen solche Wirkung äußern konnte.

„Es will mich nicht mehr recht im Gemach dulden", sprach Elisabeth. „Das Wetter scheint sich zu Abend ja aufzuhellen; wollen wir noch ein wenig ins Freie?"

Thekla und Therese waren bereit. In wenigen Augenblicken standen die Pferde gesattelt im Burgthor, und die drei Frauen ritten, von einem Diener gefolgt, den steilen Felspfad hinab, um noch eine Abendstunde im Freien zu genießen.

Die Enge des Weges gestattete nur, daß die Pferde hintereinander blieben. Die Gräfin Elisabeth ritt voran; plötzlich that sie, als sie eben das Roß um eine scharfe Biegung lenkte, einen leichten Ausruf des Erschreckens. Ein Mann stand vor ihr, der im ersten Augenblicke selbst zu erschrecken schien, dann aber rasch auf sie zutrat und sie mit tiefgebeugtem Haupt um eine Gabe ansprach. Er nahm den breiten braunen Filzhut, den er trug, nicht ab; außerdem war sein Gesicht durch ein umgebundenes Tuch halb verdeckt. Die Gräfin wandte sich zu Theresen um und bat sie, dem Bittenden ein Almosen zu reichen. Sie selbst ritt mit Thekla weiter; Bernhard, der Diener, schloß sich ihnen an.

Mit einem unheimlichen Gefühl sah sich Therese dem Fremden, der augenscheinlich derselbe war, welchen sie oben von der Burg wahrgenommen, allein gegenüber. Obwol der Hut und das breite Tuch sein Gesicht halb verdeckten, machten die Züge doch einen widerwärtigen Eindruck. Es war Theresen, als ob sie dieselben schon irgendwo gesehen haben müsse, doch suchte ihr Gedächtniß vergeblich nach einer bestimmten Erinnerung. Sie fragte ihn, woher er sei, wohin er wolle.

„Ich bin ein Maurergesell aus Sachsen", sprach er mit heiserer Stimme und fremdartigem Laut, „ich habe beim Thurmbau in Schandau gearbeitet und bin vom Gerüst gestürzt." Dabei hielt er sich den Kopf mit der linken Hand und verdeckte so auch den übrigen Theil seines Gesichts möglichst.

„Wohin wollt Ihr?"

„Durchs Gebirge nach der Lausitz."

„Wie kommt Ihr auf diesen entlegenen Pfad zu der Burg?"

„Ich dachte ein Obdach dort für die Nacht zu erbitten."

„In der Burg wird kein Fremder aufgenommen. Dies reicht aus für eine Nachtzehrung in der Herberge", antwortete Therese, indem sie ihm einige Geldstücke gab; „geht zurück auf die große Straße!"

Mit diesen Worten wandte sie ihr Pferd ab und suchte, so eilig es der steile Pfad erlaubte, den Vorangerittenen wieder nachzukommen. Sie erreichte dieselben am Eingang eines Gehölzes, am Fuße des Berges, wo der Weg ebener wurde.

Die Frauen ritten jetzt ein gutes Stück rasch dahin. Das Wetter, das sich einige Augenblicke günstiger gezeigt hatte, wurde wieder rauh. Die Sonne verschwand, und der Himmel drohte mit schwerem Regengewölk. Die Gräfin, die immer noch auf einen Boten mit Nachrichten hoffte, wollte dennoch nicht umkehren, sondern nahm den Weg nach der Elbe, wo man in den einzelnen Häusern, die hier und da am Ufer standen, Schutz finden könne, falls ein Regenguß eintrete.

Sie ritten jetzt im Walde auf breiterem, aber steinigem Wege im Schritt nebeneinander hin.

„Hier haben Reiter den Weg gekreuzt", bemerkte Bernhard und zeigte auf zahlreiche Hufspuren, die von einer Wiese zur rechten Hand kamen und sich links auf lockerm Erdreich in den Wald zogen. Die Gräfin und Thekla achteten nicht darauf; doch Thereſen fiel der Umſtand auch auf.

„Wohin führt der Weg dort, Bernhard?" fragte ſie dieſen leiſe und hielt ihr Pferd etwas zurück.

„Es iſt hier eigentlich gar kein Weg; aber ein Stück weiter in den Wald hinein ſteht eine Köhlerhütte."

„Wagen ſind hier nicht gefahren", ſprach Thereſe nachdenklich; „es gehen nur Hufſpuren waldeinwärts, nicht zurück!"

Während ſie der Richtung noch mit dem Auge folgte, fielen ſchwere Regentropfen. Die Gräfin und Thekla hatten ſchon ihre Pferde in Galopp geſetzt, um ein Obdach, das nicht fern mehr am Elbufer zu treffen ſein mußte, ſchnell zu erreichen. Thereſe ſprengte nun gleichfalls ihnen raſch nach, doch noch bevor ſie dieſelben erreichte, regnete es in dichten Strömen; zugleich erhob ſich ein heftiger Sturm. Der Himmel war in ſo ſchweres Gewölk gehüllt, daß es plötzlich faſt ganz finſter wurde, als ob die Sonne längſt untergegangen ſei.

Für den Augenblick nahm das Unwetter allein die Sinne und die Sorge in Anſpruch und ließ keinen andern Gedanken aufkommen; ſo ſchnell als es irgend die Sicherheit geſtattete, eilten die Frauen dem erhofften Obdach zu.

Neunundzwanzigstes Capitel.

Sie erreichten im vollsten Galopp dahinsprengend, nach kaum zehn Minuten, schon völlig durchnäßt, ein Fischerhaus an der Elbe. Der Fischer war nicht daheim, doch die Frau, die sie öfter auf ihren Spazierritten gesehen hatten, nahm sie freundlich auf. Während Bernhard die Pferde unter einen Schuppen führte, zündete die Alte ein Feuer auf dem Herde an, dessen Wärme bei der nassen Kälte den Frauen ebenso wohl that, als der helle Schein desselben die düstre Stimmung verscheuchte, die das Dunkel des Wetters und des beginnenden Abends erzeugte. Die Frau war dienstfertig geschäftig, mit einem groben, wollenen Tuche die Kleider der Durchnäßten trocken zu reiben. Diese leisteten sich auch untereinander die kleinen Hülfsdienste, welche ihre Lage bedingte, und diese Geschäftigkeit verbunden mit dem romantischen Reiz, welchen kleine Begegnisse der Art immer haben, brachte sogar einige Heiterkeit in die Stimmung. Das Wetter ging nicht so rasch vorüber, als es gekommen war. Erst nach zwei Stunden hörte der Regen auf; die Sonne war untergegangen, es herrschte bereits tiefe Dämmerung. Die Gräfin ließ die Pferde wieder vorführen; der Rückweg wurde eilig angetreten. Bei dem immer noch bezogenen Himmel wurde es bald völlig dunkel. Es war so finster, daß man auch auf den ebenen Thalwegen nur langsam reiten konnte; zumal aber im Walde, wo es schwer hielt den Weg nur zu finden. Als die Heimkehrenden wieder an die Stelle gelangten, wo Bernhard

die Spuren der Pferde bemerkt, ritt er zu Thereſen heran, ſtieß ſie verſtohlen an und ſagte: „Hier war es!“

Sie hatte wol wieder an den Umſtand gedacht, allein die Aufmerkſamkeit der Gräfin nicht darauf gelenkt, um dieſer nicht beſorgliche Empfindungen zu erregen, wo doch weiter keine Vorkehrung möglich war. Jetzt aber fiel ihr das leiſe, Beſorgniß verrathende Wort des Dieners doppelt ſchwer aufs Herz. Nachdenklich ritt ſie weiter, ſtill vor ſich hin.

„War das der Wind, der ſo ſeltſam pfiff“, wandte ſich die Gräfin einige Minuten darauf zu ihr. Sie hatte aber ganz deutlich, zu ihrer großen Beſtürzung, den Ton einer Pfeife vernommen. „Ich glaube“, antwortete ſie bebend.

„Nein, unmöglich!“ rief die Gräfin plötzlich in großer Unruhe. „Horcht doch auf!“

Es ließ ſich durch das Geräuſch des Windes ganz deutlich der langgehaltene Ton einer Pfeife vernehmen, der offenbar die Antwort auf den erſten bildete.

„Was ſoll das bedeuten?“ fragte die Gräfin voller Schrecken, „ſollten wir hier nicht ſicher ſein?“

„Ich fürchte es faſt“, war Thereſens Antwort.

Sie hielten die Pferde an, unſchlüſſig was ſie thun ſollten, ob vorwärts eilen oder zurück.

„Ich höre Pferde“, unterbrach der Diener die peinliche Stille.

„Hinter uns!“ rief Thereſe und hielt das Ohr lauſchend gegen den Wind.

„Nein, vor uns, wie mir ſcheint“, antwortete Bernhard.

Der Wind ſchwieg einen Augenblick; der Schall von im Trabe herannahenden Pferden war jetzt ganz deutlich zu vernehmen und zwar von beiden Seiten.

„Wir wollen uns im Gebüsch verbergen", rieth die Gräfin und machte den Versuch, abseits vom Wege ins Holz zu dringen. Doch es war so eng verwachsen und die nassen Zweige, kaum auseinander zu beugen, schlugen ihr beim Zurückschnellen so heftig ins Gesicht, daß sie es aufgeben mußte. Die Reiter näherten sich. Bernhard zog den Hirschfänger, die einzige Waffe, die er trug, da sie zu seiner Kleidung gehörte; denn er stand als Jäger in Thurn's Diensten.

„Kein voreiliger Kampf, Bernhard", gebot die Gräfin. „Es wäre vergeblich und würde das Uebel nur schlimmer machen, da wir es, wenn etwas Feindseliges uns bedroht, offenbar mit Vielen zu thun haben."

Bernhard behielt indeß die gezogene Waffe in der Hand.

„Laßt uns vorwärts reiten, als ob wir nichts besorgten", gebot die Gräfin. Sie thaten es. Kaum hatten sie den Weg noch einige Minuten verfolgt, als sie einem Trupp von fünf oder sechs Bewaffneten begegneten. Eine Stimme rief sie an:

„Halt! Ergebt euch ohne Widerstand zu Gefangenen oder ihr seid verloren!"

„Wer seid Ihr, was wollt Ihr von uns", rief die Gräfin, während Thekla sie mit bebender Hand am Arme ergriff und sich an ihre Seite schmiegte.

„Wir wissen, wer Ihr seid, das ist genug!" lautete die Antwort.

„Den Kerl stoßt nieder", sprach dieselbe rauhe Stimme gedämpft, dicht neben Theresen zu einem der Reiter. Der Laut traf sie mit wunderbarer Berührung. Im nämlichen Augenblick ertönte ein lauter Schrei. Es war Bernhard, nach dem offenbar ein Stoß geführt worden war; doch

er mußte nicht tödtlich getroffen sein, denn er rief gleich darauf:

„Umsonst sollt ihr mich doch nicht haben", und die Klinge seines Hirschfängers klirrte gegen einen Helm oder Harnisch.

„Verfluchter Hund", tönte es im Finstern wieder. Das war, Therese konnte jetzt nicht zweifeln, die Stimme des Bettlers, der sie auf dem Herwege angesprochen! Die Ahnung eines angelegten, zusammenhängenden Planes durchflog sie. Alle diese Gedanken, Vorgänge und Ausrufungen waren das Werk eines Augenblicks. Jetzt erhob sich wildes Geschrei von vielen Stimmen und Waffengetön; zugleich hörte man Hufschlag rasch heransprengender Pferde von hinten her. Eine Hand griff in Thereses Zügel. Ein erneuter Schrei klang wie der eines auf den Tod Getroffenen. Ein Reiter jagte in vollem Lauf davon, mehrere Stimmen schrien: „Setzt ihm nach!" Der Flüchtende konnte nur Bernhard sein. Gleich darauf sprengten die Reiter, welche die Angegriffenen in den Rücken genommen hatten, heran. Finsterniß bedeckte diese ganze Scene des Getümmels und mehrte die Angst. Nach zwei Minuten war der Lärmen vorüber und die Frauen sahen sich umringt von einer Schaar fremder Reiter, eine jede von Zweien in die Mitte genommen. „Keinen Laut oder Ihr seid des Todes!" bedrohte sie der, welcher an Thereses rechter Seite ritt. Zugleich hörte sie vor sich einen Andern zu der Gräfin Thurn sagen: „Verhaltet Euch still, so wird Euch nichts geschehen!" Kaum hatte sie dieses letzte Wort gehört, als es wie ein Blitz in Thereses Seele fiel, es war Zaloska, der wilde Mörder Nechodom's, der fanatische Papist, in dessen Gewalt sie sich befanden. Ein Abgrund von Grauen that sich ihr auf! Den Zusammenhang begriff sie nicht;

nur eine dunkle Ahnung tief angelegter, verrätherischer Plane, durchschauerte sie. Ihre Brust erstickte fast in dem gewaltsam zurückgehaltenen Aufschrei des Entsetzens, den sie hervorstoßen wollte und den sie nur zurückpreßte, eingedenk der zwiefach ausgesprochenen Drohung.

Sie mußten die Straße zurück, in der Richtung, die sie gekommen waren, einschlagen. Man führte sie also vom Schloß hinweg. Den Versuch, den Therese machte, sich mit einem Wort an die Gräfin Thurn zu wenden, schlug fehl, denn die sie begleitenden Reiter rissen sie mit wilder Drohung zurück.

Sie schwieg bebend und folgte der Gewalt stumm unterworfen.

Der Ritt des Trupps wurde langsam, vorsichtig fortgesetzt. Bald hatte man das Ende des Waldes, und da es jetzt etwas lichter wurde, in beschleunigter Bewegung das Ufer der Elbe erreicht. Hier, in den von wohlwollenden redlichen Fischern und Schiffern bewohnten Hütten wäre Hülfe zu finden gewesen gegen die Gewaltthat, wenn nur der Hülferuf sie hätte erreichen und benachrichtigen können! Der schwache Hoffnungsschein, der sich daran knüpfen ließ, schimmerte nur wie ein bleichdämmernder Streifen durch die tiefe Mitternacht des Schicksals, das die unglücklichen Frauen getroffen hatte.

Die Entführer nahmen den Weg mit dem Lauf des Stroms, also nicht nach dem Innern Böhmens. Ein steiniger, schmaler Pfad führte sie zuerst unter dem steilen Felsen hart am Ufer hin, auf dem drei Kreuze den Sprung bezeichnen, den vor Jahrhunderten hier drei Jungfrauen, Schwestern, herab gethan haben sollen, um ihre Ehre vor dem wilden und heidnischen Bewohner der Burg auf dem Sperlingsstein, der sie verfolgte, zu retten. Die drei Frauen,

welche jetzt gefangen am Fuß der Felsmauer hingeführt wurden, schienen von einem ähnlichen Geschick bedroht. Auch sie würden den Tod einem solchen vorgezogen haben; doch die scharfe Bewachung durch die Räuber sperrte ihnen selbst diesen Ausweg.

Wol eine Stunde folgten sie, auf beengten, steinigen, vom Wasser tief zerrissenen Wegen, dem Ufer. Endlich machten sie bei einem einsam stehenden Hause Halt. Die Frauen wurden in das Haus geführt. Therese war die Letzte, welche eintrat; sie hörte einen der Männer in der dunkeln Hausflur sagen: „Nun füttert rasch die Pferde ab. Indessen schaffen wir die Kähne herbei. In einer Stunde geht es weiter, denn vor Tagesanbruch müssen wir über die Grenze sein. Der Herr erwartet uns um vier Uhr."

Also nach Sachsen sollten sie geführt werden! In Böhmen konnten freilich die Entführer der Gräfin Thurn und ihrer Tochter nicht verweilen! Sie mußten über die Grenze. Allein in Sachsen, dessen Kurfürst protestantischer Religion war, durften sie dort eine sichere Zuflucht hoffen? Man wollte die Geraubten vielleicht nur erst über die nächste Grenze und dann, wer weiß wohin bringen! Und wer war der Herr dieser Schaaren, der sie erwartete? Dies Alles waren Fragen und Muthmaßungen, die sich in der Schnelle des Augenblicks in Theresens Seele zusammendrängten und ihre Angst und Hoffnungslosigkeit mehrten.

Das Gemach, in welches man sie führte, war von einer trüben, auf dem Gesims nächst dem Ofen brennenden Lampe erhellt. Es war Niemand darinnen, nur ein alter Mann verließ es im Augenblick des Eintretens der Geraubten durch eine nach hinten führende Thür. Die Gräfin, die sich zitternd kaum auf den Füßen hielt, wollte eine

Frage thun, doch der Bewaffnete, der sie begleitete, winkte ihr stumm, zu schweigen. Er stellte der Erschöpften einen schweren, hölzernen Schemel hin, auf welchen sie ermattet niedersank; auch Thekla und Therese setzten sich auf gleiche Art. Zwei der Männer blieben als Bewachung im Gemach; die Andern gingen hinaus. Es wurde nicht geduldet, daß die drei Frauen miteinander sprachen. Die Sessel waren weit auseinander gerückt. Einer der Männer streckte sich den Frauen gegenüber auf eine Bank hin, die an einem langen Tisch hinlief, welcher vor den Fenstern stand. Der Andere nahm, offenbar um jeden Fluchtversuch zu vereiteln, ebenfalls auf einem Schemel, dicht vor der Thür des Gemachs Platz.

So saßen die drei Opfer, bleich, schweigend in Todesangst und erwarteten die Zukunft, die noch Schrecklicheres in ihrem Dunkel zu verhüllen schien als die Angst und Schauer der Gegenwart.

Draußen rauschte einförmig die Elbe und der Wind fuhr von Zeit zu Zeit mit hohlem Sausen um das Haus. In diesem war Alles todtenstill; nur zuweilen ließen sich in der Hausflur die dumpfen Schritte eines der Reiter, vermischt mit dem Klirren seiner Waffen hören und, wenn der Wind schwieg, vernahm man in gedämpfter Weise das Stampfen und Schnauben der Pferde im Hof, wo sie gefüttert wurden.

Peinvoll, langsam schlichen die Minuten dahin; die Lampe brannte so düster, ungewiß flackernd, daß es fast so gut wie finster im Zimmer war. Nur bleicher, hinter dem ziehenden Gewölk oft verschwindender Mondschein leuchtete von außen hinein. Selten schwebte ein flüchtiger Schatten an den trüben, kleinen Scheiben hin, wenn draußen einer der Reiter vorüberging.

Thereſe hielt, in düſtres Sinnen verſenkt, das von ſtummen Thränen verdunkelte Auge auf die Fenſter und den Nachthimmel hinter ihnen geheftet, in zitternder Hoffnung auf Troſt und Hülfe von dorther. Es däuchte ihr, da eben der Wind ſchwieg und ſonſt Alles ſtill umher war, als näherten ſich Tritte mehrerer Männer dem Hauſe. Sie horchte auf! Es war ſo! Vielleicht war nun die Zeit des Aufbruchs da! Man kam, ſie zu holen. Es war ihr lieb; die ſchwere Luft im Gemach drückte ſie beklemmend. Es ſchien ihr als würde ſie frei unter den Sternen Gottes wieder Muth faſſen, der ihr in der dumpfen Schauerlichkeit ihres jetzigen Zuſtandes völlig entſank.

Auch die Bewaffneten im Zimmer horchten aufmerkſam auf die Schritte draußen. Eine Stimme vor dem Hauſe rief: „Wer da!“

„Gute Freunde, denke ich“, antwortete eine andere.

„Vater!“ ſchrie Thereſe wie außer ſich und ſprang auf. Es war die Stimme ihres Vaters, die ſie erkannt hatte. Ihr jauchzendes Herz zweifelte keinen Augenblick. Halb bewußtlos, von einem höhern Trieb geleitet, ſtürzte ſie, ehe die Bewaffneten im Zimmer ſich beſinnen konnten, gegen das Fenſter, riß es auf und rief hinaus:

„Vater, Vater, rette uns!“

„Thereſe!“ ertönte die Antwort Wolodna's und gab der in Hoffnung Aufjauchzenden Gewißheit.

Jetzt war es als ob die Flammen des erleuchtenden Geiſtes ſie bis in das Innerſte durchzuckten. Mit gebietender Hoheit, wie eine Königin, trat ſie vor die Bewachenden, die aufgeſprungen waren, um ſie zu ergreifen, und rief ihnen zu: „Flüchtet, Unglückſelige, oder ihr ſeid verloren!“ Ihr Ruf klang wie ein höheres Gebot; die beiden rauhen Männer waren wie vom Blitz getroffen.

Ein panischer Schrecken ergriff sie, erhöht durch das Getümmel, wilde Rufen und Schwerterklirren, das gleichzeitig draußen erschallte. Sie stürzten fort, als hätten Flammen das Haus ergriffen. Therese warf die Thür hinter ihnen ins Schloß und den Riegel vor.

Die Gräfin und Thekla waren von ihren Sesseln aufgesprungen und blickten verstört, noch keines Wortes mächtig, um sich.

„Gott sendet uns Rettung", rief Therese ihnen zu, „mein Vater befreit uns! Gnädiger Himmel sei mit ihm!" Im weinenden Entzücken lagen die Frauen einander in den Armen.

Draußen wuchs das Getümmel; in der Hausflur und vor dem Hause tobte heftiger Kampf. Wildes Geschrei und Schwertergeklirr scholl durcheinander; es fielen Schüsse und der flüchtige Blitz des Feuers flog erleuchtend durch das Gemach.

Jetzt hörte man es mit vollem Hufschlag heranrasseln; ein Trupp von Reitern flog herbei. Sie umsprengten von allen Seiten das Haus; erneuerte Schüsse, Geheul und Geschrei mischte sich. Es waren Minuten der äußersten Spannung, aber voll belebender Hoffnung! Da erschallte an der Thür Wolodna's Stimme: „Therese, Therese!" Sie riß den Riegel zurück und lag in den Armen des Vaters, des Retters!

Bewaffnete drängten sich Wolodna nach; es waren Reiter und Lanzenknechte für das böhmische Heer geworben. Elisabeth und ihre Tochter, die den Wechsel ihres Geschickes kaum noch fassen konnten, hielten einander zitternd umfaßt.

Endlich kehrte auch die Ruhe zur Verständigung zurück.

Wolodna führte einen ansehnlichen Trupp der von ihm in Thurn's Auftrag in Schlesien und Sachsen geworbenen

Mannschaften heran. Sie hatten einen Marsch mitten durch das Gebirge unternommen, um den Elbstrom auf näherem Wege zu erreichen. Doch unrichtig geführt, durch das Wetter und die dadurch überaus schwierigen Wege aufgehalten, hatte die Nacht sie in unwirthbarer Einsamkeit der Berge überrascht, und sie waren nach kurzer Rast wieder aufgebrochen, um womöglich noch ein Dorf zu erreichen, wo für Pferde und Menschen Unterkommen und Nahrung zu finden wäre. So gelangten sie durch ein Seitenthal unvermuthet an die Elbe. Hier schimmerte ihnen, kaum funfzig Schritte entfernt, das Licht aus dem Hause entgegen. Wolodna saß mit zwei Mann ab, um sich dort des Weges zu erkunden. Von der Thür her rief ihn das Wer da! an, gleich darauf vernahm er Theresens Stimme und Hülferuf. Ohne zu wissen was hier geschehen sei, welchen Feind er vor sich habe, war er doch sogleich im Klaren, daß der augenblickliche entschlossenste Angriff das Einzige sei, was hier zu thun bleibe. Sein Schwert schlug daher gleich die Schildwacht nieder und sein Ruf ertönte den Gefährten. Sie eilten heran und in wenigen Minuten war das Haus in ihrer Gewalt. Leider kein einziger Gefangener; nur die Pferde waren zum Theil erbeutet. Die Räuber selbst stoben in der Bestürzung und durch die Schrecken des bösen Gewissens gejagt nach allen Seiten auseinander. Eine Anzahl hatten noch Zeit gehabt, sich in den Sattel zu werfen. Die Andern entwichen zu Fuß unter dem Schutz des Dunkels. Einer lag todt auf dem Platze, die Schildwacht, die Wolodna's erster Schwerthieb getroffen. Er trug ein gelbes Reiterwamms; sonst war nichts bei ihm zu entdecken, was auf die Spur der Räuber hätte leiten können. Ebenso wenig an den Pferden; nur die Tauglichkeit derselben und das gute Zaum- und Sattelzeug

bewiesen, daß die Schaar sehr wohl ausgerüstet gewesen war.

Als jedoch Wolodna durch Thereſe vernahm, wen sie trotz des Dunkels der Nacht an der Stimme erkannt zu haben sicher war, sagte er: „Für sich selbst haben diese nichts gewagt. Der Herr, der sie erwartet! Ich glaube wohl, daß wir irgend einen recht Bekannten in ihm treffen werden!“

Die Freude über die Rettung aus so schreckenvollen Zuständen überwog indeſſen alle andern Empfindungen. Wolodna hatte diesen Weg mit einem Theile seiner Mannschaften hauptsächlich auch deshalb eingeschlagen, um seine Tochter auf der Burg nach dreimonatlicher Trennung wiederzusehen. Vater und Kind erfreuten sich jetzt in glückseliger Liebe dieses Begrüßens. Nachdem das Haus noch genau durchforscht, aber Niemand mehr darin gefunden worden, da auch die Bewohner in der Angst sich geflüchtet hatten, ließ es Wolodna durch seine Leute besetzen. Mit sechs der Reiter machte er sich auf den Weg, um die Frauen sofort nach der Burg zurückzugeleiten.

Sie waren schon in der Nähe derselben, als ihnen ein Pferd ohne Reiter entgegenkam; es war Bernhard's. Ihn selbst fand man unweit davon in einem Gebüsch am Wege, da wo derselbe zur Burg aufzusteigen beginnt. Das Pferd, welches bis dahin in treuer Gewohnheit neben dem auf der Erde sitzenden stehen geblieben war, hatte den Platz nur, seinem Instinct folgend, verlassen, als die andern bekannten Pferde sich näherten. Bernhard war nicht ohne Besinnung, aber durch Blutverlust so erschöpft, daß er sich nicht länger hatte auf dem Pferde erhalten können; der Versuch, den er machen wollte, Nachricht von dem Abenteuer der Gräfin auf die Burg zu bringen, war an dieser Ent-

kräftung gescheitert. Da seine Wunden in Arm und Schenkeln jetzt, wenngleich nur flüchtig verbunden wurden und Wolodna ihm einige Stärkung reichen lassen konnte, wurde es bald möglich, ihn wieder aufs Pferd zu heben, sodaß er den Weg bis zum Schloß zwischen zwei andern Reitern zurücklegen konnte. Sie erreichten dasselbe noch vor Mitternacht.

Dreißigstes Capitel.

Thurn stand im Lager vor Budweis. Es war Abend; nach einem arbeitvollen Tage, da er einen sehr heftigen Angriff auf die Stadt geleitet hatte, ohne einen erheblichen Erfolg zu erreichen, war er eben in sein Zelt zurückgekehrt als ihm die Ordonnanz den Ritter Procop Dworschetzki von Olbramowitz aus Prag anmeldete.

„Gott grüße Euch, Olbramowitz. Was führt Euch so spät her?“ redete Thurn den Eintretenden an. „Bringt Ihr gute oder üble Botschaft aus Prag mit?“

„Je nachdem es fällt“, entgegnete Olbramowitz; „wichtige jedenfalls!“

„Setzt Euch, laßt hören!“

Sie nahmen auf Feldsesseln Platz. „Zwei Becher Wein!“ befahl Thurn.

„Ich habe sichere Nachricht aus Wien“, begann Olbramowitz, „daß der Kaiser nun Ernst macht mit dem Feldzuge!“

„Desto besser", erwiderte Thurn; „so ist es aus mit Denen unter uns, die wieder klein beigeben wollten!"

„Geduld; noch sind wir nicht so weit! Der Kaiser handelt noch immer mit Widerstreben; er wird zuvor noch einen letzten Aussöhnungsversuch machen!"

„Er kann so wenig fruchten wie die bisherigen"; antwortete Thurn lebhaft. „Der Kaiser wird Worte bieten, doch nicht Thaten zur Bürgschaft geben. Will er unsere Maßregeln gutheißen; bleiben Slawata, Martiniz, der Erzbischof und alle die Andern, sammt den Jesuiten verbannt; will er seine fremden Söldner, mit denen wir hier täglich unsere blutige Arbeit haben, zurückziehen und ohne Heer nach Prag kommen, so soll er bestens empfangen werden. Bleibt er aber dabei, daß wir erst unser Heer abdanken und die verbrecherischen Statthalter wieder einsetzen sollen, die uns unsere verbrieften Freiheiten so lange vorenthalten haben, so ist es nichts mit dem Vergleich und wir müssen fechten!"

„Ich bin Eurer Meinung, Thurn", erwiderte Olbramowitz. „Haben wir darum im Mai endlich dem Faß den Boden eingetreten, daß wir es jetzt im September wieder mit dem alten gährenden Wein auffüllen sollten, der doch nimmermehr klar wird? — Aber die Gefahr dazu ist da! Sie führt mich her. Hört mich an!"

„Ich weiß", fuhr er nach einigen Augenblicken fort, „wie es in den letzten Berathungen in Wien zugegangen ist. Mehrere der Räthe sprachen wiederum für friedliche Maßnahmen. Doch der König von Ungarn ließ endlich seiner ganzen Erbitterung freien Lauf, und was er dem Kaiser schon so oft in Privatgesprächen gesagt hatte, wiederholte er jetzt noch heftiger vor der ganzen Versammlung. Offenbar hatte Lamormain das Feuer geschürt. «Wir

können von Glück sagen», eiferte der König, «daß die Böhmen uns in offenbarer Gewalt den Handschuh hingeworfen haben!»"

„In dem Punkt sind wir einerlei Meinung", bemerkte Thurn lächelnd.

„Ihr werdet das bald nicht mehr sein, Thurn", antwortete Olbramowitz. „Denn jetzt brachen die Schleußen seines ganzen Ingrimms gegen die Protestanten los. «Sie hätten nun endlich die Larve in Böhmen abgeworfen; ihre Gewaltthat fordere Gegengewalt, die nunmehr vor ganz Europa gerechtfertigt sein werde. Die thörichten Bewilligungen, die man ihnen aus Schwäche gemacht, seien nun verwirkt, man könne, man müsse sie ganz zurücknehmen. Der Majestätsbrief müsse vor ihren Augen zerrissen und die Siegel verbrannt werden!» — So redete der Herr Erzherzog unser erwählter Böhmenkönig!"

„Er versuche es nur", rief Thurn erglühend. „Daß er so möchte, haben wir nie bezweifelt! Und was sagte der Kaiser?'

„Er wolle den Majestätsbrief in Kraft halten und nichts gegen die freie Uebung der Religion dulden!"

„Das ist oft genug gesagt und nicht gehalten worden", antwortete Thurn. „Und wenn es Mathias auch redlich wollte, was wird denn Ferdinand thun? Sein sanftes Joch haben wir ja doch zu erwarten, nach der hinterlistig durchgetriebenen Wahl vom vorigen Jahre! Aber ich habe sie nicht anerkannt und werde sie nicht anerkennen! Darüber wird noch zu sprechen sein."

„Laßt Euch zu Ende berichten", unterbrach Olbramowitz Thurn's Eifer. „Der Kaiser äußerte seine Besorgniß, daß er beim Kriege nicht mit uns allein zu thun haben werde, daß Böhmen und Schlesien sich schon zu uns hielten, Mähren

schwanke, auf Oesterreich kein Verlaß sei, Bethlen Gabor im Hintergrunde laure!"

„Alles wahr, zu unserm Glück", fiel Thurn ein. „Aber Viele auch unter uns wollen es nicht sehen! Nur weiter!"

„Der Erzherzog", begann Dworschetzki von neuem, „sieht es. Aber er sagte dem Kaiser und Unrecht hat er nicht: «Es ist möglich, daß der Krieg unglücklich ausschlägt; aber es ist gewiß, daß uns Böhmen verloren ist, wenn wir den Kampf darum nicht wagen.»"

„Das ist gewiß", betheuerte Thurn, „wenn ihr nicht unsere Bedingungen annehmt!" setzte er nach einigen Augenblicken sich besinnend hinzu.

„Der Erzherzog drang weiter in den Kaiser. «Bei Böhmens Abfall», sagte er darauf, «wird es nicht bleiben. Das Beispiel steckt an, wir stehen auf hohlem Boden. Die andern Provinzen werden nachfolgen. Somit ist der Untergang der katholischen Religion durch die Protestanten und der des Hauses Habsburg durch die empörten Stände da!»"

„Er ist ein guter Prophet in seiner schlechten Sache", sagte Thurn, stand auf und ging unruhig umher.

„Seine heftigen Reden wirkten auf den Kaiser, die Räthe Eggenberg, Fugger und die Andern saßen stumm und konnten nichts erwidern. Endlich stand Mathias auf und sprach: «So sollen sie denn Krieg haben.»"

„Nun, und?" fragte Thurn, „so wäre es ja doch entschieden!"

„Noch nicht so ganz. Der Krieg ist beschlossen. Sie wollen sich auch, weil sie zu Hause Niemandem recht trauen können, einen Feldherrn anderwärts her verschreiben, den Grafen Boucquoi...."

„Den Niederländer? Longueval von Boucquoi?“ fiel Thurn ein.

„Eben den. Er ist zum Generalissimus ernannt. Er und Dampierre werden die Heere führen. In zwei Abtheilungen wollen sie Böhmen angreifen. Während wir sprechen, sind sie vielleicht schon vorgerückt!“

„So müssen wir uns mit aller Kraft schlagen und der ewigen Unschlüssigkeit, die uns nur halbe Vertheidigungsmaßregeln und Vorkehrungen, statt geraden Angriff gestattet, ist nun ein Ende gemacht. Glaubt mir, ich danke Gott dafür“, versicherte Thurn, „obgleich ich weiß, daß der Kampf nicht so ganz leicht ist. Hätte ich nur erst den Rücken völlig frei. Aber dieses hartnäckige Budweis und Pilsen, die die Anhaltepunkte für alle unsere Feinde in Böhmen werden können, sind verwünschte Hemmschuhe!“

„Es gibt noch einen schlimmeren; aber Euer Eifer, Thurn, läßt mich nicht zum Schluß kommen“, antwortete Olbramowitz. „Ich sagte Euch ja gleich anfangs, der Kaiser will noch Aussöhnungsversuche machen. Der Eusebius Khün, der in Prag war, um Fels abtrünnig zu machen, hat ein friedliches Manifest ausarbeiten müssen. Es ist noch nicht erschienen, aber ich kenne den Inhalt!“

„Wie!“ rief Thurn lebhaft. „Ihr seid von Allem unterrichtet und ich erfahre so gut als nichts hier beim Heere. Mittheilen sollten mir die Herren darüber doch, was ihnen in Prag zugeht!“

„Das ist mir allein zugegangen“; erwiderte Dworschetzki; „ich habe Freunde in Wien, die mich sehr gut bedienen!“

„Das muß wahr sein! — Und das Manifest?“

„Es lautet“, sprach Dworschetzki, „wie die andern Versicherungen. Der Majestätsbrief solle heilig sein; der

Kaiser werde nie etwas gegen die Religion in Böhmen unternehmen, unsere Privilegien unversehrt erhalten. Auch jetzt sei ihm seine Rüstung nur gewaltsam durch die unsrige aufgedrängt worden; er wolle sein Heer verabschieden, wenn wir ...."

„Die Waffen strecken und müßig auseinander gehen!" rief Thurn in größter Heftigkeit, „damit sie nachher ungehindert bis in die Burg von Prag rücken und mit unsern Köpfen schalten können, wie sie Lust haben! — Der Vorschlag wäre lächerlich, wenn er nicht so nichtswürdig wäre!"

„Ich fürchte nur", entgegnete Olbramowitz, „daß Viele unter uns, die schon nicht gern mit uns vorwärts gegangen sind, ihn nicht für eine Falle ansehen werden oder wollen! Dieses Manifest ist uns gefährlicher als die beiden Armeen und die beiden Feldmarschälle!"

„Ja, ja! So ist es! Es ist der Speck, mit dem sie die Mäuse fangen wollen, die furchtsame und die thörichte Masse! Sie denken uns damit den Boden unter den Füßen wegzuziehen! So verführen sie das Volk zum Abfall von uns. Ihr habt Recht, Olbramowitz! Das ist die Gefahr, nicht ihre Kriegsheere, die ich, mit Gott, lassen sie sich in Böhmen sehen, wol wieder über unsere Grenzen zu schlagen hoffe!"

„Ihr seht nun, meine Botschaft war eilig und wichtig —"

„Und übel dazu! Sehr übel! Allein was ist zu thun?"

„Das Manifest ist noch nicht verkündet. Es kann erst in drei, vier Tagen in Prag eintreffen!" erwiderte Dworschetzki. „Wir haben noch Zeit dahin zu eilen. Einige meiner Freunde habe ich schon gewonnen. Vereint Euren Einfluß, Eure Thätigkeit mit der meinigen, so bringen wir schon im voraus die Mehrzahl dahin, daß sie das Manifest verwerfen. Wir müssen die Kundmachung gar nicht

dulden, es gleich von vornherein als eine Hinterlist, die Lamormain ersonnen hat, darstellen! Denn so ist es auch! Der Kaiser ahnt nicht, wie man ihn leitet!"

„Das muß geschehen! Ich bin Euch großen Dank schuldig für Eure Nachricht", sprach Thurn und schüttelte dem Freunde die Hand. „Ohne Euch erfuhr ich die Lage der Sache vielleicht zu spät! Aber Ihr sollt auch sehen, daß ich rasch handeln kann. Ihr wollt doch zurück nach Prag?"

„Versteht sich, mit dem Frühesten!" war Dworschetzki's Antwort.

„Das Früheste ist sogleich", entgegnete Thurn. „Ich lasse sofort satteln. Vor Tagesanbruch können wir in Tabor sein. Von dort aus können wir fahren, von hier, in der Nacht geht das zu langsam; die Wege sind zu schlecht. Ihr seid doch nicht zu müde, um noch die Nacht hindurch zu reiten?"

„Darin solltet Ihr mich kennen, Thurn! dächte ich."

„Allein Euer Alter ...."

„Ich bin ein Vierziger, wenn es unserer Sache gilt", unterbrach ihn Olbramowitz feurig.

Thurn schellte dem Diener. Er gab ihm sogleich die nöthigen Befehle, ließ seinen Adjutanten, den Rittmeister Kinski wecken und übertrug ihm die Meldung an den Grafen Christoph von Harrant, der die Artillerie befehligte und Thurn bei Abwesenheiten im Commando vertrat.

Ehe noch die Pferde gesattelt waren, traf abermals ein Eilbote aus Prag mit Briefen ein.

„Diese Depeschen werden Euch wol das Nämliche melden", meinte Olbramowitz, indem Thurn die verschlossene Depeschentasche mit einem Schlüssel, den er an einer Kette um den Hals trug, öffnete.

„Diesmal wol nicht“, entgegnete er freudig lächelnd, indem er den Brief herausnahm, „es ist ein Schreiben von meiner Frau!“

„Von der Gräfin Thurn? Ich hoffe, es geht ihr wohl auf Sperlingsstein“, sprach Olbramowitz, während Thurn den Brief erbrach.

Er las, wurde unruhig; seine Bewegung stieg, er verfärbte sich. „Teuflisches Unternehmen!“ murmelte er vor sich hin, wurde leichenblaß und zitterte.

Olbramowitz betrachtete ihn verwundert.

In fliegender Hast las Thurn weiter. Plötzlich drang eine Thräne aus seinen männlichen Augen, er erhob die Hände zum Himmel und rief: „Dank dir, gütige Vorsehung!“

Die Gräfin hatte ihm den Ueberfall und ihre Rettung gemeldet.

„Das sind Bubenstücke, vor denen Ihr erstarren werdet“, sagte er tief aufathmend zu Olbramowitz und erzählte ihm den Hergang.

„Ich wittre etwas“, warf dieser inmitten der Erzählung halb vor sich hin, „der Trank war nicht da gekocht, wo er eingeschenkt wurde!“

„So dachten sie mich anzugreifen“, rief Thurn am Schluß. „Weib und Kind in ihrer Gewalt! Dann hätte ich ihnen kommen müssen, meinten sie!“

„Solche Dracheneier legt nur der Teufel oder ....“ Olbramowitz brach ab, indem er ein Kreuz vor sich schlug.

„Slawata's und des Erzbischofs Sklav dabei, der hündische Leibeigene Zaloska!“ rief Thurn wieder, auf den Brief starrend.

„Ihr kennt die Hunde, die die Zähne einschlugen, aber

Ihr wißt noch nicht, wer sie hetzte", versetzte Olbramowitz. „Das war nicht Einer allein, nicht bloße Rache!"

„Ich traue es ihm noch nicht zu", murmelte Thurn und schüttelte den Kopf. „Solche Höllenbosheit!"

„Oder fromme Weisheit!" spottete Olbramowitz.

„Ihr meint? Pfäffische Arglist ..... bei Gott, ich glaube ...."

„Pfui, Thurn! Seid nicht so plump mit Euren Ausdrücken! Pfäffische Arglist! Die weisen, heilsamen Lehren und Grundsätze der Societas!"

„Die Pferde sind bereit, Herr Graf", unterbrach der eintretende Leibdiener.

„Vorwärts! Vorwärts!" rief Thurn hastig.

Sie eilten hinaus und saßen auf.

Einunddreißigstes Capitel.

Ein Reiter im Jagdkleide, dem zwei Diener zu Pferde mit Jagdzeug folgten, ritt in der Abenddämmerung auf der Landstraße, die sich bis nahe an Bamberg durch dichte Waldung zog, gegen die Stadt zu. Haltung und Kleidung bezeichneten den vornehmen, des Gebietens gewohnten Mann; ein blonder Bart umgab das Kinn, über der hohen gerunzelten Stirn blitzten zwei scharfe blaue Augen, deren Blick bis ins Innerste bohrte; ein Spalt durch Lippe und Kinn, einer Narbe ähnlich, gab den Zügen etwas wild Kriegerisches. Das Angesicht drückte Kühnheit und Mismuth zugleich aus.

Der Weg machte eine scharfe Biegung. Ein anderer Reiter, in schlichter Kriegertracht, gebräunten Antlitzes, der auf einem etwas schwerfälligen, aber kräftigen Rappen in entgegengesetzter Richtung daher sprengte, hätte den Waidmann fast übergeritten; doch hielt er das Pferd noch schnell im Zügel.

„Holla! Nehmt Euch in Acht", rief der Jäger ihm unwillig zu. „Habt Ihr Euer Nilpferd nicht besser im Zaume?"

Der Reiter hatte zwar das Pferd zurückgehalten, war aber doch so dicht herangeritten, daß man sah, er wolle den Jäger anreden. „Wollt Ihr etwas, Bursch?" fragte dieser und richtete den Blick forschend auf ihn.

„Gott zum Gruß, Herr Graf", begann der Kriegsmann in bescheidenem Tone. „Ja, ich hätte ein Anliegen an Euch!"

„Und hier mitten auf der Landstraße? Mitten im Walde? Ist das der Ort, wo ich Audienzen zu geben habe? Kennt Ihr mich?"

„Ich erkenne Euch! Und welcher Kriegsmann würde den berühmten Grafen von Mansfeld nicht kennen", antwortete der junge Mann mit Freimuth.

„Ich denke, Ihr sollt mich erst kennen lernen", erwiderte dieser in scharfem Tone, jedoch sichtlich nicht ohne Wohlgefallen über die Anrede. „Es ist nicht in meiner Art, daß ich mir jeden Reiter so quer in die Fährte galoppiren lasse! Ihr fallt mich hier an wie ein Wegelagerer! Wer seid Ihr, was wollt Ihr?"

„Vergebt, edler Herr Graf, daß ich Euch hier aufsuchte und ansprach", erwiderte der junge Mann bescheiden, aber ruhig, „allein ich hörte, daß Ihr morgen mit dem

Frühesten aufbrechen wollt nach Nürnberg und da galt es, die Zeit zu nutzen!"

„Wer Ihr seid und was Ihr wollt? habe ich gefragt", sprach der Graf unwillig.

„Mein Name ist Xaver Nechodom", antwortete der Reitersmann.

„Das ist als ob Ihr mir sagt, Kaspar oder Hans! Was begehrt Ihr, Xaver Nechodom, das nur auf der Heerstraße abzuthun wäre?"

So barsch der Graf diese Worte sprach, ließ sich Xaver doch nicht davon beirren, denn sie waren mit einem unzweifelhaften Blick des hellen scharfen Auges begleitet, der da sagte, daß der fremde Reiter dem berühmten Feldherrn nicht misfalle.

„Mein Begehr, edler Herr Graf", könnte ich Euch wol eben nicht auf offener Heerstraße vortragen", entgegnete Xaver mit einem Blick auf die neugierig näher gerittenen Diener, „nur meine Bitte um ein Gespräch mit Euch allein, aber noch heut!"

Der Graf Mansfeld, verwundert über das dreiste Begehren des fremden Reitersmannes, maß ihn vom Helmknopf bis zum Bügel mit seinem durchbohrenden Auge. Statt ihm zu antworten, wandte er sich zurück zu den Dienern hinter ihm, und fuhr sie rauh an:

„Ihr Halunken, was reitet ihr mir so dicht auf die Croupe! Voraus! Meldet, daß ich zurückkomme!"

Man sah, daß die Leute des Grafen an pünktlichen und stummen Gehorsam gewöhnt waren, denn, so unerwartet der Befehl ihnen kommen mußte, sie setzten, wie auf ein militärisches Commando, gleichzeitig Beide die Sporen ein und sprengten so rasch und plötzlich vorwärts, daß Xaver eilig sein Pferd auf die Seite wenden mußte,

um ihnen Raum zu geben. Als sie gegen funfzig Schritte voraus waren, wandte sich der Graf, indem er im Schritt weiter ritt, wieder zu ihm und fragte kurz: „Nun?"

„Ich bin im Dienst des Grafen Mathias von Thurn", begann Xaver.

„Meines alten Kriegsgefährten aus Ungarn und Italien?" rief Mansfeld, und seine rauhen Züge wurden freundlicher. „Schickt Euch Thurn zu mir?"

„So ist es, Herr Graf. Ihr wißt, was in Böhmen vorgeht? ..."

„Ja, so ungefähr, im Ganzen; da weiß man aber die Dinge nur halb und fast Alles falsch. Daß Ihr Euch mit dem Kaiser in den Haaren liegt, weiß ich. Nimmt mich auch nicht Wunder! Habe selbst erfahren, daß man von dem Hause Habsburg Unbill erntet, wo man Dank verdient. Und wie steht es jetzt um Eure Sache?"

„Herr Graf", begann Xaver bescheiden, „Ihr seht in mir nur einen schlichten Reitersmann, allein der Graf Thurn hat mir sein Vertrauen geschenkt. Ich bin ein geborener Böhme, ich gehöre den Utraquisten an; es ist der Glaube, den wir vom Vater auf den Sohn vererbt. Ich habe das Härteste erfahren durch die Bedrückungen gegen uns!"

„Glaub's schon! Sanft pflegen die Herren im Priesterkragen nicht eben zu verfahren! Schlimmer, Gott sei's geklagt, als wir im eisernen Wamms! — Aber nur weiter! Zur Sache!"

„Der Graf Thurn war unser Hort und Retter aus schwerer Drangsal. Der Dank, den ich ihm schulde, und die Leiden, die ich und die Meinigen erduldet, sind ihm solche Bürgschaft gewesen, daß er uns viel Vertrauen geschenkt hat und mich mit Aufträgen beehrt wichtigerer Art,

als sie einem bloßen Reitersmann zuzugehen pflegen. Ich habe bis dahin Mannschaften für unsere Sache geworben und der Graf ist zufrieden mit mir gewesen, jetzt ...."

„Meinethalben", fuhr Mansfeld ungeduldig dazwischen, „ich glaub's! Aber das geht mich den Teufel an! Was wollt Ihr von mir? Heraus damit! Sagt mir", fuhr er einlenkend fort, „was ist Euer Auftrag an mich vom Grafen Thurn, denn Ihr habt doch einen, nicht so?"

„So ist es, Herr Graf!" antwortete Xaver. „Mit einem Wort, der Herr Graf von Thurn hat mich beauftragt, doch ganz unter der Hand, bei dem Grafen von Mansfeld anzufragen, ob ein solcher Krieger und Feldherr sich wol entschließen möchte, für unsere Sache zu kämpfen!"

„Das also! Hm!" antwortete Mansfeld und strich sich nach seiner Gewohnheit den Bart.

„Ihr seht nun wol ein", fuhr Xaver fort, da Mansfeld schwieg, „weshalb ich Einiges von meinen Verhältnissen zum Grafen Thurn voraussschicken mußte. Es würde Euch sonst gar zu seltsam erschienen sein, eine solche Anfrage aus dem Munde eines einfachen Reitersmannes zu vernehmen!"

„Es scheint mir noch jetzt sehr seltsam", antwortete der General, und ließ die scharfen Augen prüfend an Xaver auf- und niedergleiten. „Aber Ihr seht wie ein vernünftiger Bursch aus, und daß Euch Thurn zu diesem Auftrag gewählt, bürgt mir, daß Ihr's auch seid. So sagt mir nun ruhig und ausführlich, wie es damit steht. Wir reiten langsam hinein und da haben wir Zeit."

„Der Kaiser hat sich", begann Xaver, „jetzt stark gerüstet; er rückt mit zwei Heeren gegen Böhmen an. Wir wären ihm dennoch wol gewachsen, allein der Graf Thurn weiß aus sicherer Hand, daß der Erzherzog Ferdinand sich

insgeheim nach Bundesgenossen umthut. Schon hat Spanien große Summen für die Kriegskosten beizusteuern versprochen."

„So! Also verhält sich das wirklich so?" unterbrach Mansfeld.

„Der Graf Thurn will es für bestimmt wissen. Ebenso, daß bereits Unterhandlungen mit dem Herzog Maximilian von Baiern angeknüpft sind ..."

„Der wird sich nicht lange bitten lassen, wenn die Jesuiten ihm die Sache vortragen!" lachte Mansfeld.

„Auch an die geistlichen Herren Kurfürsten hat sich der Erzherzog Ferdinand gewendet. In solcher Lage der Dinge möchte nun doch wol Böhmen, meint der Graf Thurn, in Bedrängniß kommen, wenn auch Mähren und Schlesien ihm zur Seite stehen. Und deshalb sieht sich der Graf, der in der Stille immer Alles vorbereitet, was nachher zu öffentlichem Beschluß kommt, gleichfalls nach Bundesgenossen für Böhmen um."

„Und er hat Recht", nickte Mansfeld.

„Da hat er nun den Blick zunächst auf den berühmtesten Feldhauptmann geworfen ...."

Mansfeld horchte sichtlich wohlgefällig scharf auf.

„Er ist nur nicht gewiß", fuhr Xaver nach einigem Zögern fort, „ob Ew. gräflichen Gnaden eine Bestallung als böhmischer Feldhauptmann annehmen würden. Dessen wollte der Graf Thurn zuvor im Vertrauen versichert sein."

Beide schwiegen. Xaver wollte abwarten, wie sich Mansfeld jetzt äußern werde; dieser überlegte.

„Ich weiß nur nicht, was ich Euch soll", begann er nach kurzer Pause, „meine Leute gehören anderem Dienst, sie sind für den Herzog von Savoyen geworben, und ich bin nur ein Mann!"

„O", entgegnete Xaver gewandt, „ein Heer findet sich schon, wenn man solche Führer hat .... überdies in dieser Hinsicht hat der Herr Graf auch schon geheime Erkundigungen eingezogen und Zusagen erhalten ...."

„Und welche?" fragte Mansfeld rasch und sein Auge funkelte, „wer hat Zusagen über mich gegeben? Wer darf sie geben?"

„Nicht über Ew. gräfliche Gnaden", erwiderte Xaver, „wol aber über die Möglichkeit, das Heer unter Ew. Gnaden Befehl in Böhmen zu verwenden, statt gegen die Spanier."

„Seht mir doch den Reitersknecht an?" rief Mansfeld, und betrachtete ihn wieder von oben bis unten, auf welchen Sattel gehört Ihr denn eigentlich, auf den, den Ihr unter Euch habt, oder auf die diplomatische Kunstreiterschabracke? Ihr sprecht ja wie ein Reichsrath oder Kanzler?"

„Ich spreche nur", antwortete Xaver einfach, „wie mich der Graf Thurn beauftragt hat. Die Sache ist die: Der Herr Kurfürst von Sachsen und alle die Herren von der protestantischen Union möchten uns wol gern helfen, allein es doch nicht mit Kaiser und Reich verderben. Das Heer unter Ew. Gnaden Befehl ist ursprünglich für den Dienst der Union geworben; die Herren Fürsten möchten es uns gönnen, aber nicht schicken, wie Herr Graf Thurn erforscht hat; es fragt sich also nur, wie schon gesagt, ob Ew. gräfliche Gnaden von Böhmen die Bestallung als Feldherr annehmen und uns dann das Heer zuführen würden. Wenn Ew. Gnaden dies durch mich dem Grafen Thurn im Vertrauen zusagen, so wird er sogleich den Antrag in offenem Geschäft vor die Directoren bringen, und daß er dort nur mit größtem Jubel aufgenommen werden

wird, darüber hat der Graf Thurn auch völlige Gewißheit!"

„Du Bursch, Reitersmann! Stallbub! Du bist ein Hallunke, sag' ich dir!" sprach Mansfeld heiter lächelnd, und schlug Xaver auf die Schulter, „du hast deine Sache gut vorgetragen, schlicht und klar, und nicht ungeschickt. Wenn du so einhaust wie du Schleichpatrouille führst, bist du ein brauchbarer Geselle in Krieg und Frieden! Drum sollst du meine Antwort auch kurz und bündig haben: Liegen die Sachen so, wohlverstanden, genau so, wie Thurn sagen läßt, so hat er mein Ja."

„Herr Graf", rief Xaver freudig, „darf ich meinem Herrn diese glückliche Botschaft melden?"

„Du darfst. Ich lasse ihn grüßen. Wir waren gute Kameraden und werden's künftig auch sein."

Xaver wollte dem vollen Drange seines Herzens Luft machen, doch Mansfeld's Blick gebot ihm zu schweigen. Er fuhr fort: „Ich war es längst müde, Zeit und Kraft hier zu vergeuden, um einen Hasen oder Hirsch, wenn's hoch kommt einen Keiler, abzuthun! Das Leben ist zu kurz, um es so zu verzetteln! Du mußt mir meinen Verdruß angesehen haben! — Versteht sich, ich werde meine Bedingungen stellen, nun, das weiß ein Mann wie Thurn. Er wird mir nichts vorschlagen, was ich nicht annehmen kann, und ich werde nichts verlangen, was er nicht bieten darf."

„O, Herr Graf", brach Xaver tief bewegt aus, „dieses Wort erfüllt uns mit unaussprechlicher Freude! Denn bei dem Kriege ist unser ganzes Herz! Das Herz aller Böhmen, die meinen Glauben theilen, und das sind zwei Drittheile unsers Vaterlandes! Jeder Sieg wirft uns auf die Knie zum Dank gegen Gott. Daß unsere Sache einen

so berühmten Feldherrn gewonnen, ist ein großer Sieg! Und ich danke Gott dafür mit Inbrunst!"

Mansfeld schien von der Begeisterung des Jünglings seltsam ergriffen; er sah ihn groß an und wiegte dann das Haupt, indem er sagte:

„Ja, ihr Protestanten fechtet mit Herz und Faust, das muß wahr sein! Ich hab's erfahren an eurem Widerstand in Jülich und im Elsaß bei meinen ersten Feldzügen unter Erzherzog Leopold. Und, ich darf sagen, wie ihr gegen mich gefochten, das hat mich bestimmt, für euch zu fechten und zu euch zu treten. Ich habe mich mein Lebtag nicht viel mit Beten und Fasten abgeben können, ich habe lieber mit dem Teufel zu thun als mit den Pfaffen, meine Messe zwar habe ich als Katholik gehört und damit gut; aber bei euch hat das Ding einen andern Strich, der Wind bläst aus einem ganz andern Loche ... ich weiß das nicht so spitzfindig auseinander zu zetteln, genug, es thut mir nicht leid, daß ich jetzt zu euch gehöre, und ich freue mich, für eure Sache meinen Degen zu führen. Was Ihr Thurn zu sagen habt von mir, daß wißt Ihr. Gebt nun Eurem Gaul die Sporen! Wir müssen zureiten, daß wir vorm Dunkel am Thore sind."

Er setzte sein Pferd in Galopp; Xaver sprengte ehrfurchtsvoll etwas zurückhaltend hinter dem Feldherrn drein. Der Wald öffnete sich. Das freie Feld lag vor ihnen, im Hintergrunde erhob sich die Stadt auf hügeligem Boden. Die Thürme und zackigen Giebel malten sich auf dem letzten verdämmernden Glühen der Abendröthe; die vier Thürme des Doms stiegen wie schwarze Spitzsäulen empor. Zur Seite derselben erhob sich noch höher der Michaelsberg mit seiner alten, massenhaften Kirche. Die Neguitz schlängelte sich, das Abendroth blaß zurückspiegelnd, durch

die im Halbdunkel ruhende Flur. Mansfeld ritt wieder langsamer.

„Sagt mir doch einmal, Freund", sagte er, „was ist denn Euer Rang eigentlich im Heere? Ihr habt einen Helm auf und ein Reitercollet an, das seh' ich wohl. Aber Ihr müßt doch mehr sein als ein bloßer Kürassier oder Dragoner, wenn Euch Thurn solche Dinge anvertraut und anvertrauen kann."

„Ich habe bisher nur in des Grafen persönlichem Auftrag Mannschaften für ihn und unsere Sache geworben und ihm zugeführt."

„Nun, so habt Ihr doch ein Commando gehabt wie ein Hauptmann wenigstens. Und seid Ihr nicht Thurn's Hauptmann oder Böhmens Hauptmann, so könnt Ihr alle Tage Mansfeld'scher Hauptmann sein. Wollt Ihr mit mir zu Nacht speisen, Herr Hauptmann?"

Xaver verbeugte sich, hoch erröthend in der Freude über die ehrende Weise, mit der ein so berühmter Krieger ihn behandelte.

„In einer halben Stunde denn in meinem Quartier, in Hans von Auffeß' Hause auf der Langen Straße. Wir sprechen dann noch Dies und Das, und morgen mit dem Frühesten reitet Ihr heim, und ich nach Nürnberg."

Mit diesen Worten gab er dem Pferde wiederum die Sporen und trabte voran gegen die nahe vor ihnen liegende Brücke der Regnitz zu und über dieselbe hin. Xaver folgte bis jenseit der Brücke dicht hinter ihm. Dann wandte er sein Pferd links ab in eine Seitengasse nach der Herberge, wo er sich schon zuvor, ehe er hinausritt den Grafen aufzusuchen, sein Nachtquartier bestellt hatte. Dort brachte er das Thier unter und ordnete seine Kleidung, um der Einladung Folge zu leisten.

Eine Viertelstunde später schritt er die würdig und reich gebaute Lange Straße hinunter bis zu dem stattlichsten Gebäude derselben; dieses war das ihm vom Grafen bezeichnete Haus. Zwei Schildwachten standen an dem offenen Thore. Die Hausflur war hell beleuchtet. Diener in reichen Livreen standen am Fuße der breiten steinernen Treppe. Der Graf mußte in Betreff Xaver's schon den bestimmtesten Befehl gegeben haben; denn Niemand fragte ihn nach seinem Begehr, sondern er wurde wie ein erwarteter Gast mit größter Ehrerbietung empfangen. Die Diener in ihren goldgestickten Röcken verneigten sich tief vor dem jungen Manne in dem hellbraunen ledernen Reiterwamms, dessen glänzendster Schmuck der blanke Helm und das blanke breite Schwert an seiner Seite waren. Er nahm die höflichen Grüße mit Bescheidenheit hin und erwiderte sie in anständiger Haltung, indem er die Treppe hinaufging. Droben empfingen ihn andere Diener mit gleicher Höflichkeit und öffneten ihm die Flügelthüren des Eingangssaals. Als Xaver in diesen getreten war, blickte er umher, um sich zu belehren, ob er hier verweilen oder weiter gehen müsse. Doch ein Diener mit einem Armleuchter in der Hand eilte ihm schon voran und öffnete einen zweiten Saal mit den Worten: „Dies ist der Speisesaal! Der gnädigste Herr Graf wird sogleich erscheinen!“ Xaver trat ein und sah sich in dem Saale allein. In der Mitte stand ein länglichrunder Tisch für zehn Personen gedeckt; auf demselben schwere silberne Doppelleuchter mit Wachskerzen. Eine Krone mit brennenden Kerzen hing an der Decke.

Es war Xaver eigenthümlich zu Muthe; Befangenheit und Stolz mischten sich in seiner Brust. In so vornehmer Welt, als diese Zurüstungen andeuteten, hatte ihn sein Lebenslauf noch nie geführt. Es war natürlich, daß ein

Jüngling bei diesem Erstlingsschritt auf solchem Boden einige Beklemmung empfand, unbeschadet seiner wahrhaft männlichen und würdigen Gesinnung. Aber der Gedanke, daß seine Kräfte und Thaten jetzt so wichtigem Ziele gewidmet waren, und das Bewußtsein, daß er treu und muthig die Pflichten gegen Glauben und Vaterland erfülle, erhoben ihn zu einem Selbstgefühl, welches er noch nicht gekannt.

Die Thür, durch welche er gekommen war, öffnete sich abermals, und ein Mann von hohem Wuchs, dessen Kleidung und Haltung ihn als einen vornehmen Offizier verrieth, trat ein. Der Diener, welcher die Thürflügel öffnete, sagte auch zu diesem Gaste die Worte: „Der Herr General wird sogleich erscheinen."

Xaver verbeugte sich ehrerbietig vor dem Kriegsmann; dieser maß ihn mit einem etwas verwunderten Blick und sprach ein kurzes, aber freundliches: „Guten Abend!"

Beide blieben einige Augenblicke stumm. Dann nahm der Offizier das Wort und fragte ohne Umstände: „Ihr seid nicht von unserm Corps; in wessen Diensten steht Ihr, Herr Kriegsmann?"

„In denen des Grafen Mathias von Thurn, Herr Offizier", erwiderte Xaver nicht ohne einige Verlegenheit, da er nicht wußte, welchen Rang er dem Fremden geben solle. Dieser errieth das.

„Ich bin der Oberst von Holm", antwortete er; „und Ihr seid in Diensten des Grafen Thurn; das heißt in böhmischen Diensten, oder wie soll ich das verstehen?"

Xaver war in neuer Verlegenheit. Er sah ein, daß er besser gethan hätte, sein Verhältniß zum Grafen Thurn zu verschweigen, da dies leicht das Geheimniß seines Auftrags, wenn nicht verrathen, doch irgend etwas darüber vermuthen lassen konnte. Indeß faßte er sich und erwiderte:

„Ich habe nur dem Grafen Thurn meine persönlichen Dienste angeboten; in welcher Art ich später in das böhmische Heer eintreten werde, weiß ich noch nicht."

„Es geht bunt her bei Euch! Ihr habt da ein schwer Stück Arbeit angefangen!" meinte der Oberst Holm. „Denkt Ihr es wohl zu Ende zu bringen?"

Xaver's peinliche Lage wuchs mit jedem Augenblick. Jedes Wort, was er erwidern konnte, mußte der Art sein, daß es seinen Auftrag an Mansfeld mehr oder weniger verrieth; oder er hätte aufs Gerathewohl Unwahrheiten sagen müssen, die, wenn der General erschien, diesen selbst durch unwillkürlich widersprechende Aeußerungen seinerseits bloßstellen konnten. Zum Glück öffnete sich, bevor er antworten konnte, abermals die Thür, und zwei Offiziere traten ein, die den Obersten von Holm als Bekannte begrüßten. Xaver zog sich einestheils aus Ehrerbietung, anderntheils in der Absicht, dem Gespräch möglichst fern zu bleiben, um sich nicht bloßzugeben, in den Hintergrund des Saals zurück. Da trat Mansfeld ein. „Guten Abend, Freunde", rief er ihnen entgegen, „guten Abend Hauptmann Nechodom!"

Xaver verwunderte sich, daß der General seinen fremdartigen Namen, den er ihm doch nur einmal genannt, so fest behalten hatte. Es flößte ihm dieser Umstand eine Art Ehrfurcht vor der klaren Geisteskraft, dem sichern Gedächtniß des Feldherrn ein.

„Der Hauptmann Nechodom aus Böhmen", fuhr Mansfeld unbefangen fort, indem er Xaver den Uebrigen vorstellte. „Mein alter Freund und Kamerad Thurn hat mir Grüße und gute Nachrichten durch ihn gesandt. Unsere evangelische Sache wird da drüben tapfer verfochten. Ich wollte, wir könnten den wackern Böhmen beistehen, statt hier auf der Bärenhaut zu liegen!"

Auf diese Worte hatten sich die Blicke der Offiziere mit einer unverkennbaren Achtung auf Xaver gerichtet. Mansfeld stellte sie durch Nennung ihrer Namen vor: „Oberst von Holm, Major Renaud und Major Gualtieri. Wer fehlt uns denn noch", fuhr er sich umschauend fort, indem er die Zahl der Anwesenden mit der der Gedecke auf dem Tische verglich, „noch fünf. Es wären sechs, aber Tiefenbach hat sich entschuldigen lassen; es ist ihm gestern wieder das Zipperlein in die Beine gefahren, da wird er auf eine Zeit lang fromm und schwört den Tokayer ab. Unser alter Wehrwolf und Geisterriecher Oberstwachtmeister Carpezo, und Oberst Schlemmersdorf kommen zuverlässig; auch der gelahrte Herr Hauptmann Haydt, der Oberrechenmeister!" sagte er scherzend. „Ah, da sind ja ein paar! Guten Abend, Ihr Herren! Oberst van der Meer und Oberstlieutenant Sickingen!" stellte er Beide vor. „Nun fehlen noch Drei."

Xaver war überrascht, Namen von allen Nationen zu hören, Franzosen, Italiener, Niederländer, Deutsche. Er sah daraus, wie bunt das Heer zusammengesetzt sein mußte, welches Mansfeld befehligte und aus eigener Werbung gestellt hatte. Es setzte ihn in Verlegenheit, daß ihm der General den Titel Hauptmann gab, dessen er sich nicht anmaßen mochte; inzwischen überlegte er, daß Mansfeld guten Grund hatte, ihn unter dieser schicklichen Form bei den andern Offizieren einzuführen. Auch dachte er: Je nun? Er will dich ja als Mansfeld'scher Hauptmann anerkennen! So kannst du dir auch von ihm den Titel gefallen lassen; er hat ein Recht, ihn dir zu geben.

„Aha! Da sind die Letzten!" sprach Mansfeld, als die Thür sich wieder öffnete. Drei Offiziere kamen gleichzeitig. Mansfeld begrüßte jeden einzeln. „Guten Abend,

Alter", sagte er zu dem ersten, einem Graubart, der den Siebzigen nahe schien, und drückte ihm herzlich die Hand; „der Herr Oberstwachtmeister Carpezo, Hauptmann Nechodom aus Böhmen", stellte er Beide einander vor; „Herr Oberst Schlemmersdorf und Herr Hauptmann Hayd, unser Pythagoras", setzte er, indem er Beide begrüßte und Letztern auf die Achsel klopfte, scherzend hinzu. „Nun, domine doctissime, wie sieht's am Himmel aus?" redete er Hayd scherzend an, „regiert Jupiter oder Saturn?"

„Ich wollte, Mars regierte", entgegnete Hauptmann Hayd.

„Und, Venus!" lachte Mansfeld. „Sie können sich Beide das Reich theilen!"

„Per Baccho", brummte Carpezo, „was hätt' ich von der Venus."

„Nun, per Baccho!" wiederholte Mansfeld den Ausruf des Alten, „Bacchus kann der Dritte im Triumvirat sein! Die Drei mögen sich die Welt theilen; unter denen fechten wir lieber als unter Cäsar, Pompejus und Crassus. Von der Venus hast du freilich nicht mehr große Gunst zu erwarten, Alter! Aber wie sieht's mit den Geistern aus! Spürst du keine hier in der Nähe?"

„No!" antwortete Carpezo kurz.

„Aber Durst spürst du?"

„Si", nickte er.

„Der Noth läßt sich abhelfen. Pietro laß anrichten", befahl er.

„Setzen wir uns, Kameraden", lud er ein, „ich wünsche, daß ihr so guten Appetit habt wie ich, so wird euch meine Mahlzeit schmecken! Ihr, junger Kriegsheld", wandte er sich zu Xaver, „kommt hier an meine linke Seite; als Fremder müßt Ihr doch einen Nachbar haben, mit dem Ihr schon bekannt geworden seid. Hayd! setzt Euch neben

den Hauptmann. Schlemmersdorf, kommt zu mir und deckt meine rechte Flanke. Ihr braucht mir aber keine Redoute von Flaschen zur Deckung zu bauen, alter Fortificator!"

Die Uebrigen setzten sich nach Willkür.

Unter den vielen Speisen, welche auf die Tafel gesetzt wurden, nahm ein mächtiger Hirschrücken den Hauptplatz in der Mitte ein.

„Da seht Ihr", scherzte Mansfeld, „mit welchen Gegnern wir hier zu kämpfen haben. Andere Feinde tödten wir mit unserm Pulver und Blei nicht. Diesen habe ich selbst die Ehre gehabt, vorgestern das Zeitliche segnen zu lassen."

„Ein capitales Thier! Gewiß ein Sechzehnender", entgegnete Holm; „ich wüßte nicht, was eine Kugel eben Besseres treffen könnte!"

„Es war doch nur ein Vierzehnender, Holm!" versetzte Mansfeld. „Er soll uns darum nicht minder schmecken." Er winkte, und der Diener hob die große silberne Schüssel wieder ab, um den Braten auf den Schenktisch zu setzen, wo der Vorschneider ihn alsbald zerlegte.

„Trinkt Ihr Rheinwein oder Burgunder, Hauptmann Rechodom?" fragte Mansfeld.

Xaver erwiderte leicht erröthend: „Wie der Herr General befehlen!"

„Sacht an!" lachte dieser, „das ist keine Dienstsache, da hören die Befehle auf!"

„Ich rathe Euch zum Burgunder", meinte Holm, der neben Hayd saß, „die Franzosen sind mehr Eure Freunde als die Rheinländer. Die geistlichen Herren, die dort die besten Weinberge inne haben, sind Euch nicht so grün!"

Mit diesen Worten nahm er die Flasche, zu der eben

einer der Diener greifen wollte, selbst in die Hand und füllte den vor Xaver stehenden Becher damit.

„Ihr geht zu weit in der Feindschaft, Holm", sagte Mansfeld heiter. „Wenn ich auch die Kurfürsten von Mainz, Trier und Köln nicht zu meinen Freunden zähle, bis auf die Weine, die in ihren Landen wachsen, dehne ich meinen Haß nicht aus. Schenk mir Rüdesheimer ein, Pietro! Besonders zum Salmen schmeckt der Rheinwein besser als das Franzosenblut."

Es wurde eben zum Beginn der Mahlzeit ein großer Salmen umhergereicht. Pietro, ein Italiener, den der General schon in frühern Jahren zu Mailand in seine Dienste genommen hatte, füllte ihm den großen Humpen mit Rheinwein.

Xaver, der sich alle die Kriegsmänner aufmerksam betrachtete, sah besonders den alten Oberstwachtmeister Carpezo mit einem Gefühl ehrfurchtsvoller Theilnahme an.

„Könnt Ihr mir sagen", wandte er sich leise zu dem neben ihm sitzenden freundlichen Hayd, der der Jüngste unter den Anwesenden, ihm der nächste im Alter und im Range war, „was das für eine Bewandtniß mit dem Geistersehen bei dem alten Kriegsmann hat?"

„Hm", erwiderte Hayd lächelnd, „der General neckt ihn öfters damit. Der Alte glaubt an Ahnungen! Er ist ein Blutseher, wie die Italiener sagen. Das heißt, er glaubt zu spüren, wo Ermordete begraben sind oder wo ein Mord geschehen ist, ja, noch geschehen soll! Ueberhaupt verkehrt er etwas mit der Geisterwelt und steht in dem Rufe, um Mitternacht ungern bei einem Kirchhofe vorüberzureiten. Er ist aber darum doch ein Soldat wie von Eisen, und fürchtet er die Todten, die Lebenden fürchtet er gewiß nicht, aber desto mehr sie ihn, wenn er angreift!"

Mansfeld sah, daß Hayd leise zu Xaver sprach.

„Was zischelt Ihr denn da mit dem jungen Böhmen, Hayd? Ihr erkundigt Euch gewiß nach Eurem Sterngucker in Prag, wie heißt doch der famose Herr Astrologus?"

„Ihr meint Johannes Kepler, General?"

„Richtig! Hans Kepler! Habt Ihr etwa wieder Briefe gehabt von dem gelehrten Magier?"

„Wir sprechen von ganz andern, gleichgültigen Dingen, General", entgegnete Hayd. „Doch habe ich einen Brief von dem großen Astronomen gehabt!" Hayd betonte das Wort.

„Hat er Euch gemeldet, wann die nächste Mondfinsterniß ist?" sagte Mansfeld lachend.

„Er hat mir nur von der sehr verfinsterten Sonne seines Lebens geschrieben! Es geht ihm traurig!"

„Das will ich glauben!" antwortete Mansfeld. „In Prag mag es jetzt Manchem traurig ergehen. Aber wir wollen hoffen, daß es bald besser gehe", nickte er Nechodom zu, und begrüßte ihn mit dem Glase.

Inzwischen waren auch die andern Herren ins Gespräch gekommen. Die Unterhaltung ging zwanglos und munter fort. Im Verhältniß wie der Wein reichlicher floß, floß auch die Rede. Die Herren erzählten von ihren Kriegsthaten, ihren Abenteuern, Liebeshändeln. Es wurde manches dreiste Wort gesprochen, mancher kecke Scherz zu Tage gefördert, wobei dem einfachen, in tiefer Stille und Heiligkeit der Sitte aufgezogenen Xaver das Blut ins Gesicht stieg. Doch den Gesprächen über die niederländischen Feldzüge Mansfeld's, den Schilderungen von Schlachten, nächtlichen Ueberfällen, Belagerungen, Kriegsnoth und Anstrengungen hörte er mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Auch die böhmischen Verhältnisse wurden besprochen.

„Habt ihr denn vernommen, ihr Herren", erwähnte der Oberst van der Meer, „daß der Graf Boucquoi zum kaiserlichen Generalissimus ernannt ist?"

„Nicht möglich", fiel Holm ein.

„Ich sage Euch, es ist gewiß!" versicherte van der Meer. Diesen Morgen erzählte es der sächsische Hauptmann, der als Kurier hier durchging. Wißt Ihr nichts davon, Herr Hauptmann ... vergebt, wie war doch Euer Name? Der Teufel behalte die böhmischen Namen!"

„Rechodom", entgegnete Xaver lächelnd. „Ja, es ging das Gerücht in Prag, daß dem so sei", setzte er hinzu.

„Es ist mehr als ein Gerücht, sage ich Euch, es ist so gewiß, als ich hier sitze", erwiderte van der Meer; „Ihr werdet Euch nicht darüber zu freuen haben!"

„Warum nicht? Der tüchtigste Gegner ist mir der liebste", rief Mansfeld rasch. „Ich denke so", setzte er einlenkend hinzu, „und so setze ich voraus, daß die Böhmen ebenso denken!"

„Gewiß", bekräftigte Xaver. — „Man schlägt sich nie schlechter, als wenn man einen Lump von General und Lumpe von Soldaten gegenüber hat", fuhr Mansfeld fort, sichtlich um sein übereiltes Wort etwas zu vertünchen. „Mir ist dabei zu Muthe, als hätte ich Ungeziefer im Pelz! Man hat nur verdrießlichen Ekel. Von einem ordentlichen Feldherrn kann man sogar geschlagen werden und doch noch Ruhm dabei gewinnen. Die Soldaten selbst wissen das! Sie sind drei mal brauchbarer, wenn sie den feindlichen General zu respectiren haben! Was meint ihr dazu, ihr Herren! Altes Haus Carpezo, Schlemmersdorf!"

„Ich habe es immer so gefunden! Sempre! Ihr habt Recht!" sagte der Graubart Carpezo, der die deutschen Worte mit italienischem Accent sprach.

Schlemmersdorf nickte beifällig.

„Ja, ja, Ihr habt wol Recht, General", gab van der Meer zu. „Und Boucquoi hat seine Schule gemacht! Nach der Affaire von — — wie hieß es doch — der Teufel behalte die welschen Namen ..."

Eine eintretende Ordonnanz unterbrach den Obersten, sodaß er Zeit gewann, sich auf den Namen, wobei ihm Niemand einhelfen konnte, zu besinnen.

„Noch etwas zu unterschreiben?" rief Mansfeld dem Küraſſierwachtmeister entgegen, der mit einem Packet Papieren auf die Tafel zuschritt. „Nur her damit! Es wird sich wol hier abmachen lassen. Vergebt, ihr Herren! Trinkt und plaudert ruhig weiter! Das Gespräch stört mich nicht im Arbeiten!"

Er legte die Papiere zu seiner Linken hin, sodaß er Xaver's Teller sogar ein wenig zurückschob, und nahm sie dann einzeln zur Rechten seines Tellers, um sie, nachdem er sie durchgesehen, zu unterschreiben. Es waren Briefe, Berichte, Rechnungen mancherlei Art. Der Wachtmeister hatte dem General eine Feder gereicht und hielt ihm das Tintenfaß. Unwillkürlich sprachen dennoch die Andern weniger und leiser, tranken aber desto tapferer und die Diener schenkten fleißig ein.

„Habt Ihr Euch auch schon hier in Bamberg ein wenig umgethan, Herr Hauptmann?" fragte Hayd zu Xaver gewandt, um die halbe Gesprächspause ein wenig zu füllen.

„Fast noch gar nicht", erwiderte dieser; „ich kam Nachmittags an und ritt sogleich wieder hinaus dem Herrn General entgegen."

„So solltet Ihr's morgen thun!" antwortete Hayd freundlich. „Die Stadt hat viel Merkwürdiges."

„Sie ist stattlich, alterthümlich gebaut, besonders prachtvoll ist der Dom!"

„Und auch im Innern sehr sehenswerth. Ein herrliches Schiff und wunderbare Unterwölbungen, Krypten heißt man sie, Grüfte, Gruftgewölbe. Zwei Kaiser, Heinrich II. und Konrad III., sind hier bestattet, ein Papst, Clemens V., und gegen funfzig Fürstbischöfe! Auch den Michaelsberg mit seiner alten Kirche, vom Bischof Otto, dem Apostel Pommerns, erbaut, müßt Ihr Euch anschauen!"

„Wenn ich nicht gar eilig wieder aufbrechen müßte!" antwortete Xaver.

„Zwei Stunden mögt Ihr wol an Bamberg wenden", erwiderte Hayd. „Und vom Michaelsberg überschaut Ihr auch die ganze herrliche Stadt und die Landschaft ringsum."

Mansfeld machte eine Bewegung, als ob ihn das Gespräch doch störe. Hayd schwieg.

Xaver warf halb zufällig einen Blick auf die Actenstücke, die vor dem General lagen. Ein Blatt mit der in großen Fracturbuchstaben versehenen Ueberschrift: „Dienstrapport", das Mansfeld gleichgültig zur Seite geschoben hatte, enthielt eine fortlaufende Reihe von kurzen Sätzen mit Nummern versehen. Es waren lauter Dienstvergehen, die gemeldet wurden. Xaver las z. B.: „Der Grenadierunteroffizier Albrecht Hafner hat Streit mit dem Wachtmeister Hohnau gehabt. Sie haben aufeinander gezogen. Beide sofort zum Arrest gebracht." — „Dragoner Rieffenstahl ist abermals über Nacht nicht im Quartier gewesen. Zum Arrest gebracht." — „Kürassier Langenfeld hat sein Pferd mit der Säbelscheide grausam geschlagen, daß es lahm geht. Vom Profos abgeführt."

So folgten noch mehrere ähnliche nicht unerhebliche Vergehen. Mansfeld nahm jetzt dies Blatt in die Hand; es

war das letzte der Papiere. Als er es zu lesen begann, furchte er die Stirn; die Runzeln wurden immer tiefer, je weiter er las. „Keine Ordnung, kein Gehorsam mehr", murmelte er vor sich hin. Anfangs schrieb er zu den einzelnen Sätzen etliche Worte, von denen Xaver, den eine eigenthümliche innere Unruhe und Spannung drängte, die Entscheidungen des Feldherrn zu erfahren, nur Einzelnes lesen konnte. Als: Krummschließen — Auspeitschen — u. s. w. Doch plötzlich flammte eine Zornröthe über die Stirn des Generals! Er warf nochmals einen Blick auf die ganze Summe der Vergehen, überlief sie flüchtig bis unten und murmelte: „Das Vagabundengesindel muß anders regiert werden; man muß einmal wieder aufräumen, sonst geht alle Disciplin zum Teufel!"

Seine Züge hatten schon wieder den Ausdruck der vollsten Kaltblütigkeit angenommen. Er machte einen langen Strich fast die ganze Seite herunter und schrieb dann mit ruhiger Hand in so großer Schrift, daß Xaver sich nicht täuschen konnte, daneben die Worte: „Alle neun aufhängen", und dann seinen Namenszug darunter.

Xaver erblaßte. Es rieselte ihm kalt durch Mark und Bein. Der General, ohne eine Miene zu verziehen, nahm das Packet Papiere, reichte es der Ordonnanz zurück, sagte nur die Worte: „Sofort zu vollziehen", und wandte sich dann wieder zu seiner Gesellschaft. „Nun, ihr Herren! Jetzt bin ich wieder der Eurige! Da kommt ja eben auch mein Hirsch, kunstgerecht tranchirt! Er soll uns, denke ich, trefflich schmecken. Aber dazu müssen wir ein Glas Ungar trinken. Tokayer, Pietro!"

Und die Mahlzeit wurde fröhlich fortgesetzt.

Zweiunddreißigstes Capitel.

Die Ansichten in Prag über Das, was die Böhmen dem Kaiser gegenüber thun sollten, waren sehr gespalten. Viele hielten es für gerathen, ihren Frieden mit ihm zu machen und die Bestätigung des Majestätsbriefes und das in dem Manifest feierlich erneuerte Versprechen der Abstellung anderer Unbilden, über welche die allgemeine Beschwerde laut geworden war, auf Treu und Glauben anzunehmen. Viele eiferten auch dagegen. Man stehe dann nicht anders wie vor dem Beginn des Zwiespalts. Es werde sich bald genug zeigen, daß ein Versprechen nur ein Wort, keine That sei. Dies waren die hin und wieder schwebenden Meinungen im Volke, und in gleicher Weise theilten sich die Ansichten unter den Führern.

Thurn und Dworschetzki von Olbramowitz waren die Eifrigsten für den Krieg. Sie suchten die ernannten Directoren einzeln in ihren Wohnungen auf und sprachen mit feuriger Zunge für ihre Meinung. Aehnlich hielten sie es mit vielen andern Männern von Bedeutung. Alle Mittel, die ihnen zu Gebote standen, setzten sie in Bewegung, um ihrer Meinung den Sieg zu verschaffen.

Wenige Tage, nachdem Thurn und Olbramowitz aus dem Lager von Budweis in Prag eingetroffen waren, sollte eine Versammlung der Directoren und Stände gehalten werden, um zu beschließen, was man auf des Kaisers letzte Eröffnungen, wodurch Frieden geboten wurde, wenn die Böhmen die Waffen niederlegen wollten, erwidern müsse. Es kam Thurn Alles darauf an,

diesen Beschluß so zu wenden, daß er für den Krieg, wenigstens für die fortdauernde bewaffnete Haltung der Böhmen ausfiele. Er lud daher am Tage zuvor Alle, auf die er zählen konnte, sowie alle Die, von welchen er noch irgend hoffte, sie für seine Meinung zu gewinnen, zu einer Zusammenkunft in seinem Hause ein. In demselben Saale, wo er und seine Freunde die Berathungen gepflogen hatten am Abend vor dem 23. Mai, welcher die Brandfackel in das Land warf, kamen sie auch diesmal wieder zusammen. Doch viel zahlreicher. Außer einer großen Zahl der Directoren waren noch viele Mitglieder aller drei Stände zugegen, um an dieser wichtigen Berathung theilzunehmen. Unter den Anwesenden sah man die angesehensten Männer Böhmens; viele auch von Mähren, Schlesien und der Oberlausitz. Joachim Graf Andreas von Schlick, Diepold von Lobkowitz, der Generalwachtmeister von Bubna, Colon von Fels, Berka von der Daub, Wilhelm von Rupa, Wenzel von Budowa, Bertold Bohemund von der Leipa aus Mähren, Hans Litwin von Rcziczan, die Freiherren Christoph Vitzthum und Friedrich von Bila, Bohuslaus von Michalowitz, den Grafen Ulrich Schafgotsch, der aus Schlesien herübergekommen war, Heinrich Otto von Loß, den Unterburggrafen von Karlsstein, Hans Westrowitz von Kralowitz, Wenzel Stampach von Stampach; die gelehrten Mitglieder des utraquistischen Consistoriums: Georgius Dicastus Mirzcovinus und Johannes Cyrillus von Trebitsch; ferner den gelehrten Doctor Ambrosius Hadermer aus der Oberlausitz, wo sich auch schon fast das ganze Volk für die böhmische Sache erklärt hatte; dann von den prager Bürgern zuvörderst Martin Frühwein, den Schriftführer der Directoren, ferner den Doctor Daniel Basilius, Wenzel Magerle, Johann Steffeck, Valentin Kochan, Melchior Haldius, Peter

Macer, viele davon mit zu Directoren erwählt. Die Hauptwortführer für Thurn's Meinung waren nächst Procopius Dworschetzki von Olbramowitz, Wenzel von Budowa. Auch der greise Caplicz von Sulewicz fehlte nicht, um durch sein persönliches Ansehen das der Versammlung zu erhöhen. Graf Christoph Harrant, von Thurn benachrichtigt, hatte diesen ausdrücklich zu seinem Stellvertreter in der Versammlung ernannt. Es erschienen noch Wenzel Pietipeski, Doctor Mathäus Borbonius vom Carolinum, Lucas Carabon, Wolfgang Hoßlauer, Michael Daubrecht, Paul Petschka und viele Andere. Die Versammlung war über sechzig stark, und doch lange nicht Alle zugegen, die hervorragend durch Gesinnung und geachtete Stellung, von Herren, Rittern und Bürgern, der gemeinsamen Sache eifrig anhingen. Allerdings nicht Alle übereinstimmend in der Meinung wie sie am besten zu fördern sei.

Thurn und Olbramowitz empfingen die Eintretenden und begrüßten sie Alle mit herzlichem Handschlag und Anrede. Als der Saal gefüllt war und Niemand mehr erwartet werden konnte, forderte Thurn die Anwesenden auf, ihre Plätze einzunehmen, und erbat sich das Wort. Es war stets sein Hang und nicht selten seine Geschicklichkeit, durch die Rede die Meinungen zu gewinnen. Sein unruhiger, rasch entflammter Sinn drängte danach, seinen Gefühlen durch das Wort feste Gestaltung zu geben, und der Strom der Worte schwellte wiederum die Wogen seines Gefühls höher und riß ihn oft weiter fort, als er anfänglich gewollt hatte.

„Theure Herren und Freunde", begann er, „ich bin stolz darauf, unsere heilige Sache durch eine solche Zahl der ehrenwerthesten, erleuchtetsten, muthigsten Männer Böhmens vertreten zu sehen. Allein es ist auch nothwendig,

daß die Kräfte aller Redlichen und Muthigen sich dafür vereinigen, denn niemals ist sie in solcher Gefahr gewesen als jetzt!"

Die Versammelten geriethen durch diesen Eingang, wie Thurn richtig bedacht hatte, in große Unruhe und Spannung. Er nutzte die Stimmung des Augenblicks und fuhr in eifriger Rede fort:

„Nicht die Gefahr der Waffen meine ich, nicht den offenen Kampf, nicht die Schlacht, Mann gegen Mann; denn diese brauchen wir nicht zu scheuen, und der Böhme scheut sie nie!"

Ein Ausruf freudig stolzer Zustimmung unterbrach ihn bei den mit aller Kraft der Stimme hervorgehobenen letzten Worten.

„Aber", fuhr er, als der laute Ausbruch vorübergerauscht war, fort, „ich scheue die Gefahr des Truges, die der süßen, versöhnlichen Worte, die unsern Eifer einwiegen möchten! Man bietet uns Frieden, aber zugleich rüstet man mächtige Heere gegen uns aus! Weshalb? wenn es Ernst ist mit dem Frieden? Wir werden aufgefordert, die Waffen aus der Hand zu legen — und in gleichem Augenblick trachtet man danach, wie ich sicher weiß, nach allen Seiten hin Bündnisse zu schließen, um die Gewalt, die gegen uns angewendet werden soll, zu verstärken! Wer kann in solchem Augenblick uns anrathen, die Waffen aus der Hand zu legen? Wer kann, ich scheue nicht das Wort", rief er, sich selbst erhitzend, mit erhobenem Tone, „wer kann ein solcher Verräther am Vaterlande sein, um ihm das anzusinnen!"

„Haltet ein", fiel eine würdige männliche Stimme unterbrechend ein. „Der ist noch kein Verräther, der zum Frieden räth!" Es war der alte Diepold von Lobkowitz,

Großprior des Malteserordens und früherer Statthalter, der diese Worte sprach. Sie fanden sichtlichen Anklang in der Versammlung. „Ich habe die Meinung, daß wir nicht weiter mit der Gewalt der Waffen gehen sollen! Und ich bin kein Verräther, weder am Vaterlande noch aber auch am Kaiser! Nur der Friede kann uns vor unermeßlichem Unheil bewahren!“

Es entstand nach diesen entschlossenen Worten eine augenblickliche Stille der Ueberraschung. Und ein leises, meist beistimmendes Gemurmel lief durch die Versammlung. Thurn besorgte, daß die Stimmung, die er für sich zu entflammen hoffte, stark erschüttert sei. Doch verlor er Muth und Fassung nicht, sie wieder herzustellen.

„Ich werde“, begann er von neuem, „den würdigen Großprior keinen Verräther nennen, obwol er in Glauben und Gesinnung unser Gegner ist. Mein Eifer für unsere Sache hat vielleicht ein zu schweres Wort gesprochen. Ich will glauben, daß auch solche Männer, die es wohl mit unserer Sache meinen, noch jetzt den Frieden für heilsam erachten. Aber ich muß sie für arg Verblendete halten! Wenn wir das Wort des Friedens annehmen, wenn wir unser Heer entlassen — wo stehen wir dann? Auf schlimmerer Stelle wie im Beginn dieses Kampfes! Denn wenn uns schon damals die Versprechungen, niedergeschriebene, feierlich besiegelte Versprechungen nicht gehalten wurden, wo ist jetzt die Bürgschaft dafür? Jetzt, wo sich noch Erbitterung und Rachsucht zu dem üblen Willen gesellen, der uns von jeher um unsere Rechte betrogen hat?“

„So denke auch ich“, rief Olbramowitz.

„Gewährt man uns“, fuhr Thurn fort, „als Unterpfand, denn nur die Bestrafung, ja, nur die Entfernung Derjenigen, die uns so bedrückt, so gemishandelt

haben, daß endlich unser gerechter Zorn, unsere Verzweiflung uns zur Gewaltthat trieb? Wollt ihr auf Gerechtigkeit, Billigkeit noch Wohlwollen hoffen, wenn ein Slawata, Martiniz wieder an der Spitze der Regierung stehen? Wenn die fanatischen, herrschsüchtigen Prälaten, die wir verbannt haben, zurückkehren?"

„Nimmermehr!" rief Olbramowitz.

„Nein, das ist unmöglich", pflichtete Wenzel von Budowa bei. „Sie haben ihr Amt so verwaltet, daß sie jedes öffentlichen Amtes unwerth sind für immer: das habe ich ihnen zur Zeit ihrer Macht frei ins Antlitz gesagt und wiederhole es heut!"

Das Ansehen, welches der Redner als erster Präsident des prager Appellationsgerichts genoß, gab seinen Worten tiefen Nachdruck.

„Hört auch mich an, Freunde", nahm Olbramowitz das Wort. „Die Söhne Böhmens, die nur zum Schutz des Landes das Schwert ergriffen, sollen es von sich werfen! Und der Kaiser führt zwei Heere fremder Söldner in unsere Grenzen! Unsere erwählten Führer, die dem Lande angehören, sollen den Feldherrnstab niederlegen! Und der Kaiser ruft an die Spitze seiner Truppen zwei Fremde! Der Franzose Dampierre, dessen Habsucht die grausamsten Bedrückungen des Landvolks durch seine Söldner verübte, und jetzt noch der durch verheerende Kriege furchtbar gewordene Niederländer Boucquoi, ein Schüler Spinola's, sie sollen die Heere gegen uns führen! Haben wir nicht erfahren, wie fremde Heerführer und fremde Söldner hausen in einem Lande, dessen Heil oder Unheil ihnen gleichgültig ist? Besser wäre es, der Türke bräche in unsere Grenzen, denn ärger könnte er es nicht treiben, als es das kaiserliche Volk von Passau gethan! Und diese

Gräuel sollen sich erneuen! Diesen Söldnern sollen wir das Land und uns selbst preisgeben! Das ist der Friede, den sie uns bieten!"

Diepold von Lobkowitz erhob aufs neue seine Stimme: „Der Kaiser verlangt nicht, daß wir die Waffen strecken, während er mit Heeresmacht anrückt! Er verlangt nur, daß wir, die wir uns zuerst bewaffnet haben, das Schwert auch zuerst aus der Hand legen; dann wird auch er seine Heere auflösen und im Geleit des Friedens zu uns kommen!"

„Wollt Ihr das verbürgen?" rief Thurn. „Ich frage Euch, würdiger Herr Großprior, Diepold von Lobkowitz, wollt Ihr das mit der Ehre Eures berühmten Namens verbürgen?"

Es entstand eine Pause. Alles lauschte, feierlich gespannt.

„Ich will mein Haupt dafür zum Pfande setzen", antwortete nach einigen Augenblicken der Greis mit Würde.

„Euer Haupt, nicht Eures Namens Ehre!" betonte Thurn scharf. Es lief ein Murmeln durch die Versammlung.

„Gut denn! Auch Euer Haupt will ich als Bürgschaft annehmen! Ja, ich würde mein eignes darbieten...., für den Kaiser, für den Kaiser Mathias, unsern König. Aber Böhmens König Mathias ist schwach, alt, und krank! Erzherzog Ferdinand ist sein Nachfolger auf Böhmens Thron, — ich schweige jetzt über die Art, wie er gewählt worden — aber ich frage Euch, wollt Ihr auch für König Ferdinand die Bürgschaft übernehmen? Daß keines unserer Rechte gekränkt wird? Daß wir frei und unbehindert unsern Glauben ausüben dürfen? Wollt Ihr uns das verbürgen? Ich frage Euch feierlich vor dieser

ganzen Versammlung, Diepold von Lobkowitz, wollt Ihr Leben und Ehre auch dafür einsetzen?"

Es herrschte die tiefste, erwartungsvollste Stille. Jeder Blick hing gespannt an dem alten Lobkowitz, jedes Ohr lauschte auf seine Antwort. Er schwieg!

„Nun denn!" rief Thurn. „Welch einen Grund könnt ihr jetzt noch aufbringen für friedliche Ausgleichung ohne Bürgschaft! Das Manifest des Kaisers gibt uns keine! Es ist abgefaßt, ich weiß es, ich betheure es euch, durch den Erzherzog Ferdinand, denn ich nenne ihn nicht König von Böhmen, und durch Die, welche ihn beherrschen. Pater Lamormain, der Jesuit, hat es dictirt! Und dieser noch ungern! Sie wollten den Krieg, weil der Kaiser den Frieden aufrichtig bieten wollte! Erst als er sich fügte und nur Versprechungen gab, die sie in Zukunft zu halten oder zu brechen haben; da erst willigten sie in den Frieden! Und ein solcher Frieden, den unsere ärgsten Feinde wünschen, sollte uns zum Heil sein? Nein, Freunde, Böhmen, Söhne dieses Landes, Mitglieder seiner edlen Ritterschaft, Bürger seiner Hauptstadt, ich beschwöre euch, diesen Frieden verwerft!"

„Verwerft den Antrag! Keinen Scheinfrieden!" schallte der tobende Ruf der Versammlung. Einige Stimmen riefen sogar das furchtbare Wort „Krieg!"

Es schienen sich freilich einige Stimmen dagegen erheben zu wollen, doch war es in diesem Augenblick nicht möglich, sie geltend zu machen. Thurn hatte seinen Zweck erreicht; nicht die Ruhe, die erhitzte Leidenschaft beschloß.

„Sollten wir also mit diesem Manifest das Volk täuschen?" fuhr er mit erhobener Stimme fort. „Es irre führen? Die Tausende von Herzen, die glühend für uns schlagen, unschlüssig machen, die kraftvollen Arme, die sich

für uns waffneten, lähmen? Nein! Dieses Lügenwort der Arglist, das unsere Feinde geschmiedet, darf nicht zum böhmischen Volk dringen.*) Erfüllen wollen wir sein Ohr mit der Stimme der Wahrheit. Mit feuriger Zunge wollen wir sie ausrufen, mit feuriger Feder niederschreiben. In tausendfacher Vervielfältigung durchfliege sie Stadt und Land! Erzählen müssen wir dem Volk der Böhmen, wie es Denen ergeht, die in der Gewalt der Papisten sind! Berichten von den flammenden Scheiterhaufen der Inquisition in Spanien, von den Blutgerüsten in den Niederlanden, von der Bluthochzeit zu Paris!**) In diesen Schreckensbildern spiegelt sich das Schicksal ab, das auch die Protestanten Böhmens erwartet, wenn sie der Arglist vertrauen!"

„Nimmermehr", unterbrach der Greis Lobkowitz, von edlem Unwillen erglühend, den fanatischen Eifer, zu dem sich Thurn aufgestachelt hatte, „nimmermehr dürfen wir des Kaisers geheiligte Botschaft unterdrücken! Soll das Wort, das er an sein Volk richtet, nicht zu dessen Ohr gelangen? Nie würde mein Gewissen es dulden, daß ich solchem Beschluß beiträte!"

Unruhe im entgegengesetzten Sinn hatte die Verhandlung ergriffen; viele Stimmen mischten sich in verworrenem Streit, in leidenschaftlicher Aufregung. Schon wurde es schwer in dem wachsenden Lärmen das einzelne Wort geltend zu machen. Da stand der greise Caplicz von Sulewicz auf. Er trat, von seinen Nachbarn unterstützt, auf den Sessel, daß er Alle überragte, und erhob die Hand

---

*) Der Druck wurde verhindert.

**) Zahlreiche Schriften dieses Inhalts wurden gedruckt und im Volke verbreitet.

zum Zeichen, daß er zu reden begehre. Sobald man sein ehrwürdiges Haupt und seine Absicht wahrnahm, wurde es still.

„Gönnt auch mir ein Wort und hört es ruhig an", begann er sanft; „denn die schwache Stimme meines Alters vermag brausendes Getöse nicht zu durchdringen!"

„Ruhe, Ruhe", riefen Viele, und alsbald trat die feierlichste Stille ein. „Ihr wißt, unsere Sache ist das Heiligthum meiner Brust, der Glaube, der mich über achtzig Jahre lang erhoben, getröstet, ermuthigt hat. Er wird mich begleiten bis zum letzten meiner Tage, der vielleicht schon morgen anbricht, vielleicht mich schon heut umschwebt. So nahe stehe ich an der Grenze des Lebens! Ich habe keine äußerliche Schickung mehr zu fürchten. Darum darf ich euch von Gefahren sprechen, die mich nicht mehr bedrohen. Der tapfere Thurn hat euch von der Gefahr des Friedens gesprochen, das geziemt dem Krieger. Ich, der Greis, der Mann des Friedens, spreche euch von den Gefahren des Krieges, die für mich keine sind! Beschwört sie nicht herauf über unser Vaterland, wendet sie ab, wenn sie irgend abwendbar sind! Ich glaube nicht, ich kann es nicht glauben, ich will es nicht, daß uns das feierliche Wort des Kaisers täuschen sollte! Er hat gesehen, wozu der Drang der Noth uns trieb; er wird nicht abermals in uns die Gewalt der Verzweiflung wecken! Darum vertraut seinem Wort; ich vertraue ihm von ganzer Seele." Die Versammlung lauschte in gespannter Stille. Thurn warf unruhige Blicke umher.

„Ich scheue die Gewalt, den Krieg!" fuhr der Greis fort. „Nicht nur des Grauens der Verheerungen gedenke ich, die er mit sich führt, ich gedenke auch seines zweifelhaften Ausgangs. Wenn wir die angebotene Versöhnung

von uns weisen, was harrt unserer? Ich fürchte, unvermeidlich der Krieg! Und welch ein schwerer Krieg! Nicht allein die ganze Macht Oesterreichs wird gegen uns anrücken, auch die des ganzen katholischen Deutschland. Und wenn wir im Kampfe unterliegen?"

„Das werden wir nicht", rief eine Stimme.

„Unterbrecht ihn nicht! Hört ihn ruhig an!" riefen Viele dagegen.

Während dieser kurzen Störung erregte zugleich ein anderer Vorgang die Aufmerksamkeit der Anwesenden. Ein Diener Thurn's trat in den Saal und sprach einige Worte leise zu dem Grafen. „Ist's möglich!" rief dieser und Freude strahlte aus seinem Gesicht. „Das kommt zu rechter Zeit!" Er verließ seinen Platz und eilte hinaus; die Blicke Vieler folgten ihm mit neugieriger Verwunderung.

„Wißt ihr", fuhr Caplicz fort, „wie der Allmächtige das Geschick der Schlachten lenkt? Seid nicht vermessen! Wir sind stark, zahlreich, haben treue Nachbarn. Aber, vergeßt es nicht, in Böhmen selbst sind Viele, die anders denken! Die Treue geht mit dem Glück! Verläßt uns das — nur einmal — dann möchte Mancher von uns abfallen! Der Kaiser bereitet Bündnisse mit mächtigen Fürsten und Völkern wider uns! Uns stehen nur die benachbarten Provinzen zur Seite, die mit uns in gleicher Bedrängniß sind!"

Bei diesen Worten trat Thurn wieder ein und hielt ein offenes Schreiben in der Hand.

Xaver folgte ihm.

„Nein, Caplicz", rief er schon in der Thür, und aller Blicke wendeten sich zu ihm. „Auch wir haben Bundesgenossen, starke Bundesgenossen! Wir brauchen sie nur aufzufordern! Ich verbürge mich mit meinem Wort dafür!

Der tapferste, der berühmteste Feldherr, mit einem kriegsgewohnten Heer ist unser! Graf Mansfeld ist unser Bundesgenosse!"

Wie ein Blitzstrahl fuhr dieses Wort in die Herzen der Versammelten. Olbramowitz, der von der Unterhandlung wußte, sprang auf den Sessel und rief aus: „Jetzt trotzen wir einer Welt in Waffen! Laßt sie die Gewalt versuchen! Ich fordere euch nochmals auf: Verwerft den arglistigen Antrag!"

„Verwerft ihn!" rief die Ueberzahl der Stimmen mit lautem Getöse.

Vergeblich versuchte der Greis Caplicz noch einmal die Stimme zu dem Ruf „Frieden" zu erheben. Die Erhitzten vernahmen nichts mehr als die Stimme ihrer Leidenschaft. Die Ordnung war aufgelöst, Alle aufgesprungen, Einige zogen sogar die Schwerter an der friedlichen Stätte, nicht zum Kampfe freilich, aber um ihren Kriegsmuth stärker auszudrücken und zu entzünden, als wollten sie gleich von hier auf das Schlachtfeld hinausstürmen!

Thurn und Olbramowitz frohlockten über ihren Sieg. Denn nun hofften sie ihn auch mit Zuversicht in dem öffentlichen Beschluß. — —

— — Sie sahen den Anfang — hätten sie das Ende zu schauen vermocht!

Siebentes Buch.

Dreiunddreißigstes Capitel.

Der Ueberfall, den die Frauen zu Schloß Sperlingsstein erfahren, hatte den Grafen Thurn tief erbittert. Alle Vermuthungen waren dafür, daß er auf die Veranstaltung mächtiger Anhänger der Gegenpartei durch erkaufte Söldner ausgeführt war. Der Zweck lag zu Tage. Hatte man Thurn's Gattin und Tochter in der Gewalt, so dachte man ihn selbst dadurch in der Gewalt zu haben und hoffte ihm Bedingungen vorzuschreiben, ihn vielleicht zu bestimmen, die Sache, der er seine Kraft gewidmet hatte, zu verlassen. Und damit wäre sie für den Augenblick wenigstens gefallen, denn in seinem Haupt sahen ihre Feinde das der Hydra. Dieser arglistige Angriff auf das Vaterland, durch einen auf seine eigenen, heiligsten persönlichen Verhältnisse, hatte ihn so in Leidenschaft gebracht wie noch kein anderer Vorgang dieser ereignißreichen Tage. Er wollte Alles daran setzen, die Beweise für das bübische Verfahren zu gewinnen; theils um das Recht zur schweren Vergeltung zu haben, theils weil eine solche Verschuldung der Partei, mit der er den Kampf begonnen, einen tödtlichen Stoß versetzen mußte.

Er beauftragte daher Wolodna, mit dem er in Prag zusammentraf, mit einer zuverlässigen Mannschaft nach dem

Schauplatz des Angriffs zurückzukehren und das Elbthal hinauf, bis zur Grenze, so genaue Nachforschungen als möglich anzustellen.

Der besonnene, muthige Kriegsmann brach daher unverzüglich mit einer Begleitung von zwanzig ausgewählten Leuten wieder nach der Gegend auf, wo sie das Abenteuer bestanden hatten. Er besetzte zuerst das Haus selbst, wo er die Frauen aus den Händen der Räuber befreit hatte. — Es lag ganz einsam, hart am Elbufer; auch fast eine Viertelstunde stromauf und stromab war kein Nachbargehöft zu treffen. Und selbst am jenseitigen Ufer der Elbe sah man nur Felsgebirge und Wald; auf eine weite Strecke keine Menschenwohnung. Das Gehöft stand verlassen. Der Bewohner, ein alter Schiffer, nur mit einer ebenfalls betagten Frau und ohne Kinder, war seit jener Nacht nicht wieder gesehen worden. Wolodna konnte nicht ermitteln, ob er aus Furcht auf eigenen Beschluß geflüchtet war, oder ob ihn die bewaffnete Schaar gewaltsam mitgeführt hatte, damit Niemand sie verrathen könne. Was sich noch an Spuren des Ereignisses vorfand, war unerheblich; einige weggeworfene Waffenstücke, Geräthe und Werkzeuge, die zur Fütterung und zum Putzen der Pferde dienten; einige Kleidungsstücke. Eine Vermuthung ließ sich aus alle Dem nicht entnehmen. — Wolodna entsann sich mit Bestimmtheit, daß die sämmtlichen Leute, die den Ueberfall ausgeführt hatten, die Elbe abwärts oder über den Strom geflüchtet waren; kein Einziger stromaufwärts. Also nur nach der Grenze zu hatten sie sich zerstreut. Dorthin und auf dem jenseitigen Ufer mußte er seine Forschungen fortsetzen. In den nächsten Häusern, meist von Elbschiffern bewohnt, wußten die Leute noch von einem nächtlichen Lärmen, den rasch dahinsprengende Reiter verursacht haben

mußten. Doch aus Furcht vor denselben hatten sie sich still in ihren wohlbewahrten Häusern gehalten und konnten also nähere Auskunft nicht geben. Weiter stromaufwärts wußten die Bewohner nicht mehr von einem solchen nächtlichen Vorfall. Daraus schloß Wolodna, daß die Räuber, bevor sie diese Wohnstätten erreicht hatten, dieses Ufer der Elbe verlassen haben würden, entweder zur rechten Seite, um dort hinaus nach Sachsen oder der Lausitz zu dringen, oder indem sie über den Strom gegangen waren, um auf dem linken Ufer ihre Flucht fortzusetzen. Daß ihr eigentliches Ziel jenseit des Stromes lag, war ihm ja aus den einzelnen Aeußerungen der Söldlinge schon von jener Nacht her bekannt. Er untersuchte indeß doch die nächsten Seitenthäler, wo man zu Pferd fortkommen konnte; allerdings schien es, als ob Einzelne diesen Weg eingeschlagen hätten. Doch konnten sie nur als Versprengte betrachtet werden. Gegen Mittag wollte er daher den Versuch machen, über den Strom zu gehen. Er ermittelte eine Stelle, woselbst bei dem eben stattfindenden niedern Wasserstande, ein Uebergang ohne Nachen oder Führer möglich war, wenn auch die Pferde eine kurze Strecke in der tiefsten Linie der Strömung schwimmen mußten. Einige Fischer erboten sich zu Führern, indem sie mit den Nachen voranruderten. Das Unternehmen glückte; ohne einen Unfall erreichte der kleine Trupp das jenseitige Ufer. — Dort ergaben sich wenigstens einige Spuren. In den nächsten Uferhäusern wußten die Leute von der verworrenen Flucht vieler Bewaffneten zu erzählen. Weiter abwärts fand sich ein Ziegenhirt, der von seiner Weidestelle damals auch am Tage eine Schaar, etwa so stark wie die Wolodna's, des Weges hatte reiten sehen. Er bezeichnete ein Haus, wo ein Trupp Halt gemacht haben sollte. Wolodna nahm seinen Weg dahin.

Das Gehöft lag am Eingang einer schmalen Thalschlucht, die sich links gegen die höhern Theile des Erzgebirges hinzuziehen schien; der weichere Boden zeigte hier noch jetzt eine Menge von Hufspuren. Wolodna ließ seinen Trupp halten und ritt den Hügel gegen das Haus hinauf, um nach den Bewohnern zu fragen. Sein mehrmaliger lauter Anruf blieb ohne Antwort. Das Haus schien ganz unbewohnt. Auch in dem schlecht umzäunten Hof war weder Thier noch Mensch zu sehen. Eine steile Doppelsteintreppe führte zu der hochgelegenen Thür hinan. Wolodna schwang sich ab, schlang den Zügel um das plumpe, hölzerne Treppengeländer und stieg hinauf. Zu seinem Erstaunen war die Hausflur offen. Er ging hinein. Die Stube nächst der Hausflur war gleichfalls nicht verschlossen, doch Niemand darinnen. Alles sah sehr dürftig und schmutzig aus. Wolodna untersuchte weiter und traf endlich in einem Kämmerchen hinter der Küche, wenn die von Rauch geschwärzte Höhle mit einem großen Herde von ungeheuern Feldsteinen so genannt werden durfte, einen alten Mann, der auf einem schmutzigen Bett lag und schlief. Mühsam schüttelte er ihn wach. Der Alte war harthörig. Doch erfuhr Wolodna mittels vieler Fragen, die er ihm that, wenigstens, daß wirklich hier ein Sammelplatz der Söldner gewesen sei und daß ein muthmaßlich vornehmer Mann den Ausgang der Unternehmung hier abgewartet habe. Noch vor Tagesanbruch war die Schaar von dort wieder aufgebrochen und hatte den Weg durch die Gebirgsschlucht genommen. Doch irgend Genaueres wußte der Alte, dessen Harthörigkeit ihn schon verhindert haben mußte, etwas Zusammenhängendes aus den Gesprächen der Reiter zu vernehmen, nicht zu erzählen. Auf Wolodna's Fragen nach den übrigen Hausbewohnern gab er die Auskunft,

daß sein Sohn und seine Schwiegertochter im Walde seien, um Holz zu fällen. Das Vieh war ausgetrieben auf die nächsten Bergabhänge.

Wenig befriedigt durch diese Auskunft beschloß Wolodna den Weg durch die Schlucht einzuschlagen und den Versuch zu machen, ob er im Walde das Ehepaar treffen würde.

Nach seiner Kenntniß des Gebirges mußte man durch die Thalschlucht bald an den Hauptzug des Erzgebirges gelangen, dessen Fuß reich an bewohnten Stätten war, wo sich Roß und Mann ausruhen und erquicken konnten.

Die Hitze fing an zu drücken, trotz der schattigen Enge des Thals. Es zeigten sich bald Spuren, daß vor nicht allzu langer Zeit zahlreiche Reiter hier durchgezogen sein mußten. Indeß stieg der Weg allmälig höher und steiler aufwärts, als Wolodna vermuthet hatte. Vergeblich sandte er Seitenpatrouillen aus und durchstreifte selbst zuweilen die zugänglichen Theile des Waldes, um die Eheleute, die er befragen wollte, aufzufinden. Hatten diese die Reiter von irgendwo in der Ferne erblickt, so war es fast unzweifelhaft, daß sie sich so tief als möglich im Walde verbargen, denn von einem Trupp Bewaffneter erwartete man in diesen wilden, unruhigen Zeiten schwerlich etwas Gutes.

Einigermaßen mußte Wolodna selbst Gewalt üben. Seine Pferde bedurften der Fütterung; er ließ daher auf einer Waldwiese Halt machen, damit die Thiere dort grasen könnten. Er und seine Leute mußten sich mit Dem behelfen, was sie noch bei sich führten. Nach wenigen Stunden brach er weiter auf, immer noch durch die theilweis sichtbar werdenden Spuren der Reiter, die vor ihnen denselben Weg genommen hatten, geleitet. So gelangte er gegen Abend mit seinem müden Trupp endlich auf den Kamm des Erzgebirges selbst, der in seiner flachen Ausdehnung und

Absenkung nach Sachsen zu theilweis von Wäldern und moorigen Wiesen bedeckt war. Hier wurde es überaus schwierig die Spuren zu verfolgen, denn sie fingen an sich zu theilen; doch zogen sich fast alle, selbst die einzelner Reiter, nach Sachsen hinüber. So viel schien also gewiß, daß von dort aus der Ueberfall ausgegangen war. Auf den Wiesen ließ sich noch, wiewol zweifelhaft, die Richtung verfolgen; doch im Walde, wo die gefallenen Fichtennadeln, Moos und hohes Gras die Hufspuren kaum aufgenommen hatten, war es völlig unmöglich. Wolodna mußte es aufgeben, auf diese Weise etwas Näheres zu ermitteln.

Indessen war es Abend geworden; die Berge warfen die langen blauen Schatten weit nach Böhmen hinein. Das schöne Land lag im letzten warmen Glühen der tiefstehenden Sonne; das vom Abendschein röthlich blaue Mittelgebirge durchschnitt es fast in der ganzen Breite; der große und kleine Mileschau ragten mit mächtigen Häuptern über die Kammlinie empor. Die fruchtbare, von kleineren Thälern durchfurchte Senkung zwischen dem Erzgebirge und jenem Bergrücken schimmerte im Wechsel des schönsten Grüns der Fluren, der goldhellen Getreidefelder und der dunklen Waldkränze. Aus den Dörfern tönte das Geläut der Abendglocken herauf. — Eine tiefe Wehmuth ergriff Wolodna, der hier, so nahe an seiner Heimat, an der Stätte war, wo er so viele Jahre in friedlicher Zurückgezogenheit gelebt hatte! Mit unbeschreiblichem Gefühl warf er einen Rückblick auf die schauerlichen Tage, wo dort unten, wenige Meilen von dem Punkt, auf dem er, abseit von den Gefährten, einsam ritt, der erste Brand des Kampfes entzündet wurde, der jetzt das ganze Land in Waffen rief! Dort lag auch Nechodom's noch frische Grabstätte! Wolodna konnte die Spitze des Waldgebirges sehen, welche das

Haus des Greises deckte! Wenn er auf den nächsten Gebirgsvorsprung ritt, der sich in wenigen Minuten erreichen ließ, mußte er das einst so friedliche, jetzt in öder Todesstille verlassen liegende Haus, neben dem der Märtyrer eingesenkt war, im Abendstrahl glänzen sehen! Es zog ihn unwiderstehlich. Er sprengte, um die Kuppe zu gewinnen, seitab von seinen Begleitern, die auf die nächsten, oben zerstreuten Hirtenhäuser zuritten, wo sie zu übernachten beschlossen hatten, und wo er sie leicht wieder treffen konnte.

Der Pfad, den er einschlagen mußte, führte ihn durch eine sanfte mit dichtem Wald bedeckte Senkung; jenseit derselben erst wurde das Gebirge kahl und gewährte den vollständig freien Ueberblick.

Der Weg zog sich länger hin, als Wolodna geglaubt hatte. Das Gebüsch war dicht verwachsen; Wurzeln und Felsstücke erschwerten das Reiten. Die Richtung war schwierig inne zu halten. Nach einigen Minuten wußte Wolodna nicht, wie er sich sicher zu wenden habe, da ihn der eingeschlagene Pfad zu weit in die Tiefe führte. Er hielt sein Pferd an und sah sich aufmerksam um. Da hörte er in einiger Ferne menschliche Stimmen; er lauschte. Es war keine Täuschung. Rauhe, wilde Töne und dazwischen ächzende Laute ließen sich vernehmen. Theils die Hoffnung dort Auskunft über den Weg zu erhalten, theils eine dunkle Vermuthung, daß irgend etwas Wichtiges daselbst vorgehe, zogen ihn, die Richtung nach dem Geräusch einzuschlagen. Das Gestrüpp wurde immer dichter; doch endlich durchschnitt es ein Holzweg, der ihm freie Bahn darbot. Als er auf demselben um eine abgerundet vorspringende Kuppe des Berges bog, schlugen die Töne, denen er folgte, ihm ganz deutlich und ungleich näher ans Ohr. Es war wildes Ge-

schrei offenbar untermischt mit Angst- und Hülferuf. Der Weg verstattete rascheres Reiten; Wolodna sprengte im Galopp dahin. Plötzlich wurde die Waldung licht und jenseit der offenen Stelle einer Waldwiese erblickte er fünf oder sechs Männer am Stamm einer alten Fichte, die mit einem Manne rangen, den sie, so schien es, an den Stamm binden oder aufhängen wollten. Ein leichter Rauch stieg an demselben auf und verlor sich in den Aesten. Eine bübische That vermuthend und nur die Pflicht, Hülfe zu leisten, nicht die damit verknüpfte Gefahr bedenkend, jagte Wolodna über die Waldwiese und rief schon von weitem: „Holla, Heda! Was gibt's dort?"

Die Leute schienen ihn wegen ihres eigenen wilden Geschreis nicht zu hören und sahen ihn auch nicht, da sie ihm den Rücken zuwendeten. Nur der Eine, den die Andern zu bewältigen trachteten, erblickte ihn und schrie laut: „Hülfe! Hülfe!" Jetzt wendeten sich die Andern um, als Wolodna schon dicht heran war. Sie waren mit Knütteln und Aexten bewaffnet. Als sie des fremden Reiters ansichtig wurden, stutzten sie. Wolodna, der sie aus seiner langjährigen Kenntniß der Gegend und ihrer Bewohner sogleich als zu jenen wilden Uneingepfarrten gehörend erkannte, die nur zur Sommerzeit hier durch die Berge streiften, von Holz- und Walddiebstahl, auch von Wegelagerung zu leben pflegten, schrie ihnen zu: „Haltet ein! Wollt ihr den Unglücklichen ermorden?"

Dieser hing, von ihnen losgelassen, wie sich jetzt deutlich sehen ließ, mit einem festgebundenen Arm an dem untersten Zweig der Fichte. Er wand sich krümmend, zuckte mit dem ganzen Körper und zappelte mit den Füßen unter furchtbarem Geschrei. Seine Tracht verrieth einen Kriegsmann, doch hatte er weder Helm noch Waffen. Wolodna

konnte den ganzen Vorgang noch nicht fassen, als schon die wilden Kerle ihm entgegenstürzten mit dem verworrenen Geschrei: „Schlagt ihn nieder! Hängt ihn auf! Er soll auch braten!“

Welche Gefahr ihn bedrohte, erkannte Wolodna erst jetzt. Es war zu spät das Pistol zu gebrauchen, doch sein Schwert flog im Nu aus der Scheide und schwirrte ringsum. Sein erster Hieb traf Einen, der die Axt gegen ihn schwang, sodaß ihm diese sogleich entfiel und er mit blutender Stirn zurücktaumelte. Zum Glück hatten Die, welche ihn zunächst umdrängten, nur Knüttel, deren Schläge gegen seine gepanzerte Brust wirkungslos waren. Es waren ihrer Drei. Der Fünfte, der gleichfalls eine Axt führte, konnte ihm, von den Andern behindert, nicht sogleich nahe kommen. Wolodna hieb mit besonnenem Muth um sich, und es gelang ihm, dem Einen den Knüttel kurz über der Hand zu spalten und einem Zweiten denselben aus der Hand zu schlagen. Jetzt aber packten ihn diese, um ihn vom Pferde zu reißen. Der Vierte, mit der Axt, war auch herangedrungen, versetzte zuerst dem Pferde einen Hieb, daß es hoch aufstieg, und schwang dann die tödtliche Waffe über Wolodna, der aber, halb durch das Aufbäumen seines Thieres, halb durch die beiden Kerle herabgezerrt, häuptlings vom Pferde stürzte. Da schwang sich plötzlich ein flammendes Feuerscheit zwischen die Köpfe der Kämpfenden und führte einen Schlag auf sie, daß Funken und Kohlen rings umher stoben. Zugleich packten zwei Arme Den, der die Axt gehoben hielt, von hinten und rissen ihn zu Boden.

„Hunde!“ brüllte eine furchtbare Stimme. „Jetzt sollt ihr daran glauben!“

Wolodna fühlte sich losgelassen; er stürzte zwar zu Boden, konnte sich jedoch aufraffen, bevor sich einer der An-

greifer über ihn warf, und drang nun mit scharfen Schwerthieben auf dieselben ein, während ihnen zugleich der Feuerbrand von neuem so um die Köpfe sauste, daß sie, von Schrecken ergriffen, in hastiger Flucht ins Dickicht stürzten. Auch Der, welcher zuletzt die Axt geführt hatte, benutzte den Augenblick sich aufzuraffen und entfloh. Der Erste, von Wolodna scharf getroffen, war schon längst verschwunden.

„Das war Hülfe in der Noth!“ rief, tief aufathmend, der Kriegsmann, der den Feuerbrand als Schwert geführt hatte, und sah wilden Blicks umher. „Ich danke Euch, Freund“, wandte er sich, den Schweiß von der Stirn wischend, zu Wolodna; „Ihr kamt mir gut zum Succurs! Ueber dem Feuer da wollten mich die Canaillen von Marodeurs langsam braten! Wäret Ihr nicht gekommen, ich hinge jetzt an beiden Fäusten darüber. Zum Glück war die linke Tatze noch nicht fest genug angebunden, sodaß ich mich losreißen konnte. — Uf! — Ich habe in manchem Kampf gefochten; der heut war aber das härteste Stück Arbeit!“

Wolodna warf einen Blick auf das Feuer und den Baum und schauderte zusammen. Der Mann, den er gerettet hatte, mochte etwa vierzig Jahre alt sein. Er hatte ein wildes kriegerisches Gesicht voller Narben; schwarzes, struppiges Haar deckte seine Stirn. Alles an ihm verrieth Kraft und Muth, aber auch wüste Roheit.

„Die Stiefel sind wahrhaftig schon angesengt“, sagte er, sich musternd. „Und ich zog doch die Beine bis ans Kinn in die Höhe! Weiß der Satan! Ihr kamt zur rechten Stunde!“

„Dankt lieber Eurem Gott dafür, statt so ruchlos zu reden, nachdem Ihr einem so grausamen Schicksale entgangen seid“, sagte Wolodna ernst.

„Ihr habt Recht! Ich will hundert Rosenkränze beten, wo ich zunächst an einer Kapelle vorüberkomme. Aber ich glaube doch, unser Herrgott schiert sich nicht viel um unser Einen; der Satan bekümmert sich mehr um uns. Wir auch mehr um ihn!"

Wolodna runzelte finster die Stirn. „Wer seid Ihr?" fragte er halb mit Widerwillen. „Wie kommt Ihr hierher?"

„Hört einmal", antwortete der Andere, „nichts für ungut! Ihr habt mich zwar gewissermassen vom Galgen geschnitten, — aber wer ich bin — und was ich hier vorhatte — das kann ich Euch doch nicht sagen. Es wäre wider Soldatenehre — Ihr seid ja auch Soldat!"

„Wem dient Ihr denn hier in Böhmen?" fragte Wolodna erstaunt.

„Hier in Böhmen so eigentlich Niemandem — und doch — Pech und Schwefel! Aber ich darf nicht davon schwatzen. — Wenn ich nur meinen Gaul wieder hätte, wäre ich in einer halben Stunde über die Grenze, wo ich hergekommen bin. Aber das Thier haben die Halunken weg und meinen Flammberg und Pistolen auch! Das Ende vom Lied ist, ich habe etwas zu dreist hier herum recognoscirt und bin den Strolchen in die Klauen gerathen!"

In Wolodna tauchte eine Vermuthung auf. „Wäret Ihr, etwa vor zwei Wochen, auch schon hier in Böhmen gewesen?" fragte er und sah seinen Mann scharf an.

„Ich würde es Beelzebub selber nicht sagen und wenn er mich auf die glühende Gabel spießte", antwortete der wilde Kerl. „Aber Euch geb' ich Antwort. Ja, ich war hier in Böhmen. Wir haben aber einen schlechten Feldzug gemacht!"

„Ihr waret hier bei dem Frauenraub?“ fuhr Wolodna rasch heraus, und sein Auge rollte.

Der Fremde schwieg einen Augenblick. „Geht Euch die Sache an?“ fragte er in einem Ton, der Reue anzudeuten schien.

„So viel, daß ich Euch schwerlich aus der Hand dieser Leute befreit haben würde, wenn ich gewußt hätte, daß Ihr Theil an jenem Schurkenstreich gehabt habt.“

„Das thut mir leid, auf Reiterwort, sehr leid!“ sagte der Fremde und wollte Wolodna die Hand reichen.

Dieser wies sie unwillig zurück. „Sagt mir denn, wer hatte Euch gedungen! Das soll mein Dank sein!“

Der Fremde stand regungslos. „Ich habe keine Waffe an mir und greife auch nach keinem Feuerbrand mehr“, sagte er. „Ihr habt mich in Eurer Gewalt; nehmt mich gefangen, meinethalben hängt mich da an dem Ast wieder auf und laßt mich dörren und räuchern in der Flamme. Ich will still halten. Aber — Ihr müßt ja doch auch wissen, was ein Soldatenwort ist, — ich habe zu schweigen gelobt! Nun reißt mir die Zunge mit einer Zange aus; weiter sagen kann ich Euch nichts!“

Es war etwas so Eigenthümliches in dieser Vereinigung von äußerster Roheit und soldatischer Treue, daß Wolodna tief davon getroffen wurde.

„Hört“, begann der Fremde wieder, „Ihr seid ein braver Kerl, für den ich tausend mal durchs Feuer liefe. Es brennt mich wie Gift im Leibe, daß ich Euch nicht sagen darf, was Ihr erfahren möchtet. Aber, hol mich der Teufel, ich darf nicht, und ich thue es nicht. Und da doch Alles vergeblich wäre, so denke ich, thut Euer gutes Werk nicht halb. Ihr habt mich vom Galgen geschnitten, — Ihr habt darein gehauen wie ein Löwe gegen die fünf Wehr-

wölfe — nun liefert mich nicht wieder ans Holz! Laßt mich laufen — wenn Ihr's aber nicht wollt, — so bin ich Euer und Ihr könnt mich schinden und braten. Aber laßt mich lieber zum Teufel gehen!"

Er bat so wild treuherzig und sein entschlossenes Gesicht sagte so unerschütterlich, er werde Wort halten mit Schweigen, daß Wolodna die Ueberzeugung hatte, es sei unmöglich durch ihn etwas zu erfahren.

„So lauft denn", gab er ihm die Freiheit, „aber daß ich Euch nicht wieder antreffe!"

„Hoho!" rief der Kriegsmann wild freudig. „Nicht wieder antreffe? Man trifft sich auf Heer- und Querstraßen in der Welt! Und darauf könnt Ihr zählen, wenn ich Euch einmal treffe, daß Ihr etwa im Rachen der Hölle stecktet, ich holte Euch heraus! Hier mein Soldatenwort und Handschlag drauf! Nun lebt wohl!"

Wider Wolodna's Willen faßte er dessen Hand, schüttelte sie kräftig, raffte dann die am Boden liegende Axt auf mit dem Wort: „Jetzt soll mir Einer kommen!" und schritt, die Waffe kräftig schwenkend, dem Walde nach der sächsischen Grenzseite zu, wo er bald hinter den Bäumen verschwand.

Wolodna sah ihm mit gemischten Gefühlen eine kurze Weile nach, dann fing er sein Pferd wieder ein, das ruhig graste, schwang sich auf und ritt vorsichtig, mit dem gespannten Pistol in der Hand, seinen Leuten zu.

In einer Viertelstunde erreichte er sie. Sie waren bei den Hirten droben eingekehrt. Von diesen hörte er, daß wildes Raubgesindel jetzt viel umherstreife im Gebirge an der Grenze. Doch Näheres über Die, auf welche er gestoßen, konnte er nicht erfahren. Ebenso wenig wußten diese Sennen des Erzgebirges ihm etwas Näheres über den Hauptgegenstand seiner Nachforschungen zu sagen.

Andern Tages war er nicht glücklicher, obgleich er das Gebirge noch in mancherlei Richtungen durchstreifte. Die Muthmaßungen blieben die alten; Gewißheit, selbst nähere Anzeichen, erlangte er nicht. Er sah wohl, daß er unverrichteter Sache nach Prag zurückkehren müsse. Mit innerstem Drang zog es ihn nach seiner alten Wohnstätte hin; doch der Umweg, den er machen mußte, um sie zu berühren, wäre zu groß gewesen. So bezwang er denn das Verlangen seines Herzens und schlug den geraden Weg nach Prag ein, wo er wußte, daß wichtige Pflichten seiner warteten. Am Abend des zweiten Tages war er wieder dort, wo er schon Thurn nicht mehr antraf, aber dessen Befehle, ihm ins Lager vor Budweis zu folgen.

Vierunddreißigstes Capitel.

Die Frauen auf Schloß Sperlingsstein, die ohnehin seit jenem Ueberfall kaum noch eine Ausflucht ins Freie wagten, aber auch durch das immer herbstlicher werdende Wetter auf der Burg gefangen gehalten wurden, saßen an einem stürmischen Regenabend in dem einsamen Thurmgemach beisammen, an der flackernden Flamme des Kamins, die auf der rauhen Höhe des wilden Waldgebirges schon um diese Jahreszeit im Beginn des September oftmals ein Bedürfniß war. Es sauste hohl um die Zinnen der Burg und um den nackten Felsgipfel; der verrostete Wetterhahn warf stoßweise ein schrillendes Kreischen dazwischen;

der Regen wurde von heftigem Winde gegen die Fenster getrieben; oft schien es als ob unter der Gewalt des Sturmes die Mauern selbst, ja der Felsengrund, auf dem sie emporstiegen, bebte.

„Wenn der Herbst uns schon in so frühen Septembertagen so rauh heimsuchen will", sprach die Gräfin, indem sie leicht zusammenschauerte auf ihrem Sessel, „was soll uns dann im October und später erwarten! Es ist doch sehr früh kalt in diesem wilden Gebirge, auf der schroffen Höhe!"

„Das sind nur einzelne, vorübergehende Tage", entgegnete Thereſe in freundlich zuredender Weise; „wir werden noch den schönsten blauen Himmel sehen, vielleicht über Hitze zu klagen haben, wie vor wenigen Tagen noch."

„Ach", rief Thekla aus, „ich wollte, ich könnte diese Klage bald anstimmen."

„Ich liebe diese finstern Abende; auch später, wenn sie noch rauher werden", sprach Thereſe.

„Man fühlt sich dann freilich dankbarer in der Geborgenheit fester Mauern, unter sicherem Obdach, am lodernden Kaminfeuer", antwortete die Gräfin, während Thereſe sich bückte, um einige neue, dünne Holzscheite in die Glut zu werfen, die dem Verglimmen nahe war.

„Es ist nicht das allein", nahm sie ihr Wort wieder auf, „es sind auch die alten theuern Erinnerungen, die sich mir dabei beleben. Wir wohnten ja auch im Gebirge! Zwar nicht auf so schroffer einsamer Höhe, doch nahe dem höchsten Kamm des Erzgebirges, immer schon ansehnlich hoch auf den Vorbergen. Der Herbst kam früh, der Winter dauerte lang. Der Rücken des Erzgebirges deckte sich zeitig mit Schnee und das noch höhere Mittelgebirge, uns gegenüber, hüllte sich auch früh in die weißen Winterschleier.

So sandte uns West und Ost die kalten Schneestürme. Aber schon als Kind liebte ich diese dunkeln langen Abende, wo das Feuer auf dem Herde so freundlich aufflackerte, so behaglich knisterte. Der Vater kam dann von der Jagd heim; die Mutter empfing ihn mit irgend etwas Besserem als die gewöhnliche Kost. Glücklich in unserem kleinen Kreise, denn damals lebte auch mein Bruder noch, setzte sich der Vater dann zu uns und wußte so gut, so fromm zu sprechen, so viel zu erzählen, von den Erlebnissen früherer Jahre, von seinen Kriegszügen nach Italien, Ungarn, der Türkei, auch von den Abenteuern und Gefahren im Walde! Dabei fühlten wir uns so wohl in der heimlichen Stille der Hütte, im sichern Friedensaufenthalt!"

Ein leiser Seufzer hob ihre Brust. Sie schwieg. Auch die Gräfin und Thekla saßen in stummes Sinnen verloren. Alle Drei gedachten des Glücks friedlicher Stille, das der Mensch so leicht in seiner Leidenschaft verscherzt und so schwer wieder erringt!

„O erzähle uns noch etwas von jener Zeit, Therese", bat Thekla, „ich höre dir so gern zu!"

„Ja, Liebe, erheitere uns den schaurigen Abend", sprach auch Elisabeth, „durch diese freundlichen Bilder deiner Jugenderinnerungen."

„O es waren sehr einfache Zustände", begann Therese wieder, „aber doch so wohlthuende. — Zu Zeiten besuchte uns auch ein guter Nachbar; dann wurde das Gespräch noch traulicher. Am glücklichsten aber war ich, wenn Vater Nechodom uns an solchen Abenden aufsuchte. Dann war mir immer, als ob ein Heiliger in die Hütte trete. Xaver geleitete ihn stets, denn schon damals war sein Vater ein hochbetagter Greis; es dünkte mich stets, wenn sie kamen, als sähe ich den jungen Tobias in die Hütte treten mit sei-

nem alten Vater. — Ach, ich habe schöne Jugendtage durch ihn gelebt! Ihm verdanke ich das Unschätzbarste, die Pflege meiner Seele; die Kenntnisse, die wol gering sind, aber doch von anderen Jungfrauen in ähnlicher Lage wie ich niemals erworben werden. Er hatte mich schon, als ich noch ein Kind war, Lesen, Schreiben und das richtige Verständniß der böhmischen und deutschen Sprache und die Geschichte des Landes gelehrt. Manch ein treffliches frommes Buch, vor allem die Heilige Schrift, las ich unter seiner Leitung. Und wie würdig, wie lehrreich sprach er darüber. Ein wahrer Patriarch war der Greis Nechodom! Er blickte so sicher, so ruhig, so versöhnt über die unruhigen Wogen des Lebens hin! Seine Züge athmeten nur Frieden; er war wie das sanfte lichte Blau, das ruhig schwebt über den sturmgejagten schwarzen Wolken; das uns tröstet, auch wenn wir es nicht sehen, da wir wissen, es ist ewig unverändert."

„O wie beseligend, wie unentbehrlich ist ein solcher Trost, ein so vertrauender Glaube, in drohenden, sturmbewegten Zeiten wie die unsrigen", sprach die Gräfin mit einem halben Seufzer. Thekla hing mit unverwandtem Blick stumm an Theresens Lippe.

„Ja wol!" erwiderte diese. „Und für alle Zeiten", setzte sie hinzu!

Ein Augenblick der Stille trat ein; in tief bewegter Seele erwogen die Frauen den Ernst, die Schwere der Tage, die über ihrem Haupt hingen. — Ein hohl sausender Windstoß umkreiste den Thurm.

„Als ich, einige Jahre später", fuhr Therese fort, „schon die ernsten Ereignisse der Zeit zu verstehen begann, wurde ich oft ruhig, und Frieden und Vertrauen kam in meine Seele, wenn ich nur an den theuern Greis dachte.

Und besuchte er uns, setzte er sich zu uns an den großen, eichenen Tisch, wo der Vater ihm stets den Ehrenplatz auf dem altväterischen Sessel einräumte, so überkam mich's wahrhaft mit einem heiligenden Gefühl. Es dünkte mich, ich werde besser, empfinde reiner, edler in seiner Gegenwart; als fliehe jeder unlautere, leichtsinnige Gedanke scheu aus der Brust und Gott ziehe ein darin und erfülle sie mit seinem ewigen Trost, seiner Erhebung! Wenn dann draußen der Sturm brauste, der Schnee um die Fenster wirbelte, ach, in unserer Hütte und in meinem Herzen war es tiefer, seliger Frieden! — Das ist vorbei! Aber hier gemahnt es mich daran und meine Seele füllt sich mit wehmüthiger Sehnsucht!"

„Du hast eine eigene Gabe mir das Herz zu bewegen, Therese", sagte die Gräfin, die ihr gefesselt zugehört hatte.

„Ich?" lächelte sie. „O gnädigste Frau, Ihr hättet das Wort des Greises vernehmen sollen! Zumal wenn wir uns bei ihm versammelten zur Andacht, zur frommen Uebung unseres Glaubens! Es war das kein eigentlicher Gottesdienst, denn sein geistliches Amt übte der fromme Vater nicht mehr, seit er in unseren Bergen wohnte. Allein er las uns aus der Heiligen Schrift vor, oder aus anderen gottseligen Büchern, und knüpfte daran seine Betrachtungen. Auch die Legenden der Heiligen las er uns oft. Denn er hielt stets an dem Satz fest: «Wenn wir sie auch nicht anbeten, so sollen wir sie doch verehren, und ihre Bildnisse finden eine würdige Stelle in unsern Kirchen.» Ich besitze noch ein schönes Buch dieser Art, mit dem er mich beschenkte! — Es enthielt", setzte sie nach einer kleinen Pause mit etwas leiserer Stimme und mit einem eigenen Blick auf die Gräfin, der sich aus Ehrfurcht, Liebe und Freude mischte, hinzu: es enthielt die Geschichte der heiligen Elisabeth!"

„Hast du es hier? Du solltest uns daraus vorlesen", bat Thekla lebhaft. „Es würde so traut sein hier in dem unheimlichen Felsenthurm, unter dem Sturm draußen! Bitte, hole es!"

Thekla, die erregbarste der drei Frauen, sah so eigen bewegt aus, daß die Gräfin sich zu einem heitern Wort zwang. „Die heilige Elisabeth! O von der möchte ich wol hören!" sagte sie. „Ja, Therese, zaubere dir und uns die Zeit zurück, wo der junge Tobias in eure Hütte trat; sein Bild wird dir doch auch vorschweben!"

Therese erröthete und ein ganz leises, mehr wehmüthiges Lächeln schwebte über ihre Lippe.

„Horch, was ist das?" fuhr Thekla auf, da ein dumpfes Geräusch, eine schwer zuschlagende Thür von unten herauf sich hören ließ.

„Ich glaube es war das Schloßthor in der Ringmauer des Vorhofes, welches zuschlug!" sagte die Gräfin.

„Mir schien es auch so", bestätigte Therese.

„Zu so ungewöhnlicher Zeit! Wer könnte jetzt kommen oder das Schloß jetzt verlassen", sprach die Gräfin und stand unruhig auf.

Alle drei Frauen waren in ängstlicher Spannung. Seit dem Ueberfall waren sie begreiflicherweise äußerst besorglich. Sie lauschten auf. Es mußte ein Reiter eingetroffen sein, denn man hörte den dumpfhallenden Tritt eines Pferdes durch das Schloßthor und den Hufschlag auf dem Steinpflaster des Hofes. Auch vernahm man durch das Geräusch des Sturmes das mehrerer laut sprechenden männlichen Stimmen.

„Man kommt die Stiege herauf!" rief Thekla lebhaft. Ein schwerer, klirrender Schritt näherte sich dem Thurmgemach.

„Sollte es noch so spät ein Bote Thurn's sein. Ich kann es kaum denken, da er uns erst vor vier Tagen Botschaft gesendet hat", sprach die Gräfin, durch diese Möglichkeit so in Spannung, daß sie dem Kommenden entgegen der Thür zueilte. Indem sie dieselbe, auf welche der volle Schein des Feuers fiel, rasch öffnete, trat ihr ein Reiter entgegen, und in dem nämlichen Augenblick ertönte hinter ihr Theresens freudiger Ausruf: „Xaver!" Sie flog in seine Arme.

Die Freude über diese glückliche, ganz unverhoffte Auflösung der besorglichen Minute war unbeschreiblich. Für die Liebenden war es nach einer Trennung von fast drei Monden stürmischer Ereignisse und schwerer Sorge der erste selige Augenblick des Wiedersehens. Für Xaver der erste Hauch friedlicher, sanfter Empfindungen und Begrüßungen, der sein warmes Herz berührte, das so lange einsam und freudlos nur gegen den kalten Eisenpanzer geschlagen hatte.

„O vergebt, gnädigste Gräfin", begann er endlich, „daß ich so meiner Freude freien Lauf lasse; aber das Gefühl des Glücks nach so langen finstern Tagen überwältigt mich ganz!"

Elisabeth lächelte und ließ ihm ihre Hand, die er genommen hatte, freundlich zum Kuß.

„Ich habe auch eine Botschaft an Euch, gnädigste Gräfin", sagte Xaver, „und Aufträge, die Euch willkommen sein werden und mein größtes Glück bilden. — Graf Thurn sendet mich, um Euch von hier nach Schloß Karlsstein zu führen!"

„Nach Karlsstein? Unter Eurem Geleit?" rief die Gräfin lebhaft, und Thekla und Therese theilten die freudige Bewegung. „Das ist mir wirklich sehr willkommen! — Ich glaubte hier, in weiter Entfernung und Einsamkeit den

quälenden Unruhen über die wechselvollen Ereignisse des Tages zu entgehen; aber mich dünkt jetzt, die Trennung vergrößert Angst und Besorgniß! So nahe an Prag werde ich auch allen Begebenheiten näher sein, sie richtiger erkennen. Und gewiß bin ich auch mit Thurn selbst mehr in Verbindung."

„O gewiß", versetzte Xaver lebhaft; „der Herr Graf", setzte er in bescheidener Haltung hinzu, „hatte diese Burg hier auch nur im Anfang gewählt, wo man noch nicht wissen konnte, welche Wendung die Ereignisse in Böhmen selbst nehmen würden. Die nahe Grenze Sachsens bot für den äußersten Fall eine Zuflucht dar. Doch seit dem nichtswürdigen Ueberfall scheut der Graf gerade die Nähe der Grenze, weil diese allein ein solches Unternehmen möglich macht, indem sie den Helfershelfern die schnelle Zuflucht öffnet."

Er drückte dabei Theresens Hand und sah sie mit einem innigen Blick an, der zu sagen schien: „Welchen Gefahren bist du entronnen!"

Xaver mußte sich jetzt zu den Frauen setzen. Therese sorgte für seine Behaglichkeit mit dem Eifer der Liebe, der den Frauen so schön steht. Sie nahm ihm den Helm, den Mantel ab, rückte ihm den Sessel an die behaglich lodernde Flamme. Die Gräfin und Thekla kamen ihr freundlich dabei zu Hülfe. So verschwand die anfängliche Verlegenheit des jungen Kriegsmannes bald und das Gespräch floß leicht dahin.

Xaver erzählte zuerst, daß der Graf Thurn ihm seinen jetzigen Auftrag in der Freude über den glücklichen Ausgang seiner Sendung an den Grafen Mansfeld, gewissermaßen als Belohnung ertheilt habe. Dann schilderte er diesen Krieger, den die Frauen nur dem Ruf nach kannten,

und das mancherlei Merkwürdige und Seltsame, was er auf der Reise erfahren. „Er wird uns", schloß er, „mächtige Hülfe leisten, denn ein eiserner Kriegsmann und Feldherr scheint er mir zu sein und solcher Leute werden wir jetzt bedürfen!"

„Wird der Krieg denn jetzt unvermeidlich sein?" fragte die Gräfin. „Thurn hat mir in der jüngsten Zeit, wenn er schrieb, von Geschäften überdrängt, nur die flüchtigsten Mittheilungen gemacht. Könntet Ihr uns nicht Genaueres berichten?"

„Der Herr Graf hat mich sogar dazu beauftragt", erwiderte Xaver.

„O so thut es", sagte Elisabeth im Ton dringender Bitte; „die Sorge um Böhmens Zukunft bleibt doch die schwerste, die hier auf uns lastet!"

„Für Alle und überall", antwortete Xaver. „Es ist nun so weit, denke ich, daß wir nur mit den Waffen unsere Rechte erkämpfen können. Noch jüngst zwar waren in Prag Viele der Meinung, es werde ein friedlicher Ausgang eintreten! Jetzt nicht mehr!"

„Und weshalb jetzt nicht mehr?" fragte Elisabeth.

„Weil nach den zuletzt eingetroffenen Nachrichten aus Wien der König Ferdinand die ganze Herrschaft über den Kaiser gewonnen hat. — Als ich in Prag eintraf, von meiner Sendung zum Grafen Mansfeld, war Alles in großer Bewegung. Der Kaiser hatte ein friedlich lautendes Schreiben erlassen, dem Viele Glauben schenkten — der Graf Thurn nicht! Er meinte, es seien sicherere Bürgschaften als bloße Versprechungen nöthig, auch war der Hauptstreitpunkt wegen unseres Rechtes, uns Kirchen zu erbauen, immer noch unentschieden gelassen. Es traten dem Herrn Grafen auch so Viele unter den Ständen und Di-

rectoren bei, daß diese den Beschluß faßten, die Waffen nicht wegzulegen, bis Bürgschaften gegeben würden für die Erfüllung der Versprechungen."

„Das hat mir Thurn selbst noch geschrieben", versetzte die Gräfin. „Dies Alles geschah in Bezug auf das letzte Schreiben des Kaisers, vom 28. Junius, aus Wien."

„Ja ich glaube von diesem Tage war es", antwortete Xaver. „Auf die Klage der Directoren, daß der Kaiser noch mehr fremdes Kriegsvolk werbe, hatte er erwidert: «Seine Mannschaften, aus deutschen Ländern geworben, könnten wir nicht fremde nennen. Wir hätten überdies den Krieg begonnen; er wolle nur Frieden und Recht; aber er könne nicht offenen Ungehorsam dulden und müsse die Unschuldigen schützen!»"

„Welche Unschuldigen?" fragte Thekla unbefangen.

„Unter den Unschuldigen versteht er Slawata, Martiniz, den Erzbischof von Prag, den Abt zu Braunau, Selender von Prossowitz, und alle Die, von denen das Unheil über uns ausgegangen ist", entgegnete Xaver bitter.

„O diese Unschuldigen!" rief Therese mit schmerzvollem Unwillen.

„Trotz alle Dem", fuhr Xaver fort, „wollten die Directoren und Stände es noch einmal versuchen, gütliche Wege zu gehen, und schrieben nach allgemeinem Beschluß am jüngst vergangenen 19. Julius offen und ehrlich nach Wien: der Friede werde leicht hergestellt sein, wenn der Kaiser wirklich unsere Rechte nicht verletzen, sondern sicherstellen wolle. «Wir sind ihm getreuer», lautete es in dem Briefe, den ich beim Herrn Grafen in der Abschrift selbst gelesen, «und inniger zugethan als die schlechten Statthalter, die er uns gesendet. Diese haben nur ihre Eigenliebe und ihren Ehrgeiz, ihren Haß und ihre Leidenschaft auf

Kosten des Vaterlandes und des Kaisers selbst befriedigt!»"

„Wenn das der gütige Kaiser Mathias so recht einsehen möchte!" seufzte Elisabeth.

„Es heißt ferner in dem Schreiben", berichtete Xaver weiter, «daß unsere böhmischen Angelegenheiten nur durch Berathungen der Böhmen selbst geordnet werden könnten!»"

„Wie dürfte es anders sein", sagte die Gräfin dazwischen.

„Es wird dem Kaiser dringlich vorgestellt, daß die Einführung österreichischer, deutscher und ungarischer Völker in unser Land sogar wider den Eid sei, den er uns bei der Krönung zum Könige von Böhmen geleistet habe. «So müßten wir denn», heißt es wörtlich, «darauf bestehen, daß Se. Majestät nur mit ungewaffneter Hand zu uns komme, oder seine Bevollmächtigten sende. Dann würden wir diesen, oder Sr. Majestät selbst in Ehrfurcht und echter Treue, in Wahrheit und bescheidentlich darthun, wie schweres Unrecht uns geschehen und wie sehr wir im Recht gewesen, uns endlich, da alle andern Mittel vergeblich, selbst Hülfe zu schaffen!»"

„Und auf so ehrfurchtsvolle, friedliche Vorstellung hat der Kaiser nicht gütig und versöhnlich geantwortet?" fragte Thekla.

„Nein!" erwiderte Xaver finster.

„Und wie lautete die Antwort?" fragte die Gräfin Thurn.

„Gestattet, edle Frau, daß ich Euch Alles in der Ordnung berichte, wie es sich ereignete", bat Xaver. „Der Herr Graf von Thurn und viele andere edle Herren hatten dies vorausgesagt. Sie hatten auch ihre Stimmen zu dem Schreiben der Directoren nur unter der unerläßlichen Bedingung gegeben, daß man nicht, wie der Kaiser verlangte, zuerst die Waffen niederlege, sondern gerüstet bleibe.

Und um so mehr, als von allen Seiten Kunde einging, daß der Kaiser aufs eifrigste selbst rüsten lasse. Wir wußten, daß zwei Heere gegen Böhmen anrücken sollten, daß sie den berühmten niederländischen General, den Grafen Boucquoi, in Dienst genommen, daß der König von Spanien ihm Beistand zugesagt und schon große Summen Geldes geschickt hatte. Dennoch hegten Viele noch Hoffnung, und der Graf selbst sagte oft: «Ließe man den Kaiser frei gewähren, wir kämen doch noch zur gütlichen Ausgleichung!» Denn es war auch darüber manche Nachricht eingegangen, daß der Kaiser Mathias sich gegen die rachsüchtigen und fanatischen Eiferer sträube, die offen und insgeheim, zu Wien und überall her, das Feuer nur anbliesen. Ingleichen vernahm man, daß der Minister, Cardinal Clesel, ebenfalls zum Frieden rathe. So erwarteten Viele mit Gewißheit und Alle doch mit einem Schimmer von Hoffnung eine milde Antwort. Da erhielt der Graf eine Nachricht, durch die jede Hoffnung zusammenstürzte."

„Und welche?" fragten die Frauen zugleich.

„Daß der König Ferdinand mit seinem Oheim, dem Erzherzog Max, in offener Gewaltthat gegen den alten kranken Kaiser aufgetreten seien!"

„Ist's möglich!" rief die Gräfin dazwischen.

„Daß König Ferdinand den Cardinal Clesel mit gewaffneter Hand, ohne Wissen und Erlaubniß des Kaisers gefänglich habe wegführen lassen, nach Schloß Ambras in Tirol, und nun das Feld allein beherrsche!"

„Wie?" rief Therese glühend vor Eifer, „das hätten sie sich unterfangen? Diese Männer der Kirche haben sich das gestattet gegen einen Priester? Diese Diener des Kaisers gegen ihren Herrn und ihr Haupt? Das that der jüngere Bruder gegen den ältern, der Neffe gegen

den Oheim? Ist das ihre Treue, ihr Gehorsam, ihre mit prahlerischen Worten verkündete christliche Demuth gegen die Kirche und ihre Oberhäupter? Wer sind nun die Aufrührer, wir oder sie? O sagt uns nur noch, daß in Euren Worten Wahrheit sei!"

„Wohl fühlst du es richtig meine Therese", antwortete Xaver. „Das thun sie gegen ihren Kaiser, gegen ihren eigenen höchsten Priester und den ersten Minister, der den Kaiser vertritt! Uns aber machen sie es zum schwersten Verbrechen, daß wir Männer viel geringerer Stellung mit Gewalt von uns stießen, die des Kaisers Recht aufs äußerste misbrauchten, die uns mit dem Schwert verfolgten, ihre Meuten wüthender Hunde auf uns hetzten! Wir sind strafwürdige Aufrührer, weil wir uns wehren, diese Bedrücker wieder aufzunehmen, sie neu einzusetzen als unsere Peiniger, jetzt wo sie zu dem alten Haß noch den neuen Ingrimm der Rache fügen würden?"

„Erzählt in der Ordnung weiter, lieber Xaver", bat die Gräfin; „was geschah nunmehr? Ihr erwähntet noch einer Antwort des Kaisers?"

„Sie traf zwei Tage vor meiner Abreise hierher ein. Der Graf hatte wohl gewußt, wie sie ausfallen würde, denn er hatte zu dem Generalwachtmeister Colon von Fels gesagt: «Nun wollen wir uns zur Schlacht fertig machen, denn mit König Ferdinand können wir keinen Frieden haben!» Und so war es. Der Brief des Kaisers, oder wie man jetzt annehmen muß, der des Königs Ferdinand von Ungarn, da des Kaisers Wille nichts mehr gilt, schlug alle Versöhnungsschritte ab, schon durch das einzige Wort, daß es darin heißt, unsere Beschwer über die Zerstörung unserer Kirche zu Klostergrab sei unbegründet."

„Unbegründet!" rief Therese, und eine edle Thräne des

Zorns blitzte in ihren Augen; „also auch unser Hülfsschrei über die Ermordung deines Vaters unbegründet! . . . . . Hilf Du uns, göttliche Gerechtigkeit!“ Und sie hob flehend die Arme empor.

„Sie wird uns helfen durch unsere eigene Kraft, unsern eigenen Muth“, erwiderte Xaver, indem er Thereſe beruhigend an sich zog.

„Also wirklich? Das hat des Kaisers Schreiben erklärt? In klaren, scharfen Worten erklärt?“ fragte die Gräfin Thurn.

„So ist es! Vom letzten Tage des Julius ist der Brief! Zehn Tage zuvor, am 20., hatten sie, wie jetzt allgemein kund geworden, den Cardinal Clesel gewaltsam fortgeführt! Natürlich geht nunmehr Alles von dem König Ferdinand aus! Und wie er denkt, wissen wir hinlänglich!“

„Ich bin noch wie erstarrt über diese Wendung der Ereigniſſe“, sagte die Gräfin nach einer Pause, „sie ist mir immer noch ganz unglaublich, steht wie eine Unmöglichkeit vor mir!“

„Es ist unzweifelhaft wahr! So wahr wie die Worte des kaiserlichen Briefes, die da sagen, daß wir die Rechte falsch deuten, die der Majestätsbrief Kaiser Rudolf's uns ertheilt hat. Nur die Stände und Städte, nicht aber die Unterthanen, am wenigsten die geistlicher Herren, dürfen Kirchen bauen!“

„Sie müssen also glauben“, rief Thereſe, und ihr dunkles Auge blitzte, „was der Herr ihnen vorschreibt! Sonst schlägt sich der Zahn des wüthenden Hundes in ihr Fleisch. O Nechodom! Greiser, ehrwürdiger Vater! Der sterbende Hauch deines Mundes war Friede, Versöhnung! Lehre uns aber jetzt, wie sollen wir Friede halten mit Diesen!“

Sie brach in Thränen aus. Thekla war weinend an die Brust ihrer Mutter gesunken. Tiefe Stille herrschte in dem Gemach.

Xaver legte sanft den Arm um Thereſe und sprach tief bewegt: „Faſſe Muth, meine Thereſe! Wir werden ihnen nicht geduldig den Nacken beugen, um den Hieb ihres Schwertes oder das schmachvolle Joch zu empfangen! — Das war nicht der Sinn der Worte, die von der erbleichenden Lippe des Vaters tönten. So wie du, rief auch unſer edler Graf: «Lehrt uns Friede halten mit Dieſen! Ich wußte längſt, daß es ſo ſtehe. Deshalb war ich für den Kampf. Ich wollte den Krieg, weil ich den wirklichen Frieden wollte.»“

„Und was iſt auf dieſe letzte Kundgebung des Kaiſers geſchehen?“ fragte Eliſabeth ſich zuſammenraffend.

„Jetzt wird nur durch die That geantwortet“, erwiderte Xaver. „Es ſind Schreiben an unſere Nachbarn in Schleſien und in der Lauſitz ergangen, unſerm Beiſpiel zu folgen und mit verſtärkten Mannſchaften zu uns zu ſtoßen. Da wir die Gewißheit haben, daß der Graf Mansfeld in böhmiſche Dienſte zu treten bereit iſt, ſoll er nun durch die Directoren im Namen ihres Schutzamtes über Böhmen dazu geworben werden. An alle Fürſten Deutſchlands werden die Rechtfertigungsſchriften über unſer Verfahren geſandt; an die der proteſtantiſchen Union Bitte um Hülfe. Zumal an ihr Haupt, den Kurfürſten von der Pfalz. Ihm ſollen, heißt es, beſondere Abgeordnete zugeſandt werden, um dem edlen Herrn die Lage der Dinge ganz getreu darzuſtellen und ſein Herz zu bewegen, uns, als ſo nahe Glaubensbrüder, nicht in der Noth zu verlaſſen.“

„Ja, Kurfürſt Friedrich der Fünfte iſt ein edler Herr, voll jugendlichen Eifers für alles Schöne und Würdige und

ief entzündet für die Wahrheit der protestantischen Lehre", antwortete die Gräfin. „Es ist mir ein großer Trost, daß man sich an ihn wendet; selbst daß er der calvinistischen Lehre anhängt, macht mich nicht besorgt. Denn wie sie auch in Manchem abweiche von Luther's und von unsern Glaubenssätzen, Alle sind wir doch einig und müssen es sein in gemeinsamer inniger Brüderlichkeit, wo es gilt, dem harten Drang und Joch der römischen Kirche zu widerstreben!"

„Das ist auch unser Aller Hoffnung", erwiderte Xaver. „Dafür regen sich Aller Kräfte. Dem Aufruf, der zu den Waffen fordert, folgen sie jetzt freudig. Sie drängen sich zum Kampf, Landleute und Bürger. Jeder strebt, das Wackerste zu leisten, das Theuerste hinzugeben. Die edelsten Männer alle voran. Der Herr Kanzler Wenzel von Budowa, der Herr Rath Dworschetzki von Olbramowitz, Herr Procurator Martin Frühwein und der Director des Carolinums, Herr Jessenius von Jessen, der aus der Gefangenschaft zu Wien ausgewechselt worden und seit etlichen Wochen in Prag zurück ist, arbeiten die Nächte hindurch an allen den Staatsschriften. Ihnen zu Hülfe ist der Graf von Harrant aus dem Lager von Budweis nach Prag gekommen. Selbst der ehrwürdige Greis, Herr Caplicz von Sulewitz, erscheint täglich im Rath und arbeitet eifrig wie die jüngsten Herren. «Ich habe nur noch wenige Tage zu hoffen», sagte er neulich lächelnd in meinem Beisein zum Grafen Thurn, der ihn ermahnte, sich doch zu schonen mit Arbeit, «da darf kein Augenblick verloren gehen.»"

„Und wie habt Ihr den Grafen Thurn verlassen, lieber Xaver", fragte Elisabeth. „Ihr habt uns von seinem eigenen Thun noch nicht berichtet!"

„Der Graf ist die Seele des Ganzen", begann Xaver

feurig; „sein Wort, seine Thaten leiten Alles. Er ist zugleich in Prag und vor Budweis, heut im Rath, morgen im Kampf!“

„Thurn ist zu unternehmend“, sagte Elisabeth besorglich. „In welche Wirbel wird er jetzt gerissen! — Wie gerecht unsere Sache sei, sie ist eine schwere Schickung, eine herzzerreißende Trübsal, die über die Völker kommt! — Und der Ausgang, wird er ein glücklicher sein?“

„Wir dürfen es freudig hoffen“, antwortete Xaver. „Noch ein mächtiger Fürst, ein tapferes Volk werden sich, so hoffen wir, außer Denen, die ich Euch genannt, uns anschließen. Der Fürst von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, und die Völker Ungarns. Die Unterhandlungen, die Herr Jessenius gepflogen, geben die sichere Hoffnung dazu!“

„Ihm mußten sie auch vor Allen glauben“, erwiderte die Gräfin. „Er selbst ist ja ein Ungar. Er war schon öfters dort in Böhmens Angelegenheiten!“

„Er wird auch jetzt wieder dahin gehen“, erwiderte Xaver. „Doch auf großen Umwegen, durch Schlesien und ganz in der Stille, damit man in Wien nichts davon ahne.“

„Gott beschütze ihn und segne sein Thun!“ sprach die Gräfin mit gen Himmel gewandtem Blick.

„Er wird uns nicht verlassen, meine Mutter!“ rief Thekla mit hellen Thränen in ihren schönen jugendlichen Augen und küßte sie in zärtlicher Umarmung.

Die Stille tiefster, innerster Bewegung trat ein.

Therese lehnte sich an Xaver's Brust. Sie war selig beglückt durch seine Gegenwart. Die unruhigen Wogen, die in ihrer Brust wallten, besänftigten sich am Herzen des Geliebten, der ihr mit leisem Kuß den Hauch des Seufzers von der Lippe nahm.

Fünfunddreißigstes Capitel.

Ein heiterer Morgen war der regnichten Sturmnacht gefolgt. Noch bevor die Sonne sich erhob, standen die Pferde der Frauen gesattelt auf dem Hofe der Burg; zwei Diener, die zwei bepackte Saumrosse an die Hand nehmen sollten, und Xaver machten die Begleitung des Zuges aus. Er war zur Gräfin hinaufgegangen, um sie zu benachrichtigen, daß Alles zur Reise bereit sei.

Therese, gleichfalls schon reisefertig, begrüßte ihn zuerst; sie führte ihn in das kleine Thurmgemach, wo er gestern die Frauen getroffen, während sie selbst in das Schlafgemach Elisabeth's und Thekla's ging, um diesen noch die letzten kleinen Hülfsdienste zu leisten.

Jetzt erst hatte Xaver Gelegenheit, die wunderbare Lage des Schlosses, das er zuvor nicht gekannt und gestern im tiefen Dunkel zuerst betreten, ganz zu überschauen. Das in der höchsten Thurmzinne belegene Gemach gewährte nach drei Seiten den Blick über das verschlungene Gewebe der Thäler. Die Morgenröthe umflammte den östlichen Himmel. Die Gipfel der waldgekrönten Berge ragten stolz in das lichte Purpur- und Goldmeer der Lüfte empor. In den Thälern lag noch schattiges Dunkel. Der purpurblitzende Strom der Elbe zog im weiten Bogen, das Gebiet um das Schloß im Halbkreis einschließend, dahin. Westwärts erhob sich dunkles Gebirge; eine majestätische Waldkuppe stieg weit über die andern Berghäupter empor. Der Fuß lag in tiefem, düstrem Schatten. Der Gipfel schimmerte röthlich im Abglanz des Morgenhimmels. Es war der

Rosenberg, der König dieser Berggehege, der sein Haupt so stolz, mit der goldenen Krone des Morgens geschmückt, aufrichtete. Die wilde, wunderbare Schönheit der Landschaft schwellte Xaver's für alles Edle in Natur und Leben tief empfängliches Herz mit andachtvoller Erhebung. Er trat dicht an eines der Fenster und öffnete es; jetzt fiel sein Blick auch unmittelbar in die Tiefe vor ihm. Ein Schauer durchrieselte ihn bei dem plötzlichen Anblick. Thurmtief, steil gespalten, wild zerklüftet, senkten sich Gemäuer und Felswand unter ihm in den Abgrund. Es schien fast als schwebe der Thurm frei in Lüften, sowenig war Grund und Boden unter ihm wahrzunehmen; gleich dem Horst des Adlers auf überragender Klippe hing er über dem Abgrund. Von allen Seiten die Abstürze der jähen Tiefe. Weit darunter, an halber Felshöhe, streifte der Flug der kleinen Vögel hin, der wilden Bergtaube, die über den Klüften schwebend ihr Nest umflatterte, der Schwalbe, die pfeilschnell hin und wieder strich. Ein heiserer Ton über Xaver's Haupt bewirkte, daß er den Blick nach oben wandte. Raben umkreisten das Spitzdach des Thurms und hoch über ihnen, in den blauen Lüften verloren, schwebte ein Weih mit breit ausgespannten Flügeln, die im ersten Gold der Sonne glänzten, welche sich jetzt am Rande des Gebirges erhob. Leichtes, schleierartiges Gewölk zog wie Silberrauch durch den blauen Himmel und der Blick verlor sich ebenso in die unermeßliche Höhe wie in die schwindelnde Tiefe.

„Nun, Xaver?" weckte eine liebliche Stimme den in den Anblick Versunkenen aus seinen Betrachtungen; es war Therese, die hinter ihm stand und die Hand sanft auf seine Schulter legte. Als er sich umwandte, trat auch schon die Gräfin in Reisekleidern ins Gemach und redete ihn lächelnd an: „Guten Morgen, junger Freund! Wir sind bereit

die Reise unter dem Geleit und Schutz Eures tapfern Armes anzutreten."

Erröthend, ehrerbietig verbeugte sich Xaver und erwiderte den Morgengruß. „Die Pferde stehen gesattelt im Burghof, gnädigste Gräfin", fügte er hinzu.

„So wollen wir denn aufbrechen", sagte sie und ging der Thür zu. Die enge, gewundene Thurmtreppe mußten sie einzeln hinabsteigen. Xaver eilte voran, um unten sogleich selbst der Gräfin das Roß vorführen zu können und ihr die ritterlichen Dienste beim Aufsteigen zu leisten. Nach wenigen Minuten ertönten die Hufe ihrer Pferde im Burgthor und der Zug wand sich auf dem schmalen Fußpfad, der Felsen und Burg umsäumt, ins Thal hinab.

Der Weg nach Prag führte dem Ufer des Elbstroms folgend, zunächst nach Aussig. Der heitere Morgen strömte wieder Frische und Hoffnung in die Brust der Frauen, und die düstren Wogen des Lebens, auf die sie gestern so besorgt hinblickten, wallten heut in sanfterem Wellenschlag. Ueberdies, die Gegenwart und nächste Zukunft war für Alle eine glückliche! Sie wandten also das Auge ab von Dem, was die Nebel der Ferne verhüllten und nur in unbestimmten Umrissen ahnen ließ, um sich dem wohlthuenden Eindruck Dessen zu überlassen, was ihnen die nächsten Stunden und Tage bereiteten.

Therese und Xaver hielten ihre Pferde etwas zurück; die Gräfin in ihrem zarten Sinn trug Sorge, daß diese vertrauliche Absonderung ihnen nicht gestört werde.

Der Reiz der Landschaft, der milde, sonnige Tag, die kleinen anregenden Ereignisse der Reise erhöhten das süße Glück dieser so schnell vorüberrauschenden Augenblicke. — Es war ja nur ein flüchtiger Regenbogen auf dem wetterschweren Hintergrunde der düstren Zeit!

Nach einigen Stunden hatten die Reisenden Aussig erreicht; der Marienberg mit seiner Kapelle jenseit der Elbe, dicht an der Stadt, war schon lange der Hauptaugenpunkt gewesen, welcher ihre Blicke fesselte. Sein felsiger Absturz senkte sich schroff in den Strom hinunter; nur ein schmaler Fußpfad führte unter dem Fels dahin; über demselben schmückte er sich mit dem lichten Grün der Rebe, die das edelste Erzeugniß der Traube reift, welches Böhmen hervorbringt. Auf einer Fähre setzten sie mit den Pferden über die Elbe, durchritten das Städtchen und schlugen von dort die Straße landeinwärts ein, das Erzgebirge entlang, dessen hoher, waldiger Kamm ihnen zur Rechten blieb, während eine reiche, blühende Landschaft, gesegnet durch Korn und Obst, geschmückt durch das frischeste Grün der Wiesen und Wälder, sie umgab.

Therese wurde von süßschmerzlicher Wehmuth ergriffen, als sie die blauen Häupter der beiden Mileschau zur Linken hinter den nähern Bergen aufsteigen sah. „Sieh dort hinüber, Xaver", sagte sie zu ihm und deutete mit der Hand dahin; „o wie erneuet sich das Bild der Vergangenheit und das Gefühl der Jugend und Kindheit mir beim Anblick dieser blauen, stolzen Berge! Ach, als ich das letzte mal an Vater Nechodom's Seite vor Eurem Hause saß, hing sein freundliches, blaues Auge auch an ihnen! Damals deckte sie noch der Schnee mit lichten Streifen. Er sollte ihn nicht schmelzen sehen!"

Therese verlor sich in sinnende Betrachtung. Die Gräfin Thurn sah sich nach ihr und Xaver um. Dieser sprengte zu ihr heran, um sie zu fragen, ob sie irgendetwas begehre. „O nein", sagte sie freundlich, „ich gedachte nur eurer, die ihr hier so nahe an eure Heimat streift. Dort hinüber muß doch Klostergrab liegen?"

„Ja wol", erwiderte Xaver. „Am Abhang jener blauen, waldigen Bergrücken, die sich hier rechts hinunterziehen. Bei der leichten Einsattelung des Kamms senkt sich das Thal hinab, an dessen Ausgang das Städtchen liegt. Und jene Waldberge dicht davor, hierher nach uns zu, sind es, wo wir unsern Wohnsitz hatten. Doch nur, wer die Gegend so genau kennt wie ich, kann in dieser Ferne die Linien unterscheiden!"

„Ich kann mir denken, wie der Anblick Euch bewegt", entgegnete die Gräfin.

Man schlug jetzt einen kürzern Seitenpfad, quer über Feld nach Lowositz ein, wo die Gräfin Wagen und Pferde vorfinden sollte, um den Weg nach Prag, auf der dort bessern Straße, fahrend zurückzulegen. Sie ritten unter dem alten Schloß bei Teplitz hin, das, jetzt eine Ruine, in jener Zeit noch wohl befestigt und bemannt war. Der Weg gewann dann wieder die größere Straße, zog sich aber fortdauernd und zuweilen ziemlich steil, bergauf, bis auf den Kamm des Mittelgebirges, wo er dicht am Fuße des großen Mileschau hinstreifte. Sie erreichten die Höhe gegen Mittag und zwei Stunden später das von Weinbergen umgebene, am jenseitigen Abhang gelegene Lowositz. Hier stand der bequeme, aber schwerfällige Reisewagen der Gräfin schon bereit, und da er Raum genug bot, lud sie Xaver ein, zu ihnen einzusitzen. Die Pferde wurden den Dienern übergeben, um in zwei Tagereisen nach Prag geführt zu werden, während die Gräfin mittels bereit gehaltener Pferde die Reise noch bis zum Einbruch der Nacht fortsetzte und andern Mittags bereits in Prag eintraf.

Mit eigenthümlichen Gefühlen fuhren sie Alle in die Stadt ein, die sie jüngst unter so schwer bedeutungsvollen Verhältnissen betreten und verlassen. Die Straße, welche

sie jetzt eingeschlagen hatten, führte sie indeß nicht über den Hradschin hinein, sodaß sie des majestätischen Anblicks, die Altstadt zu ihren Füßen ausgebreitet zu sehen, entbehrten. Durch die Altstadt selbst nahmen sie den Weg, über die Moldaubrücke nach der Kleinseite, zu Thurn's Hause.

Alles in der Stadt zeigte von großen Bewegungen im Innern und Aeußern. Man sah bewaffnete Schaaren aller Kriegerarten durch die Straßen ziehen; am großen Ring der Altstadt begegneten die Reisenden einigen schweren Geschützen, die ihren Weg nach dem Roßmarkt nahmen, um durch das Roßthor nach Budweis abzugehen. Die Brücke war ihnen eine Zeit lang gesperrt, weil soeben eine Abtheilung böhmischer Reiter, die von der Kleinseite herüber rückten, durch das Brückenthor ritt.

Mit einem Gefühl, das wechselnd zwischen einem Schauer vor der Vergangenheit und der Hoffnung für die Zukunft schwankte, blickte die Gräfin, als der Wagen langsam über die Brücke fuhr, hinüber nach dem verhängnißvollen Theile des Schlosses, wo die erste Gewaltthat geschehen war. Therese saß mit Xaver rückwärts; sie hätte sich umwenden müssen, um die Stelle zu sehen; so machten Beide, im leisen Gespräch miteinander vertieft, die Fahrt in ungestörter Unbefangenheit. Bald erreichten sie den Palast.

Die Diener sprangen der ankommenden Gebieterin eilfertig entgegen und öffneten den Wagenschlag. Die Gräfin hatte aber kaum den Fuß auf den Boden gesetzt, als auch schon Thurn herabkam und sie und Thekla in seine Arme schloß. Mit Wohlwollen wandte er sich auch zu Theresen und Xaver. „Ihr kommt noch gerade zur rechten Zeit", sagte er zu diesen, „denn noch heut muß ich Prag verlassen, und ich habe zuvor Manches mit dir abzuthun,

Xaver. Dein Vater, Thereſe, iſt oben bei mir; ihr werdet euch ſogleich ſehen."

Unter dieſen Worten, die Thurn mit einer ſeltſam geheimnißvollen, doch heitern Miene an Xaver und Thereſe richtete, ſchritten ſie die Treppe hinauf. Sie gingen durch einige Gemächer und Säle, bis in das Arbeitszimmer des Grafen. „Da ſind ſie", rief er im Eintreten; und im nämlichen Augenblick umarmte Wolodna ſeine Tochter.

„Meine liebe Eliſabeth", begann Thurn, während ſich Jene begrüßten, „deines Bleibens hier wird nicht lange ſein. Um ſo eifriger müſſen wir die Zeit nutzen." Er führte bei dieſen Worten die Gräfin und Thekla auf die andere Seite des Gemaches und ſetzte ſich mit ihnen.

„Seit zwei Stunden ſind uns die wichtigſten Botſchaften zugegangen, weshalb ich alle meine Plane ändern mußte", begann Thurn. „Ich gedachte einige Tage hier mit euch zu verweilen und euch dann ſelbſt nach Karlsſtein zu bringen, wo du in Sicherheit und Ruhe wohnen wirſt, ſoweit dieſe Zeiten ſie irgend geſtatten. Jetzt aber muß ich Prag in wenigen Stunden verlaſſen und ich denke, es wird euch lieb ſein, daß ihr gleichzeitig mit mir auch dahin abreiſet, wo ihr euren bleibenden Aufenthalt haben werdet."

„Drängen die Kriegsereigniſſe ſo?" fragte die Gräfin. „Iſt der Kampf unvermeidlich?"

„Ich glaube er iſt unvermeidlich; und jetzt iſt kein Augenblick zu verlieren. Denn das kaiſerliche Heer unter Dampierre iſt nun wirklich in Böhmen eingerückt und rückt gegen Biſtritz vor. Wir müſſen uns ihm auf der Stelle entgegenwerfen. Denn gelänge es den Kaiſerlichen, dort feſten Fuß zu faſſen oder gar bis zur Hauptſtadt vorzudringen, ſo würde die Unzuverläſſigkeit der Geſinnung

Vieler ihnen zu Hülfe kommen und dadurch die Treue und der Muth der Unsrigen eingeschüchtert werden. Ein kühner, siegreicher Schlag dagegen, den ich zu thun hoffe, führt uns rasch auf den Gipfel und wendet alle Hoffnungen und Herzen zu uns!"

„Wir sahen viele Truppenbewegungen in der Stadt", erwiderte die Gräfin fragend, „hängen sie mit diesen Ereignissen zusammen?"

„Allerdings. Was ich irgend dem kaiserlichen Heere entgegenwerfen kann, hat auf der Stelle Befehl zum Aufbruch erhalten. Morgen Mittag spätestens werde ich selbst von Budweis mit ansehnlicher Macht abrücken. Deshalb heute die dringendste Eile. Dennoch habe ich einige Stunden für dich und für unsere Freunde."

Er gab ihr bei diesen letzten Worten einen Wink mit den Augen nach Theresen hinüber, die an der entgegengesetzten Seite des Gemachs mit ihrem Vater und Xaver im traulichen Gespräche war.

„Der alte, getreue Wolodna nämlich", sprach Thurn leise, „hat mir schon längst zu verstehen gegeben, und endlich gestern den offenen Wunsch ausgesprochen, daß Therese und Xaver ihr Ehebündniß jetzt schließen möchten. Er hat Recht. Die Zeiten sind rauh; Frauen bedürfen des Schutzes, den besten gewährt der Gatte, dem die Frau überall hin folgen, jede Lage mit ihm theilen kann. Wir beschlossen daher, die jungen Leute mit der Nachricht, daß sie ihren Bund fürs Leben jetzt schließen können, zu überraschen. Deshalb sandte ich Xaver, um euch und zugleich mit euch seine Braut hierher zu holen. Wir hätten dieser Feier mehr Muße gewidmet, doch die plötzliche Wendung der Kriegsereignisse macht es unmöglich. Trotzdem sind Wolodna und ich der Meinung, daß wir bei dem Beschluß beharren;

und die Zustimmung der Verlobten, denke ich", setzte er lächelnd hinzu, „wird uns nicht fehlen."

„Sie wissen noch nichts von ihrem nahen Glück?" fragte die Gräfin mit einem gerührten Blick hinüber zu Xaver und Therese.

„Kein Wort. Wolodna hat mir versprochen, daß ich der Ueberbringer der Botschaft sein sollte."

„Laß es mich sein, Thurn!" bat die Gräfin. „Ein zartes, weibliches Herz, wie es Therese trotz ihres männlichen Muthes, ihrer Entschlossenheit und oft begeisterten Kraft, besitzt, erfährt diese Botschaft gewiß am liebsten von weiblichem Munde. Erst muß es Therese allein erfahren. Wir nehmen sie mit hinüber in unsere Zimmer; bald führen wir die geschmückte Braut dem Bräutigam entgegen."

„Ja, bester Vater, laß es uns so einrichten", bat Thekla von inniger Freude bewegt.

„Wie ihr es meint und wünscht. Die Anstalten zur Vermählung sind bereits von mir getroffen. In der neuen Salvatorkirche wird das Paar eingesegnet."

„Durch den würdigen Lippach?" unterbrach die Gräfin fragend.

„Natürlich durch ihn. Ich habe ihn benachrichtigen lassen; es ist Alles in der Kirche bereit. Geht denn in eure Zimmer, kleidet euch um, wie es sich ziemt, und alsbald wollen wir insgesammt zur Kirche fahren. Nachdem das Paar getraut ist, nehmen wir das Mittagsmahl hier im Hause in ganz vertrautem Kreise ein, und dann schlägt ein Jeder von uns den Weg ein, den ihm sein Beruf vorschreibt. Ich nach Budweis; ihr nach Karlsstein; Wolodna und Xaver begleiten euch und folgen mir erst in einigen Tagen nach."

„Die Frühlingsblüte ihres Glücks ist kurz, aber sie wird schön sein", sagte die Gräfin und drückte Thurn dankbar die Hand. Darauf stand sie auf, um mit Thekla in ihr Zimmer zu gehen; auf ihren Wink begleitete auch Thereſe sie dahin. — —

Eine Stunde später stand in der neuen Kirche zum Erlöser, an der nördlichen Seite des großen Ringes, das junge Paar am Altar. Die Gräfin hatte Thereſen mit weiblichem Sinn zu der Feier geschmückt. Weiß, nur das Grün des Myrtenkranzes im Haar, blühte sie, einer Lilie gleich, zart neben dem männlichen Xaver; jungfräulich schüchtern, glich sie einem athmenden, leis lebenden Marmorbilde.

Ein alter, inniger Freund des Thurn'schen Hauses, der deutsche evangelische Pfarrer David Lippach, ein Mann von sanfter Liebe und festem Glaubensmuth, den er bald in den härtesten Prüfungen bewähren sollte, war es, der die Hände der beiden Liebenden zum Bündniß der Treue vereinigte. Ein Gefühl tiefer innerer Verwandtschaft mit diesen schwer geprüften, edel erhobenen Seelen, erwärmte seine Brust, als das jugendliche Paar vor ihm stand, zum Altar geleitet von so bedeutungsvollen Zeugen als der Graf Thurn, seine Gemahlin und Tochter. Er begrüßte Alle mit frommer Wärme. Worte des Ernstes, der Liebe, der Frömmigkeit richtete er an das Paar. Die warme Flamme, die sie durchdrang, entzündete sich höher und höher während seiner Rede. Als er die Hände Beider vereint hatte, sprach er mit tief bewegtem Tone der Stimme:

„Ihr steht vor mir in eurer Jugend, eurem reinen Glück, wie ein holdseliges Bild auf dunklem Grunde! Düster ist der Himmel der Zeit, drohendes Gewölk umnachtet ihn! Der Bund eurer schuldlosen Herzen schimmert gleich einem Zwillingspaar hellblinkender Sterne durch die ge-

theilte Wolkenhülle. Eure Liebe blüht auf aus diesen stürmischen Tagen wie die Rose am rauhen Fels. Sie schwebt dahin, still leuchtend wie der Mond auf der Bahn der Nacht, und erfüllt eure Brust mit mildem Glanz! Bewahrt sie so rein, wie sie jetzt blüht und duftet! Frommes Vertrauen zum ewigen Vater sei der Boden ihrer zarten Wurzel. Treue der Thau, der ihre Blüte erfrischt, Friede und Einigkeit die milde Luft, die ihre Düfte erquickend weiter trägt: so wird ihr die Sonne des Segens nie untergehen! — Ihr wandelt vielleicht einen schweren Gang durch's Leben!" Hier erhob sich ein leiser tiefer Seufzer aus Theresens Brust, und sie blickte mit andächtigen Augen gegen die Wölbung der Kirche auf.

„Ja, ich besorge es, einen schweren Gang! Denn die Erde zittert, dumpf dröhnt es unter unsern Füßen, die Wellen des Meeres rauschen auf von schwarzen Flügeln des Sturms gestreift! Aber sehet da die Milde des Herrn! Unter dem düstren Himmel, der den Sturm verkündet, läßt er die Blume eures Glücks erblühen! Er reicht sie euch dar zum Trost für die dunkeln Stunden, die euch, die uns Allen drohen! Den Becher süßer Seligkeit führt er an eure Lippen, damit er euch labe zu der Wanderung der Mühsal, der Gefahr, der Sorge, die das Leben euch auflegt! So blicke ich mit Wehmuth und Dank auf euch, ihr Geliebten, in dieser schönen, ernsten, heiligen Stunde! Euer Bund ist auch mir ein Trost und ein Unterpfand, daß nicht das Glück verschwinden soll von der Erde in den wilden Kämpfen, die sich auf ihren holden Fluren bereiten! Ob auch der Dämon der Zwietracht verheerend dahin brause über den Erdkreis, der Liebesengel des Herrn schwebt durch seine Himmel und mit sanftem Fittig deckt er Alle, die sich zu ihm wenden. Wandelt in den Wegen des Allgütigen

und er wird bei euch sein immerdar! Seine Hand hält euch am Rande des Abgrunds und sie deckt euch, wo die Pfeile des Verderbens rauschen! Also seid ihr behütet, seid ihr bewacht! Gehet denn hin! Zittert nicht, auch wenn der Steg unter euch zittert!" —

„Dunkle Tage schaue ich vor mir", sprach er nach kurzem Innehalten wie vom Sehergeist ergriffen. „Mit verhülltem Haupte sitzen sie mir gegenüber und weinen; und die Bäche der Thränen rinnen in Bäche des Bluts! Dennoch verzaget nicht! Denn in Blut und Thränen düngt sich die Saat des Herrn, und einst wird sie blühen wie die Auen des Paradieses!"

Lippach schwieg. Alle waren erschüttert; Therese neigte leise das Haupt und hob den Blick aufwärts, als wolle sie sagen: „So wird sich's erfüllen, doch ich baue auf Dich!"

Das Paar kniete nieder; Lippach breitete die Hände segnend über sie. „Ihr seid jung, ihr seid gut, ihr seid einfältiglich! Der Segen des Herrn sei mit euch, und mein Gebet soll euch umschweben. Lasset mich die Hand legen auf eure jugendlichen Häupter! Also berühre euch sanft die Hand des Herrn! Und sein Segen geleite euch durch die Schrecken der Zeit zu dem Heil der Ewigkeit, Amen!"

So waren sie verbunden durch das heilige Sacrament! Sie umschlossen sich innig. Ihre Thränen flossen leise, selig.

An dunkler Pforte des Lebens schlossen sie den schönsten Bund! Doch, wie schwere Verhängnisse den Horizont der Zukunft umdüsterten, mit dem seligen Glück in der Brust schritten sie fromm und getrost den kommenden Tagen entgegen.

— — Zwei Stunden später waren die Vermählten und Die, welche die Zeugen ihres Bundes gewesen, schon wieder außerhalb der Mauern Prags. Der Graf und Wolodna

begleiteten zu Pferde den Wagen, in welchem Elisabeth und Thekla, und Xaver mit Theresen sich befanden, noch eine kurze Strecke. Der Weg nach Karlsstein führte über den Hradschin, durch das Reichsthor am Kloster Strahow vorbei, über den Weißen Berg hinaus. Hier schieden sich die Straßen geradaus nach Karlsbad und Eger, links nach Karlsstein, das nur fünf Stunden entfernt, noch bequem zum Abend von den Reisenden erreicht werden konnte. An dieser Stelle nahmen Thurn und Wolodna Abschied. Sie ritten zurück, wieder durch Prag, um durch das Kornthor die Straße nach Tabor und Budweis zu gewinnen. Im raschen Ritt holten sie dort die Mannschaften und Offiziere leicht ein, die ihnen schon vorangezogen waren.

Nur von zwei Dienern zu Pferde begleitet, rollte indessen der Wagen mit den Gräfinnen und dem jungen Paare vorwärts die Straße nach der Veste dahin, welche die theuersten Schätze Böhmens bewahrte, und nun auch das Theuerste schützend in ihre Mauern aufnehmen sollte, was Thurn selbst sein eigen nannte.

Xaver war von Thurn eine volle Woche gestattet, um sich der Blüte seines jungen Glücks zu erfreuen. Dann sollte auch er dem immer heftiger wirbelnden Strudel der Ereignisse wieder folgen und den sichern Sitz des Friedens und der Stille mit dem unruhvollen Treiben und den Gefahren des Kriegslagers vertauschen.

Auf so gewaltsam erschüttertem Grunde konnte friedliches Glück nicht tiefe, beharrliche Wurzeln treiben; nur gleich dem silbernen Schaume auf der dunkeln Woge leuchtete es mit ihr auf und versank mit ihr. — Die Zeit war ein sturmbewegtes Meer, und Böhmen von der wildesten Brandung umschäumt.

Achtes Buch.

Sechsunddreißigstes Capitel.

Die Gassen Wiens zunächst der kaiserlichen Burg wimmelten von Bürgern, Frauen, Kindern, Landleuten; Reiter mit gezogenem Schwerte ritten im Gedränge auf und nieder, um inmitten der Schaaren eine freie Bahn offen zu erhalten. Die Massen wurden um so dichter, je näher man dem großen Burghof kam. Hier hielten zu beiden Seiten des Eingangsthors starke Abtheilungen geharnischter Reiter, schwer bewaffnet mit Lanzen und Karabinern und großen Halfterpistolen. Aller Blicke richteten sich nach dem Thore der Burg; Neugier und Spannung war auf allen Gesichtern zu lesen. Von Zeit zu Zeit sprengten einzelne Reiter, Offiziere wie es schien, aus dem Thore und jagten über den Hof. Alsdann entstand jedesmal ein unruhiges Wogen und Drängen in der Menschenmasse und das Gemurmel der Stimmen wuchs zu einem lauten Brausen an.

„Um neun Uhr sollte er schon auf dem Glacis sein", sagte ein Bürger zum andern. „Die Glocke auf dem St.-Michaelsthurm hat schon halb zehn Uhr geschlagen, und er ist noch nicht einmal im Burghofe zu sehen!"

„Er ist noch droben beim Kaiser, um Abschied zu nehmen und Instructionen zu erhalten", antwortete ein Anderer.

„Was, Instructionen!" rief ein Dritter dazwischen, dem man an seinem grauen Knebelbart ansah, daß er Soldat gewesen, obgleich er jetzt ein schlichtes dunkelgraues bürgerliches Wamms trug. „Der läßt sich nicht viel Instructionen geben! Er macht die Augen auf und thut was noth ist! Abgemacht!"

„Ihr habt wol unter ihm gedient, Alter?" fragte der Erste, den Kriegsmann mit erstaunten Blicken messend.

„Freilich! Unter ihm und unter dem Spinola in den Niederlanden. Das war noch ein anderer Kerl, der Spanier, als der Boucquoi! Von dem hat er's gelernt!"

„Und Ihr kennt ihn von Person?" fragte der Zweite.

„Wenn ich unter ihm gedient habe!" erwiderte der Alte halb unwillig, halb lachend. „Glaubt Ihr ich sei blind gewesen als Arkebusierwachtmeister? Es müßte ein prächtiger Soldat sein, der seinen General nicht kennte!"

„Nun, nur nichts für ungut!" entschuldigte sich der Bürger. „Aber der General commandirt im Ganzen und Großen, und ich denke, es kann Mancher im Corps sein, der ihn Zeit seines Lebens nicht zu sehen bekommt!"

„Ein Rekrut allenfalls!" warf der Wachtmeister hin. „Aber nicht Einer, der seine dreißig Jahre vom Handwerk gewesen ist! Ich habe unter manchem Feldherrn gedient, und ich kenne sie allesammt, die Obersten und die Feldhauptleute dazu!"

„Still, paßt auf, jetzt kommt er!" rief der Erste, und Alle wandten sich nach dem Burgthor, wo ein neues, unruhiges Zusammendrängen entstand.

Aber statt des Feldmarschalls Boucquoi, den die Neugierigen zu sehen hofften, rollte ein schwerer Hofwagen

aus dem Schlosse, fuhr über den Vorhof und wandte sich dann die Gasse hinunter, wo die Sprechenden standen.

„Sieh' da, Schmerl", rief der erste Bürger dem zweiten zu, „das ist Se. Hochwürden der Herr Pater Lämmermann, der Beichtvater des Königs von Ungarn!"

„Lämmermann! Das laß ihn nicht hören, Haidvogl!" erwiderte Schmerl. „Auf welsch will er genannt sein Lamormain!"

„Meinethalben auch", sagte Haidvogl.

Der Wachtmeister murmelte etwas zwischen den Zähnen, was man nicht verstehen konnte.

Die Kutsche kam heran und das Volk nahm ehrerbietig grüßend Hüte und Mützen ab, während der Pater vorüberfuhr, der sich gleichfalls nach allen Seiten verbeugte und dabei nach Art vornehmer Geistlichen mit fromm demüthigen Blicken herablassend lächelte.

„Ihr da", stieß Schmerl den alten Kriegsmann an, der wie eine Säule dastand und den Pater anstarrte, „zieht doch die Kappe! Das ist ja der Herr Pater Lamormain!"

„Ich salutire die Kapuzen und Glatzen nicht", antwortete der Graubart trocken.

„Da hast du Recht", sprach eine andere Stimme plötzlich, und zugleich schlug eine Hand kräftig auf die Schulter des Kriegsmannes. Dieser sah sich um. Es stand ein stattlicher Herr in braunsammetnem Wamms, sauber mit Seide geschlitzt, einen Degen an der Seite und den Federhut auf dem Kopfe, hinter ihm.

„Oh, seid Ihr's, Herr Tharradel!" rief der Kriegsmann und ergriff und schüttelte die Hand, die ihn auf die Schulter geschlagen hatte.

„Das ist ein Protestant", raunte Haidvogl dem Schmerl zu, „es ist der Herr von Ebergassing! Ich kenne ihn

recht gut, denn ich habe für ihn gearbeitet, aber es ist schon ein sechs Jahre her!"

„So? Er gehört wol zu den Ständen nach seiner Rittertracht?" fragte dieser leise.

„Freilich!" — Inzwischen hatte der Edelmann mit dem Alten geplaudert. Alle wandten sich jedoch jetzt wieder nach der Burg um, als eine laute Trompetenfanfare von dort erscholl und man wiederum eine allgemeine Bewegung im Hofe wahrnahm. Reiter sprengten vorwärts, andere saßen auf; die Zudrängenden wurden zurückgetrieben, die beiden Piquets Carabiniere, die im Burghof hielten, rückten in Ordnung und richteten sich. Die Gasse zwischen den Zuschauern wurde jetzt breiter geöffnet durch die Reiter, die die Massen gegen die Häuser zurücktrieben. Gleich darauf sah man auf einem prächtigen Schimmel einen Reiter aus dem Burghofthor sprengen, auf dessen Hut ein dichter Federbusch wallte, und dem ein reicher, goldgestickter spanischer Mantel über die Achseln hing. Eine Menge Kriegsleute zu Pferde folgten ihm.

„Das ist er", sagte der Kriegsmann zu seinem Nachbar, dem Edelmann, der sich neben ihn gestellt hatte.

Zugleich erschallte ringsher lautes Jubelgeschrei, um den Grafen Boucquoi, den der Kaiser zum obersten Feldherrn seines Heeres berufen hatte, zu begrüßen. Umgeben von vielen Generalen und Offizieren geringern Ranges, sprengte er die offene Bahn entlang. Die Bürger schwangen Hüte und Mützen und riefen ein lautes Lebehoch; die Trompeten schmetterten, die Trommeln wurden gerührt. Aus den Fenstern winkten die Frauen mit Tüchern und einige warfen auch Blumensträuße herab.

„Die erste Kugel ihm in die Brust", murmelte eine tiefe, rauhe Stimme dicht an Schmerl's Ohr. Dieser fuhr

erschrocken herum und sah den Edelmann sich umdrehen und fortgehen. Der alte Kriegsmann stand unverrückt, strich sich den Knebelbart und sagte nur trocken, indem er den General scharf ins Auge faßte: „Er ist alt geworden, seit ich ihn nicht gesehen habe!“

Der Graf ritt mit seinem Gefolge im raschen Galopp vorüber, dem Burgthor zu, auf das Glacis hinaus, wo eine Anzahl Truppen aufgestellt waren, über die er Heerschau halten wollte.

„Nun müssen wir Alle auch nach dem Glacis hinaus“, rief Haidvogl und zog Schmerl vorwärts. Der ganze Strom der Masse drängte dahin dem Feldherrn nach. „Kommt mit, Alter“, forderte Haidvogl den Graukopf auf, „Ihr könnt uns gewiß die Generale und Obersten alle nennen, und wir trinken danach einen Becher Ungarwein zusammen!“

„Gegen einen Trunk habe ich nichts einzuwenden“, antwortete der Alte; „aber er muß gut sein und nicht zu karg gemessen! Versteht Ihr!“

„Ihr sollt zufrieden sein, kommt nur mit!“ Sie zogen mit der Menge zum Thore hinaus. —

Auf dem breiten Raume vor dem Festungsgraben und dem Glacis hatten sich schon Tausende versammelt, um dem Abmarsch der dort aufgestellten Truppen zuzuschauen, welche ihr neuer Feldherr Boucquoi zuvor noch besichtigen wollte, ehe sie den Weg nach Böhmen antraten, um zu den übrigen dort schon befindlichen Kriegsvölkern zu stoßen. Berittene von der Leibgarde hielten im Zwischenraum von zwanzig zu zwanzig Schritt und hatten auf solche Weise ein Viereck abgegrenzt, auf dessen einer Seite die Zuschauer versammelt waren, deren rechten Flügel wiederum die Wagen mit Damen und vornehmen Herrschaften einnahmen.

„Laßt uns dort rechts hinüber", drängte Schmerl, „wir sehen es am besten, wo die Carossen aufgefahren sind."

„Ja, das Terrain ist dort etwas höher", stimmte der Kriegsmann ein.

Sie steuerten auf die Gegend zu und gewannen bald einen guten Platz. Graf Boucquoi hielt, wie es schien, ziemlich am andern Ende des Vierecks, denn dort war eine Menge glänzender Reiter in einem Haufen versammelt.

„Was mag denn das für eine Fahne sein, die über den Reitern flattert?" fragte Haidvogl.

„Das ist die Zeltfahne des Königs Ferdinand", belehrte ihn der Kriegsmann. „Es ist dort drüben ein Zelt eingerichtet. Der König wird mit dem General Boucquoi die Fronten hinunterreiten, wie mir der Herr gesagt hat, mit dem ich in der Stadt sprach."

„Sagt mir doch", fragte Schmerl, „wer ist der Herr eigentlich? Gehört er wirklich zu den Landständen? Ist er wirklich ein Protestant? Hat er nicht ...."

„Frag' du und der Teufel", unterbrach der Alte den geschwätzigen Schmerl. „Zwanzig Fragen in einem Athem, wovon ich keine zu beantworten Lust habe! Ich bin mit Euch hergegangen, um Euch diesen und jenen General zu nennen, wenn Ihr Eure dumme Neugier befriedigen wollt; aber Ihr braucht nicht Hänse in allen Gassen zu sein! Und ob Dieser und Jener ein Protestant, oder ein Hussit, oder meinethalben ein Jude oder Türke ist, danach habt Ihr mich nicht zu fragen. Mann ist Mann, sagen wir Kriegsleute; wer seinen Mann steht, heißt das. — Da, seht Euch Den an, der eben über den Anger galoppirt. Das ist ein Mann! der Graf Starhemberg."

„Sanct-Stephan! Und der reitet! Er sitz wie auf den Sattel genagelt!" rief Schmerl und staunte albern.

„Da könnt Ihr gleich noch Einen reiten sehen wenn's Euch so in Verwunderung setzt, daß Einer zwei Beine über einen Sattel hängt und nicht gleich im Sande liegt! Das ist der Oberst Puchheim! Der hat vor sechzehn Jahren vor Ofen den Türken, die wir in Ofen belagerten, heiß zugesetzt, unter Erzherzog Mathias, während drüben in Pesth die Türken uns belagerten, unter dem Großvezier Hassan.*) Damals ...."

„Seht! Was gibt's da?" rief Haidvogl.

„Der König von Ungarn hat sich zu Pferd gesetzt", unterbrach der Kriegsmann seine Erzählung.

Alsbald setzte sich die ganze Schaar der Reiter in Galopp und ritt abwärts von den Zuschauern nach dem äußersten Flügel der aufgestellten Truppen hinüber. Alles, was von vereinzelten Reitern noch auf dem Felde sichtbar gewesen war, jagte dorthin, sodaß man jetzt Einzelne nicht mehr erkennen konnte. Aber der Reiterschwarm machte bald Halt und dann eine Wendung die Linie entlang, sodaß er sich den Zuschauern wieder näherte.

„Ihr habt also auch gegen die Türken gefochten?" fragte Schmerl, um die Pause auszufüllen, in der es eben nichts zu sehen und nichts zu erklären gab.

Der Alte maß den Spießbürger von oben bis unten mit einem spöttischen Lächeln, und sagte dann: „Man soll wol dreißig Jahre die Pickelhaube auf dem Schädel gehabt und kein Türkengesicht zu sehen bekommen haben! Ihr wiener Pantoffelgänger wißt wol gar nicht einmal, mit wem wir uns herumgehauen haben, während ihr eure Nachtmützen abnutztet? Sucht euch einen Lanzenknecht, einen Hartschierer oder Arkebusierer, der keinen Türkenfeldzug gemacht hätte!

---

*) Historisch.

Sitzen die Krummsäbel uns nicht Jahr aus Jahr ein auf dem Dache?"

„Freilich, freilich", pflichtete Haidvogl bei, „sie kommen uns nahe genug auf den Pelz! Wie lange ist's doch her, daß sie noch in Raab saßen? Waret Ihr auch bei dem Sturm?"

„Das hoff' ich!" rief der Graubart und sein Auge funkelte feurig. „Unterm Palffy! Er hielt draußen mit den Reitern, während die Fußknechte die Thore überrumpelten und über Nacht in die Straßen drangen. Aber sie hatten mit der Faust ins Feuer geschlagen! Der Türke war auf, wie der Tiger vom Lager! In den Gassen ein Würgen und Morden! Da riefen sie uns zu Hülfe. Zu Pferd war's nicht möglich; wir hätten einander erdrückt. Graf Palffy der Erste selbst abgesessen! «Folgt mir zu Fuß!» commandirte er. Wir zauderten. Welcher Reiter trennt sich gern von seinem Pferd? Aber als ich den Oberst allein über die Brücke gehen sah, da riß mir's in die Seele! «Hinunter vom Sattel!» rief ich und sprang ab; ihrer Zehn gleich mir nach! Wir über die Brücke mit geschwungenen Pallaschen; jetzt zündete es bei den Andern! Alles hinunter vom Gaul und zu Fuß angestürmt! Das war ein Fastnachtsspiel! Die Türken verkauften sich hoch; aber es half nichts mehr. Wir hatten das Adlernest! Nur dreihundert Gefangene, aber dreitausend todte Feinde!*) Sie sprangen vor Wuth vom Wall in die Donau. Seitdem hat der Graf Schwarzenberg auch den Raben im Wappen und die mährische Herrschaft, wie heißt sie doch ..."

„Und was bekam der Palffy?" fragte Schmerl neugierig.

---

*) Historisch.

„Einen goldenen Becher, den schenkte ihm Oesterreich", sprach der Alte mit feierlichem Stolz. „Alles Andere schlug er aus. «Was ich gethan, war ich dem Vaterlande schuldig», antwortete er, «ich habe es ohne Anspruch auf Lohn gethan.»*) — Muß sich mir da eine Mücke im Auge gefangen haben, daß ich das Zwinkern nicht lassen kann", murrte der Graubart ärgerlich und rieb sich die thränenden Augen mit der Hand. „Holla, jetzt paßt auf! Sie schwenken ein!" rief er laut und zeigte mit der Hand auf den Platz vor ihnen.

Der Zug der Generale und Offiziere war inzwischen die Front heruntergekommen und wandte sich wieder mitten ins Feld. Gleichzeitig schwenkten die in langer Linie aufgestellten Truppen in breiten Zügen ein, und setzten sich in Marsch.

„Das ist der Erzherzog Ferdinand", sprach Haidvogl und deutete auf einen stolzen Ritter im schwarzen Sammetmantel mit Hermelin besetzt, der zur Rechten Boucquoi's hielt.

„Sprich doch König Ferdinand!" verbesserte Schmerl.

„Man hat's immer noch so auf der Zunge, wie man's Jahre lang gewohnt gewesen", erwiderte Haidvogl. „Freilich König, und eigentlich doppelt! Böhmen und Ungarn! — Habt Ihr denn die Krönung mit angesehen zu Presburg?" wandte er sich zu dem Krieger.

„Nein", war dessen barsche, kurze Antwort.

Der erste Zug war schon hart am Könige; im Vorbeimarschiren deckte er diesen und die ganze Generalität. Man sah von jetzt an nur noch die Truppen, die ziemlich nahe

---

*) Historisch.

an den Zuschauern vorüber marschirten, dann abschwenkten und sogleich ihren Feldmarsch antraten.

„Das ist eine Abtheilung der Althanischen Knechte", belehrte der Alte, als das erste Fußvolk vorüberkam. „Sie haben sich oft gut geschlagen! Der lange Schwarzbart dort am Flügel, das ist der Hauptmann Roßwurm. Sein Bruder ist Oberst, befiehlt die Roßwurm'schen Lanzenknechte. Jetzt rückt Regiment Hofkirchner an: die mit den schweren Musketen!"

„Was die für breite Rabatten an den Röcken haben!" bemerkte Schmerl. „Das hat nicht meinen Beifall; sieht so altväterisch aus! Ueberhaupt das Regiment gefällt mir nicht."

„Das glaub' ich!" warf der Graubart spöttisch hin. „Würde Euch besonders nicht gefallen, wenn Ihr damit zu thun haben solltet!"

„O das doch", meinte Schmerl. „Was sollte ich die Arbeit nicht so gern übernehmen wie jede andere?"

Der Alte sah ihn verwundert an.

„Ich bin Schneidermeister für Militär wie für Bürgerliche", fuhr Schmerl sich brüstend fort.

„Ja so", lachte der Alte. „Nun ja, das glaub' ich! Die Röcke beißen nicht, nur die Nähnadel sticht! Da seid Ihr der Mann, etwas mit dem Regimente zu thun zu haben! Dem Großvezier Hassan war's nicht so ganz angenehm vor Stuhlweißenburg!"

Schmerl glotzte ihn an und wußte nicht, was er denken oder sagen sollte.

„Jetzt kommen die Reiter!" rief Haidvogl.

„Hört", sprach der Alte, „ich dächte, wir ließen uns nun den Trunk schmecken. Es ist heiß, und das Reitervolk macht einen Staub, den ich ungern verschlucke, wenn ich

nicht selbst bei dem Actus bin. Ihr könnt doch nichts Ordentliches hier sehen, denn sie schwenken kurz um und reiten nach dem Schottenthor. Kommt, laßt uns in die Stadt zurück. Die meisten Wagen fahren ja auch schon ab."

„Des Kollonic Dragoner und die Wallonen säh' ich noch gern", meinte Haidvogl.

„Die Dragoner sind schon vorgestern ausgerückt und die Wallonen gar nicht am Platze", antwortete der Alte. „Hier auf dem Glacis hat nichts gestanden, als das Regiment Adam Trauttmansdorff und Rajeczky Husaren. Die haben aber gleich vom linken Flügel abgebrochen. Kommt nur, es ist nicht der Rede werth, was hier noch vorgeht!"

Sie gingen. Im Gehen fragte Schmerl nur noch: „Wird denn der König Ferdinand nicht noch hier vorüberreiten?"

„Wol, um vor Euch Parade zu machen?" lachte der Graubart. „Nein, der König Ferdinand hat andere Dinge zu thun, als Eure Schneideraugen in Gedanken das Maß zu seinen Reithosen nehmen zu lassen. Denkt jetzt nur, daß die Maß Wein, die Ihr versprochen habt, ordentlich ausfällt!"

„Halt! Heda! Vorgesehen!" rief es hinter ihnen, und viele Bürger prallten erschreckt auf die Seite.

„Es ist die Königin Maria Anna!" rief Haidvogl, der sich umgesehen hatte. Der Vorreiter des Wagens hielt durch seinen Ruf die Menge auseinander. Gleich hinter der Königin kam ein zweiter Wagen in ebenso raschem Trabe.

„Daß dich die Pest! Schon wieder die Mönchskutte!" rief der Graubart ingrimmig und stampfte mit dem Fuße. „Und was ist denn das für ein Giftmischergesicht neben ihm?" brummte er vor sich.

Es war Lamormain und an seiner Seite der Pater Thyßka; sie fuhren gleich hinter der Königin. Alles stand still und grüßte ehrerbietig.

Der Alte stand mit der Mütze auf dem Kopfe und schaute finster unter den verzogenen Brauen heraus:

„Gleich hinter der Königin! Wundert mich nur, daß sie nicht vor ihr fahren! Und wie das Volk die Rücken krümmt! Vor Ihrer Majestät haben sie kaum die Kappen gelüftet; jetzt thät es Noth, sie leckten den Koth von den Rädern!"

Schmerl richtete sich eben aus einer Verbeugung in die Höhe, bei der er fast das Straßenpflaster mit dem Hirnschädel berührt hatte, und wandte sich zu dem Alten: „Hier, gleich im Gäßchen nach St.-Peter zu, ist ein Weinstübchen! Ein Gevatter von mir, Stephan Zeiserl, hat's vorige Woche erst eröffnet. Wollen wir dort einsprechen?"

„Nein!" schnaubte der Griesgram ihn an. „Hab' den Appetit verloren! Schert Euch zum Teufel, Schneidergesell!"

Damit drehte er beiden Bürgern, die ganz verdutzt dastanden, den Rücken, und drängte sich durch die Menge. Unwillkürlich folgten seine scharfen Augen dem Wagen der Väter.

Nicht lange währte es, so hielt derselbe vor einem stattlichen Hause. Die beiden Geistlichen stiegen aus, wobei ihnen die Diener, welche im Hausthore standen, eilfertig entgegen sprangen und Hülfe leisteten, und gingen in das Haus.

„In den Palast! Ja, da sind sie zu Hause! Sie, die die ganze Zeit ihres Lebens sich in warmen Zellen pflegen, nur mit der Zunge fechten, sie müssen auch wol für die Zunge sorgen, an reichen Tafeln, auf weichen Polstern!

Bei uns, die wir das Schwert führen, unsere Haut täglich zu Markte tragen, Hunger und Durst, Hitze und Kälte auf nacktem Boden aushalten, was thut's da Noth, daß für unser Behagen gesorgt werde? Auf das Stroh mit ihm, auf den Pflasterstein, höchstens in den Stall, er ist es ja gewohnt! Laßt ihn frieren, laßt ihn hungern! Er ist es ja gewohnt! Er ist ein Krüppel, ein Stelzfuß! Habt Mitleid! Wozu? Hat er nur ein Bein, wird eins weniger müde; das hölzerne fühlt nichts! Hat er nur einen Arm, desto besser kann er hungern; sein Magen braucht nicht zwei zu ernähren! Laßt ihn frieren und hungern, er braucht's nicht besser, er ist es ja gewohnt!"

Unter diesem Selbstgespräch verlor sich der Alte unter der Masse.

Siebenunddreißigstes Capitel.

Lamormain und Thyßka waren die breiten Treppen des stattlichen Hauses hinaufgestiegen, vor dem ihr Wagen gehalten hatte. Ein Diener öffnete ihnen die Zimmer mit den Worten:

„Der Herr Präsident läßt sehr um Entschuldigung bitten, daß er noch nicht hier ist. Er wurde von Sr. Majestät dem Könige zu dringenden Geschäften in die Kanzlei befohlen, hofft aber in kurzem zurück zu sein."

Lamormain nickte stumm und trat mit Thyßka in das ihnen geöffnete Gemach, wo Beide allein blieben und auf- und abgingen.

„Es ist mir eigentlich recht lieb", begann Lamormain, „daß Slawata noch nicht hier ist. Ich möchte erst noch Eure Meinung über einen ihn betreffenden Punkt hören, Pater Thyßka."

„Soweit meine Kenntniß und Beurtheilung reicht, ehrwürdiger Vater, bin ich zu jeder Auskunft bereit", erwiderte dieser.

„Ihr wißt", fuhr Lamormain fort, „Slawata war mittellos; seine Heirath hat ihn emporgebracht. Er hat uns seitdem mit Eifer und Muth gedient, das ist wahr. Allein er war früher doch ein Picarde, ein arger Anhänger der Utraquisten! Glaubt Ihr, daß er es ganz redlich mit uns hält?"

„Ich glaube es!" erwiderte der Pater.

„Ich meine, haltet Ihr ihn für einen Echtgläubigen, der der Kirche in voller Ergebenheit anhängt, auch in bösen Tagen? — Hm! Ihr schweigt. — Ihr meint", lächelte der Pater spöttisch, „es halte etwas schwer mit der echten Gläubigkeit bei Einem, der einmal hinter den Vorhang geblickt hat, den die Herren Reformatoren gelüftet haben?"

„Ihr dürftet argwöhnen, ehrwürdiger Herr?" fragte Thyßka betreten ...

„Nichts in Betreff unserer, das heißt in Betreff Eurer und meiner! Wir wissen Beide auch, in welchem Sinn uns der echte, unwiderrufliche Glaube eine Nothwendigkeit ist. Wir müßten aufhören zu glauben, daß wir athmen müssen um zu leben! Aber es ist etwas Anderes mit den Laien! — Ich muß Euch bekennen, Slawata ist mir in der letzten Zeit so viel beim Kaiser aus- und eingegangen ..."

„Ihr hättet Besorgnisse deshalb?"

„Der Kaiser neigt sich noch immer zum Frieden. Ich

fürchte fast, er will es selbst jetzt noch auf eine Schlacht nicht ankommen lassen. Und Slawata ..."

„Denkt er an Frieden?"

„Es wäre nicht unmöglich! Seine Güter in Böhmen und Mähren ..."

„Mähren ist wol noch unser!"

„Aber sehr zweifelhaft! Für die böhmischen Güter kann er zwar Ersatz erwarten, aber er hat ihn noch nicht. — Er hat viele Verwandte und Freunde in Böhmen; ein großer Theil davon ist, vielleicht wider Willen, in den Aufruhr mit hineingezogen. Das Alles könnte ihn bestimmen, für den Frieden und für Bewilligungen zu stimmen, die wir nie einräumen dürfen. Ja, wenn er, wie der König, echt gläubig wäre! Aber — er war einmal abtrünnig und ... ein gebrochenes Holz läßt sich leimen, wächst aber nie wieder zusammen!"

„Zuweilen hält der Leim fester als das Holz, und ein zweiter Bruch geht daneben", antwortete Thyßka lächelnd. „Für guten Leim müßten wir allerdings Sorge tragen!"

„Soll ich es aufrichtig sagen", fuhr Lamormain fort, ohne auf Thyßka's Anwendung des von ihm selbst gebrauchten Gleichnisses zu achten, „so hat mich's auch stutzig gemacht, daß der kleine Streich fehlschlug. Dieser Zaloska ..."

„Das ist ein unbedingt zuverlässiger Mensch", unterbrach ihn Thyßka; „dafür darf ich mich bei Ew. Hochwürden verbürgen! Wenn der kleine Streich — aber ich möchte ihn kaum einen kleinen nennen — fehlschlug, das war nur Unglück!"

„Allerdings, Ihr habt Recht; es hätte sich daran etwas knüpfen lassen! Wir würden besser auf diese Art zum Ziel gekommen sein als durch den Herrn Reichsrath Eusebius

Khün. In den Zeiten der alten Römer leben wir nicht mehr, wo Väter ihre Söhne enthaupten ließen, und Weib und Kind nichts wogen in der Wagschale des heidnischen Patriotismus. Um so ärgerlicher, daß die Sache mislang! Zaloska ist hier; ich möchte ihn wol einmal selbst sprechen. Vielleicht daß ich ..."

„Da ist der Präsident!" unterbrach Thyßka leise, aber rasch, indem er das Auge auf die Thür geheftet hatte, gegen welche Lamormain mit dem Rücken stand.

„Meinen guten Morgen, hochwürdigster Herr!" begrüßte der eintretende Slawata mit tiefer Verbeugung den Pater Lamormain; „guten Morgen, lieber Pater Thyßka", setzte er, zu diesem gewandt, im leichtern Tone hinzu. „Vergebung, daß ich warten lassen mußte! Dringende Ausfertigungen hielten mich in der Kanzlei Sr. Majestät des Königs fest. Dafür kann ich den ehrwürdigen Herren aber die wichtigsten Nachrichten mittheilen, die soeben eingetroffen sind. Graf Dampierre hat Bistritz besetzt und ist vor Neuhaus gerückt. Die glücklichsten Erfolge sind für den Anfang errungen, und je weiter unser Heer vorrückt, je mehr Anhänger findet unsere Sache!"

„Unstreitig! Nur die Furcht hält die Meisten in den Banden der Rebellen!" bemerkte Lamormain. „Dieser Anfang ist günstig. Gebe der Himmel, daß es auch der Fortgang sei!"

„Es läßt sich nicht zweifeln, Hochwürdigster! Bedenkt nur, wenn schon jetzt unsere Waffen siegreich sind, wie werden sie es erst sein, wenn Boucquoi sich mit Dampierre vereinigt! Noch vor Anbruch des Winters triumphiren wir über unsere Gegner!"

„Nicht zu früh!" warnte Lamormain.

„Vorsicht und Besonnenheit sind allerdings nöthig!" ver-

setzte Slawata. „Aber man wird uns gewiß nicht den Vorwurf machen dürfen, daß wir es an Vorsicht fehlen lassen. Martiniz schreibt mir aus München, daß er fortwährend thätig ist, den Herzog Maximilian für uns zu gewinnen. Ein solcher Bundesgenosse . . ."

„Der wäre freilich unschätzbar", fiel Lamormain ein; „Keiner, der größern Einfluß haben könnte, als das Oberhaupt der katholischen Liga! Doch sind die Verhältnisse des Kaisers mit derselben in der letzten Zeit nicht die günstigsten gewesen."

„Das wird sich ausgleichen", meinte Slawata. „Ich habe jetzt die besten Hoffnungen für das vollständige Gelingen unserer Sache, die ich, ich bekenne es, noch vor wenigen Tagen nicht hatte."

„Und träte dies ein, so gäbe es auch wol Mittel", sprach Lamormain ausforschend, „Denen, welche durch ihre Treue in Verluste gerathen sind, nicht nur das Ihrige zurückzugeben, sondern sie auch für die langen Entbehrungen reichlich zu entschädigen und ihre Dienste zu belohnen?"

„Die gibt es ohne Zweifel. Das führt uns auf die Ursache unserer Zusammenkunft. Ihr wünschtet, hochwürdiger Herr, eine genaue Uebersicht derjenigen Güter und Grundstücke zu haben, die man bei der Unterdrückung der Rebellion in Anspruch nehmen könnte. Der Geheimschreiber Fabricius, Herr von Hohenfall, hat sich mit der Zusammenstellung beschäftigt; er ist eben dabei, die Papiere zu ordnen. Ich werde sogleich nachsehen, wie weit er damit ist. Im Augenblick bin ich hierher zurück."

Er ging in ein anderes Zimmer. Als er die Thür hinter sich geschlossen hatte, sprach Lamormain leise und hastig zu Thyßka: „Jetzt gewinne ich volles Vertrauen zu ihm. Er glaubt fest an den glücklichen Ausgang des

Kampfes; er sieht die Vortheile, die darin für ihn liegen und die viel größer zu sein versprechen, als die, welche ihm eine gütliche Beilegung gewähren könnte. Jetzt wird er fest mit uns halten. Schlichtete ein Abkommen, selbst ein sehr günstiges für uns, die Angelegenheit, so wäre das Höchste, was er gewönne, Rückkehr nach Böhmen, Wiederbesitz seiner Güter, allenfalls eine Entschädigung für den nachweislichen Verlust. Kommen wir mit der Gewalt der Waffen nach Prag, so verfallen uns die Güter der Rebellen und er kann seinen beträchtlichen Antheil davon erwarten. Darum ist es mir lieb, daß er so sicher auf den guten Ausgang hofft. Ich habe darüber, das bekenne ich Euch offen, Thyßka, noch einige Bedenken. Wir werden zuletzt obsiegen, ja; aber ich glaube nicht so schnell und nicht so ohne Schwierigkeiten. Unternehmend ist Thurn; er ist kein bloßer Wortheld, wenngleich er es liebt, seine Anhänger durch pomphafte Reden zu begeistern. Er hat aber auch Thaten; ein glücklicher Schlag kann ihm gelingen, dann wird sich der Zulauf drüben sehr vermehren! Hätten wir nicht die katholischen Fürsten Deutschlands, den Einfluß des Heiligen Vaters und die Macht Spaniens im Rückhalt .... so könnten wir übel fahren! Doch das ist der Ankergrund, der unser Schiff im Sturm halten wird!"

„Mir scheint es auch nicht unwichtig, was der Präsident über den Herzog von Baiern andeutete", sagte Thyßka.

„Gewiß nicht. Allein Martiniz ist der Mann nicht, das zu vermitteln. Wir haben dort kräftigere Stützen, und die kräftigste in König Ferdinand selbst. Nur der Kaiser, der Kaiser! Er ist uns überall noch im Wege!"

„Er ist sehr leidend!"

„Allerdings. Es gibt Hoffnungen! — Es gäbe auch ....“ Lamormain sprach die letzten Worte in gedehntem, gewissermaßen ihre Wirkung prüfendem Tone. Er warf einen scharfen Blick auf Thyßka. Dieser seinerseits verhielt sich schweigend und lauschend. Er ahnte, ja er errieth wol des Paters Gedanken, aber er war zu vorsichtig, ihnen die Worte zu leihen. Schweigend und sich beobachtend standen die beiden Brüder der Gesellschaft Jesu einander gegenüber.

In diesem Augenblicke tiefster Stille, wo nichts geschah, der aber für Den, welcher allwissend in die Brust der Menschen schaut, mit schweren Gedanken erfüllt war, die schwere Thatsachen aufwogen, trat Slawata wieder ein. Beide hatten ihn, in ihre Betrachtungen und gegenseitige Erforschung tief versenkt, nicht bemerkt. Sie erschraken daher, als er sie unvermuthet wieder anredete, wie bei verbotener That überrascht. Doch Lamormain gewann sogleich seine sichere Haltung wieder. Er sagte lächelnd: „Wir waren so in Betrachtungen über den Ernst unserer Lage versunken, daß Euer Eintritt uns ganz überraschte!“

„Hier eine flüchtige Zusammenstellung“, antwortete Slawata und gab ihnen ein Blatt. „Doch im Actenzimmer können wir mit Fabricius' Hülfe noch viel Umfassenderes einsehen!“

„Hm!“ summte Pater Lamormain, indem er das Blatt nahm. Er durchflog es mit raschen Blicken. Im Lesen murmelte er: „Thurn: Herrschaften Wellisch und Windritzsch. Schlick: Schwigam, Weißkirchen. Caplicz: Neu-Stupau, Miltschin. Smirziczki: Zwölf Güter — viel! Gitschin dabei — hat das nicht Graf Wallenstein gekauft?“ fragte er aufblickend.

„Er stand in Unterhandlungen“, erwiderte Slawata.

„Peter von Schwamberg, Zwikaw, die Rosenberg'schen Güter. Gottlob Berka, Wenzel Berka", summte Lamormain weiter. „Eine ganz ansehnliche Zahl! — Damit ließen sich viele Getreue entschädigen und belohnen", sprach er mit einem verstohlen beobachtenden Blick auf Slawata. „Wir theilen zwar", setzte er lächelnd hinzu, „die Haut des Bären schon ein wenig bevor wir ihn haben, allein das thut nichts! Man muß auch dafür seine Ueberschläge machen und wissen, wie weit man sich verpflichten kann. — Es wäre mir also noch lieber das Genauere einzusehen! Wollt Ihr uns in das Actenzimmer führen?"

Slawata ging voran; die Geistlichen folgten. „Jetzt bin ich sicher", flüsterte Lamormain Thyßka ins Ohr, „das ist der Faden, mit dem wir ihn und Alle unauflöslich an uns binden!"

Sie verschwanden in der Kanzlei.

Achtunddreißigstes Capitel.

In einem Hause am Stephansplatz saßen eines Vormittags im hohen gewölbten Zimmer des untern Stockwerks, wo von dem reichen Weinhändler Christoph Trattner Wein ausgeschenkt wurde, der Herr Tharradel von Ebergassing und ihm gegenüber sein Bekannter, der alte Kriegsmann, Stephan Reubner war sein Name, jeder einen Becher echten Tokayers vor sich, worauf Tharradel den Alten geladen hatte.

Der Herr von Ebergassing war wieder nach Wien hereingekommen, weil die protestantischen Stände, zu denen er gehörte, sich dort versammelt hatten, um in der wichtigen Zeit ihre Angelegenheiten zu besprechen. Die Kriegsrüstung hatte begonnen, und es wurden ungeheure Summen nöthig, um die Ausgaben dafür zu decken. Das bedurfte der Zustimmung der Stände überhaupt; aber die protestantischen Mitglieder waren gar nicht geneigt einen Krieg bezahlen zu helfen, der wider ihre Religionsmeinung gerichtet war; Tharradel arbeitete eifrig mit seinen Freunden, diese Meinung zur überwiegenden zu machen, und er hatte Hoffnung, daß es ihm gelingen werde.

Auch in Reubner hoffte er, wenngleich für ein anderes Feld, einen wackern Bundesgenossen zu haben. Denn der Alte war mit Leib und Seele der evangelischen Sache zugethan, wenngleich er in religiösen Dingen nur so gewissermaßen seine Kriegsmannsreligion hatte. Die Geistlichen konnte er überhaupt nicht wohl leiden; Soldaten waren ihm lieber. Auf die katholischen Priester aber hatte er einen ganz besondern Haß, weil er es ihren Ränken zuschrieb, daß er, der so lange Jahre und so wacker in den kaiserlichen Heeren gedient hatte, schlecht abgelohnt worden und auf Hunger und Noth angewiesen war, während jüngere und minder verdiente Kameraden, die aber katholischen Glaubens waren, mit guten, bequemen Stellen an Klöstern und Stiftern versorgt worden waren. Dieser Undank hatte ihn auch feindselig gegen das Haus Oesterreich gestimmt.

Es war außer ihm und Tharradel Niemand in der Schenkstube.

„Nun trinke, Alter, und sei nicht mehr so mürrisch; freue dich der guten Zeitungen!“ redete Tharradel seinem

Gaste zu. „Hätte ich je geglaubt, daß mein alter fröhlicher Reitmeister so ein grämlicher Gesell werden könnte!“

„Ich bin auch nicht mehr der Stephan Reubner von damals, der Euch als Junker auf dem Schecken vor sich hatte!“ erwiderte der Alte. „Ich kann's nicht sein und mag's nicht sein! Ich thäte besser Thurmwärter und Kirchenpförtner zu werden, wie mein Gevatter und Kamerad Hubert hier bei St.-Stephan. Da geht er eben mit dem Schlüsselbund über den Platz! — Aber für Unsereins gibt's keinen Bissen Ruhebrot.“ — Er deutete dabei zum Fenster hinaus, wo ein Alter in halbgeistlicher Tracht, der Kirchenpförtner Hubert, eben vorüberschritt. — „Ja, wenn ich dabei sein könnte!“ fuhr Reubner mit einem Seufzer fort. „Aber soll ich jubiliren, daß ich mit dem zerschossenen steifen Arm keinen Säbel mehr ziehen kann? Daß ich zusehen muß, hinterm Ofen, wenn Andere die Arbeit thun?“

„Das nicht“, antwortete Tharradel, „aber du sollst dich doch freuen, daß es der Sache, der wir angehören, gut geht, daß die Pfaffen unterducken müssen!“

„Gut geht? Was ist's denn Gefährliches! Der Thurn hat ein Paar glückliche Gefechte gehabt. Dabei ist der Tanz nicht zu Ende. Und unterducken? Die Pfaffen? Da kennt Ihr sie schlecht! Am Jüngsten Tag noch ducken sie wieder auf, wenn sie auch bis dahin untergeduckt hätten!“

„Es wird ihnen jetzt auf einige Zeit verleidet sein, vielleicht auf immer!“ erwiderte der Herr von Ebergassing. — „Als wir uns vor drei Wochen sprachen, hätte Keiner von uns geglaubt, daß die Sache so schnell gut gehen würde! — Ein paar glückliche Gefechte nennst du das, Reubner, wenn eine ganze Armee zurückgeworfen wird?“

„Was Armee? Was zurückgeworfen! Es sind ja kaum

ein zehntausend Mann beisammen! Dem Dampierre ist's zuvor auch gut gegangen, so kann's ihm jetzt schlecht gehen. Er hat Bistritz genommen und Neuhaus berannt. Jetzt hat ihn Thurn daraus zurückgedrängt, das ist Alles! Im Krieg wechselt das Glück. Von Neuhaus bis Lomnitz — sind etliche Tagemärsche! Dabei haben die Böhmen noch die Belagerung von Budweis aufgeben müssen! Da ist noch nichts Großes gewonnen! Das kann ebenso rasch wieder umschlagen."

„Dein Mismuth, Alter, läßt dich die Vortheile nicht richtig sehen! Dampierre glaubte schon einen Fuß in Prag zu haben, als er Neuhaus belagerte. Wie weit stand er denn von der Hauptstadt? Ein paar Tagemärsche! Und nun muß er zurück! Wird bei Czaslau geschlagen, bei Lomnitz geschlagen, muß beinahe Böhmen räumen, und das Alles binnen vierzehn Tagen!"

„Aber Boucquoi ist in Reserve! Er rückt vor! Er muß nun mit allen seinen Truppen heran sein. Dann sind Zwei über Einen! Und der Niederländer versteht den Krieg! Wer weiß, was morgen für Zeitungen eintreffen!"

„Alter, seid nicht so kleinmüthig! Thurn versteht den Krieg auch und sein Heer ist im Wachsen. Wenn nichts gewonnen wäre, als daß den Böhmen der Muth so gewachsen ist, wie den Kaiserlichen gefallen! Und wenn du den Boucquoi so hoch anschlägst, rechnest du denn den Mansfeld für nichts?"

„Mansfeld! — Was Mansfeld? Was hat der damit zu schaffen?" fragte Reubner verwundert.

„Und das weißt du nicht? — Ihr wißt hier nicht in Wien, daß der Mansfeld mit seinem ganzen Corps den Böhmen zu Hülfe gerückt ist?"

„Der Mansfeld? Der eiserne Teufel selbst?" rief der

Graubart, und seine Augen leuchteten. „Nein, sagt mir, Herr Tharradel, ist das gewiß oder wollt Ihr mich foppen?“

„So gewiß als du hier sitzest und das Maul hängst, Neubner!“

„Nun, so will ich es auch nicht mehr hängen lassen“, rief der Alte aus und that einen kräftigen Zug: „Auf des eisernen Teufels Wohlsein! So nannten wir ihn immer. Ja, daß es im Werke war, ihm ein Commando zu übertragen, davon hatte man wol munkeln hören; aber Keiner dachte, daß es dazu kommen würde, und vollends da seitdem an sechs Wochen verstrichen sind! Es hieß auch nur, er solle ein Commando übernehmen. Und nun träte er mit seinem ganzen gegen die Spanier geworbenen Corps zu den Böhmen über?“

„Wie ich dir sage, Stephan! Seit vorgestern Abend weiß ich's schon; da sagte mir's mit Jammern und Zagen der Abt von Mölk, als ich ihm in St.-Pölten begegnete. Und hier in Wien wißt ihr das nicht?“

„O wenn's eine schlechte Nachricht gewesen wäre, die würden wir schon erfahren haben! Aber mit den guten halten sie hinterm Berge, da oben! Ja, nun glaube ich, daß sie klein beigeben werden! Der Mansfeld! Es ist um sich die Pest zu wünschen! Ich alter verrotteter Baumstumpf hier, der zu nichts mehr zu gebrauchen ist, als am Kamin zu verglimmen!“

Neubner that aber diesen mismuthigen Ausruf über sich selbst mit freudefunkelnden Augen; er war plötzlich ganz ein anderer Mensch geworden!

Der Herr von Ebergassing, der den Alten stets aufsuchte, wenn er nach Wien kam, hatte ihn auch, um ihn zu erheitern und ihm den Verdruß über seine Kriegsun-

tauglichkeit zu vertreiben, zu Gast in das Weingewölbe geladen. Er schenkte ihm jetzt, da er ihn so erfreut durch die Nachricht sah, den Becher von neuem voll und sagte: „Nun laß uns anstoßen auf die nächste glückliche Schlacht!"

„Wo Mansfeld ihnen über die Glatzen fährt", stimmte der Alte ein, und die Becher klangen.

Sie waren bisher die einzigen Gäste gewesen. Jetzt öffnete sich die Thür und mehrere Bürger traten ein, alle mit sehr besorglichen Mienen und in sichtlicher Bestürzung.

„Gott zum Gruß, alter Graukopf", rief eine dünne Stimme und trat mit höflicher Verneigung auf Neubner zu; „es freut mich, daß wir uns wieder treffen! Es freut mich sehr! Wahrhaftig! In solcher Zeit kann man Freunde gebrauchen und vollends solche Männer, wie Ihr seid! Muthige Haudegen! Ja, das wird Noth thun!"

Neubner sah den Sprechenden verwundert an. Er konnte sich nicht gleich besinnen, wo er ihn gesehen hatte. Doch alsbald erkannte er den Schneidermeister Schmerl. Er lachte auf und reichte ihm gutmüthig die Hand. „Bei meinem Bart, ich hätte Euch fast nicht gekannt", rief er ihn an. „Nun, was bringt Ihr denn Neues mit? Ihr seht ja ganz confus aus! Ist's nichts Gutes?"

„Gutes? Nein, Gott sei's geklagt, Gutes bringen wir nicht! Neues freilich! Wißt Ihr denn noch nicht, wovon die ganze Stadt seit einer Stunde voll ist?"

„Nein, wovon denn?"

„Daß der kaiserliche Feldmarschall, der Herr Graf von Boucquoi, auf's Haupt geschlagen ist."

„Boucquoi?" rief Neubner, und sein Auge schoß Blitze.

„Boucquoi?" rief gleichzeitig Tharradel und fügte hinzu: „Dampierre meint Ihr wol!"

„Nein, vergeben Ew. Gnaden", antwortete Schmerl,

der mit ehrfurchtsvollem Staunen auch jetzt seinen ehemaligen Kunden, den Herrn von Ebergassing, erkannte, „es ist der Herr Graf Boucquoi, der die Schlacht verloren hat bei Lomnitz."

„Nicht doch! Da ist ja der Dampierre geschlagen", fuhr Tharradel fast verdrießlich dazwischen, „werft doch nicht so confus Alles untereinander in dem Aufruhr, in den Euch Euer Heldenmuth versetzt!"

„Halten zu Gnaden", fiel auch der Begleiter Schmerl's, Haidvogl, ein, „es ist so wie mein Gevatter, der bürgerliche Schneidermeister Ignaz Schmerl, hier erzählt. Jetzt eben vor zwei Stunden ist der Kurier in der Burg angekommen, der all die Nachrichten gebracht hat. Der Fuchs, den er geritten, war so naß, als wäre er durch die Donau geschwommen. Er mußte gleich mit den Botschaften hinauf zu Sr. kaiserlichen Majestät ins Krankenzimmer! Gott behüte den allergnädigsten Herrn; er liegt noch immer so schwer an der Gicht danieder und sie soll ihm schon in die Brust getreten sein!"

„Nun? Und Euer Kurier", unterbrach ihn Tharradel ungeduldig, „was hat er denn für Nachrichten gebracht?"

„Er kam", rief Haidvogl mit wichtiger Miene, „von Se. Majestät dem Könige von Böhmen und Ungarn; Se. Majestät haben ihn selbst abgeschickt ...."

„Zum Geier aber, was ließ denn der Ferdinandl dem Mathiäserl Alles vermelden, so sagt's doch endlich heraus, wenn Ihr's wißt!" eiferte Tharradel, „nur schwatzt mir nicht von Eurer verdrehten Schlacht, von der wir schon seit vierzehn Tagen wissen!"

„Es ist so wie der Bürger gesagt hat", sprach ein älterer Mann mit ernstem Angesicht, der einige Augenblicke

nach den Andern eingetreten war, als er die letzten Worte des Gesprächs gehört hatte. „Nachdem der General Dampierre sich zurückgezogen hatte und ihm der Feldmarschall Boucquoi zu Hülfe gerückt war, ist es bei Lowmitz abermals zur Schlacht gekommen und Graf Thurn hat am 14. September über den Grafen Boucquoi gesiegt."

Es trat eine augenblickliche Stille ein. Niemand kannte den Alten. Er war in bürgerlicher Tracht, hatte halbgraues Haar und Bart, ein sonnverbranntes Gesicht, doch mehr das Ansehen eines friedlichen Geschäftsmannes als das eines Kriegers. Tharradel sah ihn scharf an.

„Und woher wißt Ihr das so gewiß?" fragte er.

„Ich verwundere mich nur, daß es hier in Wien erst jetzt bekannt wird", antwortete der Fremde. „Ich komme eben von Linz, die Donau herunter zu Schiff, aber dort haben wir's schon vor zwei Tagen gewußt."

„Es ist wahr", bemerkte Tharradel, dem, gleich den Andern, in der Verwunderung über den ruhigen, bestimmten Fremden für den Augenblick der Eindruck des Ereignisses selbst etwas verwischt war, „wir hätten's auch schon länger wissen können, wenn die Schlacht am 14. gewesen ist!"

„Ja, ja, wie ich sage", sprach Reubner wieder spöttisch lächelnd, „gute Zeitungen für sie theilen sie uns schon schneller mit! Solche aber, wie diese, erfahren wir immer zeitig genug! — Also wirklich der Boucquoi geschlagen von dem Thurn!" wandte er sich zu dem Fremden. „Und wißt Ihr etwas Näheres von der Schlacht, Herr?"

„Nein", antwortete dieser kurz, mit einem flüchtigen, aber mistrauischen Blick auf den Kreis, der sich versam-

melt hatte. „Als ich Linz verließ, war eben die Nachricht eingetroffen, von Budweis her!“

„Es ist ein erschreckliches Unglück“, rief Schmerl aus. „Sie werden noch vor Wien rücken!“

„Könnte wol sein“, warf der Graubart Reubner lachend hin, „schaut nur zu, daß Euch der Stephansthurm nicht auf den Kopf fällt! Mich dünkt er wackelt schon! — Und wenn nicht der Stephansthurm könnte Euch doch der Mathes Thurn über den Hals kommen!“

Tharradel murmelte für sich: „Ich kann's noch gar nicht glauben und begreifen!“

„Meint Ihr auch, gnädigster Herr, daß es so übel stehe“, fragte Haidvogl, ängstlich zu Tharradel gewandt. „Ach, Ew. Gnaden haben Kenntniß von solchen Sachen! Sagt uns, droht uns Gefahr?“

„Sie werden Wien belagern wie der Türke vor Zeiten!“ rief Schmerl mit kläglicher Geberde.

„Wenn Ihr etwa vorm Glacis wohnt, in der Vorstadt, dann lauft nur, daß Ihr nach Haus kommt“, spottete Reubner, „sonst ist der Thurn früher als Ihr dort!“

Schmerl sah den Alten dumm verdutzt und erschreckt an.

„Ach, gnädigster Herr von Tharradel“, wandte er sich gleichfalls zu diesem. „Ich habe vordem für Euch gearbeitet. Ich weiß, Ihr haltet zu den Protestanten . . . .“

„Was gehört das hierher!“ fuhr Tharradel aufspringend ihn wild an. „Packt Euch mit Eurer Hasenangst hier hinaus, rathe ich Euch an, und laßt uns unsern Wein in Ruhe trinken!“

Schmerl und Haidvogl und die Gefährten, die sie begleiteten, fuhren erschreckt zurück. Der Fremde aber war sehr aufmerksam geworden und sah Tharradel mit scharf beobachtenden Blicken an.

„Kommt, Schmerl", flüsterte Haidvogl, „wir wollen
u Eurem Vetter Zeiserl bei St.-Peter!"

„Ja, wir wollen fort zu Haus oder wohin Ihr wollt!"
ntwortete der Erschreckte und schob sich mit einer furcht-
amen Verbeugung auf die Seite. Er, Haidvogl, und die
it ihnen gekommen waren, verließen die Trinkstube, sodaß
harradel, Neubner und der Fremde wieder allein waren.

Tharradel setzte sich wieder, und obgleich er anfangs
och verdrießlich aussah, gewann doch der Eindruck der
achrichten, die für ihn erfreuliche waren, nachgerade die
berhand. „Komm, Alter", sprach er zu Neubner, „laß
ns unsern Wein austrinken; jetzt wird er uns schmecken;
ann wollen wir uns doch selbst einmal in der Stadt um-
hun und zuschauen was an dem Gerücht ist!"

„Ihr dürft Euch darauf verlassen, Herr; was ich Euch
esagt habe, ist wahr", sprach der Fremde, der geblieben
ar und zwei Schritte von dem Tisch, wo die beiden
rinker saßen, auf einem Sessel neben einem kleinern Tisch-
en Platz genommen hatte. Tharradel wandte sich zu ihm
nd schien etwas fragen zu wollen. Doch der Fremde kam
hm zuvor. „Jetzt", sagte er, „könnte ich Euch auch noch
iniges Genauere darüber mittheilen." Dabei ließ er das
luge rings im Gewölbe umlaufen, als ob er sich über-
eugen wolle, daß sie auch wirklich allein seien.

„Das sollte mir lieb sein", antwortete Tharradel, „und
oem hätte ich die Nachrichten zu danken?"

„Ich bin von Linz, mein Name ist Markwald, ich
andle mit Getreide", antwortete der Fremde und trat an
en Tisch. „Ich glaube Euer Name, werther Herr, ist
harradel? Tharradel zu Ebergassing?"

„So ist es", antwortete dieser verwundert, „und wo-
er kennt Ihr mich?"

„Euer Name, Herr, wurde zuvor von den Bürgern im Gespräch genannt, und da muthmaßte ich, daß Ihr derselbe seid, von dem ich bereits gehört hatte.“ Diese Worte waren von einem Blick begleitet, den Tharradel nur für einen stummen Wink halten konnte.

„Ihr wolltet etwas von mir? Ihr habt etwas an mich?“ fragte er verwundert. „Nur heraus mit der Sprache!“

„Vielleicht eine Kleinigkeit, einen Auftrag“, antwortete der Fremde, „wir können gelegentlich davon sprechen. Wenn Ihr gestatten wollt, gnädiger Herr, daß ich Euch in Eurer Wohnung aufsuche.“

„Vor diesem braven Kriegsmanne hier“, entgegnete Tharradel, „habe ich kein Geheimniß. Wir finden nicht leicht bessere Gelegenheit miteinander zu reden, denn morgen früh dürfte ich viel Geschäfte haben, und Mittags reise ich schon wieder ab, da ich jetzt nicht in Wien wohne!“

Der Fremde maß Reubner mit einem aufmerksamen Blick.

„Ihr recognoscirt mich ja so“, rief dieser lachend, „Ihr werdet doch nicht gleich hinter meine Stärke kommen!“

Der Fremde ließ sich nicht aus seiner Ruhe bringen. „Es ist nur ein Gruß und eine Bestellung von einem Eurer ältern Bekannten, die mir gelegentlich aufgetragen wurden, als ich vor den Unruhen in Prag dort zu thun hatte. Herr Martin Frühwein läßt Euch grüßen.“

„Frühwein“, rief Tharradel überrascht und seine Züge drückten eine unruhige Spannung aus, während der Fremde ihn mit ruhiger Sicherheit beobachtete. „Jetzt laßt nur die Maske fallen“, fuhr Tharradel leise fort; „kommt der Wind daher, so könnt Ihr erst recht frei hier sprechen. Der alte Graubart ist mein Alliirter!“

„Wenn dem so ist?“ entgegnete der Fremde fragend und sah noch einmal im Gemach umher, ob sich noch sonst Jemand darin befinde. Da er aber nur den Schenkjungen wahrnahm, der hinten in der Tiefe des Gewölbes, wo man nicht hören konnte, was gesprochen wurde, Gläser spülte, so fuhr er fort: „Nun denn ohne weiteres: Herr Frühwein sendet mich; mein Name ist Nikolaus Diewiß“, fügte er leise hinzu.

„Diewiß, Ihr seid es! Die Hand her, wackerer Freund!“ antwortete Tharradel.

„Herr Martin Frühwein hat Ew. Gnaden schon Mittheilungen über mich gemacht“, entgegnete Diewiß, „ich brauche Euch also wol nicht erst zu schildern, wie ich unserer Sache anhänge. Was nun meine Aufträge anbelangt, so“ .... er hielt inne und warf abermals einen Blick auf Reubner.

„Ich verstehe Euch und Eure Vorsicht, Herr Diewiß“, nahm Tharradel das Wort. „Doch Ihr dürft ganz frei reden. Dies ist“, dabei legte er die Hand auf Reubner's Schulter, „der treueste Anhänger unserer Sache, der Wachtmeister Stephan Reubner, ein wackerer Kriegsmann, den leider die türkischen Kugeln zum Invaliden gemacht haben. Stephan“, wandte er sich zu diesem und deutete auf Diewiß, „Herr Nikolaus Diewiß, Stadtschreiber der Altstadt Prag.“

„Leise, leise, Herr von Tharradel“, erwiderte dieser mit unterdrückter Stimme und legte den Finger auf den Mund, „daß Niemand diesen Namen, diese Bezeichnung hört. Hier bin ich der Getreidehändler Jakob Markwald aus Linz.“

„Verstehe, verstehe“, rief Reubner fröhlich und rieb sich die Hände. „Ihr marschirt mit falschem Fähnlein! Eine

Kriegslist! — Nun traue ich Euch erst recht. Aber jetzt sagt uns vor allen Dingen, wie steht's mit der Action?"

„Gut, gut, recht gut", antwortete Diewiß; „für diesen Sommer wird der Feldzug in Böhmen wol ein Ende haben. Graf Thurn hat den Marschall Boucquoi so im Lande empfangen, daß es ihm nicht mehr wohl darinnen ist."

„Der Thurn! Ich hätte nicht gedacht, daß der Schwarzkopf den Krieg so verstünde! Ein dreister Angreifer war er immer, auf den Feind ging er los, aber sah sich wenig rechts und links um. Bei Szigeth, — wann war es doch, — anno ...."

„Laß das gut sein, Neubner", unterbrach ihn Tharradel freundlich, der die Redseligkeit des Alten kannte, wenn er von seinen Kriegsereignissen erzählte. „Sagt mir jetzt gerad heraus, Herr Markwald, was habt Ihr an mich!"

„Nun, — ich habe auch Briefe!"

„So, gebt", rief Tharradel eilig.

„Nein, hier ginge das nicht wohl", sprach Diewiß lächelnd, „dergleichen trägt man nicht in der Tasche mit herum. Ich war schon auf Eurem Schloß, da hörte ich, daß Ihr in Wien seid; ich suchte Euch hier in Eurer Herberge auf, da erfuhr ich, daß Ihr gewöhnlich hier den Frühtrunk zu nehmen pflegtet. Ich suchte und fand Euch denn hier. Allein meine Brieftasche ist meine Stiefelsohle! Hier habe ich nur", er zog eine Brieftasche aus der Brust, „meine Reisescheine, aus Linz datirt, und ein paar Abschlußrechnungen über Getreidegeschäfte und andere Papiere, die dem Getreidehändler Jakob Markwald zugehören. — Laßt uns denn in Eure Herberge gehen, gnädigster Herr, dort kann ich mein geheimes Kästlein öffnen. Und dort will ich Euch auch das Genauere von der Schlacht erzählen."

„Das sind mir prächtige Händel", rief Reubner, „wir stoßen an darauf."

Sie tranken.

„Seid aber doch auf Eurer Hut, Herr Markwald", sprach Tharradel leise; „es laufen hier in Wien mancherlei Gesichter umher, die Euch in Prag gesehen haben könnten. Der Slawata zum Beispiel, sammt seinem Geheimschreiber Fabricius Platter ...."

„Den der Kaiser Mathias in den Adelsstand erhoben hat, daß er sich nach seinem Luftritt Platter von Hohenfall nennen kann", unterbrach Reubner lachend.

„Besonders warne ich Euch", fuhr Tharradel fort, „vor den Jesuitenröcken! Da ist der Pater Thyßka ...."

„Die schwarzen Füchse möge der Schwarze holen", rief Reubner wieder dazwischen.

„Es sind aber Füchse und sie haben eine feine Witterung", sagte Tharradel.

„Ich danke Euch bestens für Euren Rath, gnädiger Herr", entgegnete Diewiß; „ich wußte das theils, theils vermuthete ich es, aber", setzte er lächelnd hinzu, „ich denke nicht, daß sie mich, wie ich hier erscheine, so leicht erkennen werden. In Prag war mein Haar noch frisch hellbraun, und wuchs mir dort ein Bärtchen auf der Oberlippe, so war ich dafür am Kinn desto glatter!"

„Ich verstehe!" sprach Reubner mit pfiffiger Miene. „Ihr Spion, Ihr! Man sollte Euch hängen!"

„Laßt uns gehen, ich bin zu begierig zu erfahren, was mir Frühwein meldet oder sendet", sagte Tharradel, indem er aufstand und mit dem Siegelring an den Becher klopfte, damit der Schenkjunge herbeikomme. Dieser sprang rasch von seinem

Spültrog hinweg und beeilte sich die Zahlung für den Tokayer einzustreichen.

Sie gingen.

Neununddreißigstes Capitel.

Auf den Gassen Wiens gewahrte man die unverkennbaren Zeichen größter Bestürzung. Die Bürger standen vor den Häusern in kleinen Häuflein im eifrigen Gespräch beisammen. Ein dunkler Strom der Volksmenge eilte der Burg zu, aus der die Nachrichten in die Stadt gedrungen waren und sich wie ein Lauffeuer verbreitet hatten.

Da der erste Schrecken stets die Eindrücke weit vergrößert, war Alles in der höchsten Unruhe; man hätte glauben können, der Feind stehe schon vor den Thoren.

„Sie stürzen über die Gassen als ob ihnen die Bomben und Feuerkugeln schon in die Dächer fielen", spottete Neubner. „Wartet nur, dazu kann Rath werden!"

„Laß deine Freude hier nicht zu laut werden, Alter", erinnerte Tharradel. „Noch sind sie Herren in Wien! Und zuweilen haben die Mauern Ohren!"

Sie geriethen jetzt in einen dichten Menschenstrom, der der Burg zudrängte, als ob dort, woher die erschreckenden Nachrichten zuerst gekommen waren, unaufhörlich neue ertheilt werden müßten.

„Zaloska", rief eine laute Stimme mitten in dem unruhigen Gewoge, „komm hier herüber."

Sie wandten die Augen unwillkürlich nach der Stelle, woher der Ruf kam. „Teufel! Seid vorsichtig", rief

Tharradel leise und faßte Diewiß an den Arm. „Dort kommt der Pater Thyßka quer über die Gasse, mit zwei andern Confratribus; wenn Euch von denen nur Niemand erkennt! Ausweichen ist jedenfalls besser!“ Dabei zog er ihn seitwärts, einem engen Nebengäßchen zu.

Diewiß hatte auch hinübergeblickt und allerdings einige prager Gesichter erkannt. Er hielt sich daher das Tuch vor, wandte den Kopf ab und folgte Tharradel, jedoch nicht ohne einen Blick seitwärts zu werfen, der ihm noch gestattete, Thyßka ins Auge zu fassen, wie er eben einem Mann von widerwärtig slawischer Gesichtsbildung mit breiten Backenknochen, glotzenden Augen und starrem schwarzen Bart und Haar ein Päckchen Schriften übergab und ihm mit der Hand andeutete, wohin er seinen Weg damit zu nehmen habe. Dieser drängte sich eilig damit durch die Menge; es war Zaloska in Slawata's Diensten diesem nach Wien gefolgt.

Auf einigen Umwegen, um die unruhigern Gassen zu vermeiden, erreichten Tharradel und seine Begleiter dessen Herberge nach kurzer Zeit. Hier begaben sie sich sogleich auf sein Zimmer. Sobald die Thür hinter ihnen verriegelt war, zog Diewiß eilig den rechten Stiefel aus, nahm ein Taschenmesser, that einige Schnitte von außen zwischen Sohle und Oberleder, und löste auf diese Weise einige Fäden, mit denen eine dünne Doppelsohle im Innern des Stiefels befestigt war. Er nahm sie heraus und zugleich einige aufs feinste gefalzte Papierblätter.

Tharradel griff begierig danach. Reubner hatte sich inzwischen auf einen Stuhl ans Fenster gesetzt und schaute in die Gasse hinaus.

„Ich werde Euch doch Vieles mündlich erklären müssen“, bemerkte Diewiß gegen Tharradel, „denn natürlich mußten die Blätter so geschrieben sein, daß sie unnütz und unver-

ständlich blieben, wenn sie in falsche Hand geriethen. Die Hauptsache ist meine Beglaubigung an Euch, gnädiger Herr, und meine Vollmacht durch Martin Frühwein in Betreff der Geldpunkte."

„Ich sehe, ich sehe", erwiderte Tharradel im eifrigen Lesen, während Diewiß den Stiefel wieder ordnete und anzog; „das ist aber Alles vor den jetzt gewonnenen Schlachten geschrieben?"

„Dadurch wird sich wenig ändern, nur das Ganze leichter werden", antwortete Diewiß. „Mit einem Wort, gnädiger Herr", fuhr er nach einigem Ueberlegen in wohlgeordneter, ruhiger Rede fort, „die böhmischen Stände zählen auf die österreichischen; Eure Thätigkeit, Eure Vermittelung nehmen sie in Anspruch, durch Martin Frühwein's Ausführung auf Eure Genossen zu wirken, daß wir in ein so enges, getreuliches Bündniß treten als möglich. Die österreichischen Stände haben sich so unabhängig zu stellen gewußt, so feste Freiheiten errungen, daß sie dem Kaiser gegenüber mit Sicherheit auftreten können. Und da es nun alle Freiheiten zugleich gilt, nicht blos die der Religionsübung, so ist unsere Hoffnung, daß selbst die katholischen Mitglieder uns nicht entgegen sein werden, wenn man ihnen die Dinge auf die rechte Art, mit beredter Zunge vorstellt. Wir werden nie ihren Glauben verfolgen, solange sie uns unbehindert lassen! Ist denn die gegenseitige Verfolgung nothwendig? Haben doch in ganz Böhmen, solange bis die Jesuiten Zwietracht säeten, die Hussiten friedlich mit den Katholiken beieinander gewohnt!"

Reubner pfiff während dieser Worte vor sich hin und murmelte: „Ja, wenn die Pfaffen nicht mit an dem Brei kochten!"

„Es wird schwer sein", entgegnete Tharradel. „Es

werden zu viele Lügenschriften verbreitet. Auf beiden Seiten vielleicht. Allein das Mistrauen ist einmal da. Und, beim Henker, ich traue auch nicht weit, wo die Kapuzen mitzureden haben. Gebt ihnen einen Finger und sie nehmen die Hand, gebt ihnen einen Strohhalm und sie drehen Euch umsehends ein Fangseil daraus, stark genug um einen Löwen zu binden. Doch, auf mein Wort, was ich vermag, soll geschehen. Man muß aber die Umstände abwarten. Es heißt, der Kaiser wollte die Stände schleunigst berufen, wegen der Geldmittel zum Kriege. Daran läßt sich anknüpfen; das haben wir auch hier schon unter uns betrieben. Hier, meine Hand; ich thue was ich kann; wir sind zahlreich und stark, wenn wir zusammenstehen!"

„So bringe ich gute Botschaft zurück an Herrn Frühwein?"

„Die beste!" Tharradel reichte ihm die Hand; er schlug ein und schüttelte sie herzlich.

„Allein Ihr wolltet auch uns Botschaft mittheilen", begann Neubner. „Ihr wißt Näheres von der Schlacht?"

„Nichts Einzelnes von den Gefechten selbst. So viel aber ist gewiß, daß den Unsrigen der Muth mächtig gewachsen ist und die Kaiserlichen sich in schlimmer Lage befinden. Nicht allein daß sie geschlagen sind und viel Leute verloren haben, sodaß sie sich ganz auf Oesterreich zurückziehen müssen, so haben sie auch in den ganzen sechs Wochen des Marsches erfahren wie die Böhmen fechten! Sie konnten ja kaum vorwärts, bevor ihnen unser Heer entgegenrückte, so haben die bewaffneten Bauern und die in Eile zusammengebrachten kleinen Truppenabtheilungen ihnen zu schaffen gemacht. Jeden Paß, jeden Durchgang, jedes Oertchen mußten sie sich blutig erkämpfen!"

„Sind bei Euch auch die Bauern so eifrig protestantisch oder hussitisch?“ fragte Tharradel.

„Zum Theil wol“, erwiderte Diewiß, „aber auch wo sie das nicht sind, waren sie erbittert gegen die kaiserlichen Truppen, weil sie so gar arg gehaust haben! Und dabei heißt es in der kaiserlichen Schrift: «Wir lieben unser gutes Land und das wackere Volk der Böhmen, wir wollen nur den Frevel etlicher Aufrührer bestrafen!»“

„Ja, mit solchen Worten sind sie stets bereit! Wir sind immer die Aufrührer“, rief Tharradel heftig, „wenn wir uns nicht von ihnen die Köpfe zertreten lassen wollen!“

Neubner pfiff, vor Erbitterung und Freude zugleich.

„Da heißt es ferner“, fuhr Diewiß fort: „Wir führen Euch kein fremdes Kriegsvolk ins Land, es sind Alles Söhne Eines Landes, sie sollen nur die ungerecht Bedrängten schützen!“

„Huy!“ rief Neubner mit einem langen Pfiff.

„Kein fremdes Kriegsvolk?“ eiferte Tharradel. „Auf allen Straßen haben sie geworben. Ihre Kriegsknechte reden in allen Zungen!“

„Und wenn sie auch nur deutsch und böhmisch redeten“, unterbrach Diewiß, „sie handeln wie die Türken und Heiden. Fingen sie nicht überall mit Plünderung und Brand an, wenn sie auf einen Ort rückten? Haben sie nicht die Männer, ob sie evangelisch oder katholisch waren, um Geld zu erpressen, gefangen, geknebelt, gemartert, die Weiber geschändet auf offenem Markt? Sogar zu Neuhaus, das fast ganz katholisch ist und dem Slawata gehört! Was Wunder, wenn sich da die friedlichsten Landleute zusammenrotteten und sich ihrer Haut wehrten! Kann es uns schlimmer gehen, riefen sie, wenn wir für unser Haupt und

unsere Weiber und Kinder fechten, als es uns ergeht, wenn wir diese Rotten geduldig und friedlich einrücken lassen?"

Neubner hatte aufgehört zu pfeifen. Er war blaß vor Zorn. „Ich bin auch vom Handwerk", sagte er und zitterte vor Ingrimm; „ich weiß auch, daß der Soldat oft zugreifen muß und der Krieg kein Spiel ist. Aber im eigenen Lande! Dafür möchte die Pest sie wegräumen!"

„Weil's eben nicht das eigene Land ist für all das zusammengeraffte Gesindel, das gar kein Vaterland hat und kennt", seufzte Diewiß.

„Und weil die Pfaffen hetzen", sprach Tharradel erbittert. „Sie ließen das Volk lieber mit den Tataren Brüderschaft machen als Katholische mit Evangelischen! Predigen sie ihnen nicht die ewige Seligkeit, wenn sie recht brennen und morden, und alle Höllenstrafen, wenn sie die Ketzer für Menschen erachten?"

Diewiß wischte sich eine Thräne aus den Augen.

„Ja, es ist wahrlich zum Weinen solches Elend", rief Tharradel.

„Zum Heulen vor Wuth", fiel Neubner bei und sprang auf.

„Es war, um redlich gegen Euch zu sein, Freund", sprach Diewiß, „diesmal nicht das allgemeine Elend, was mir die Thräne ins Auge trieb, sondern ein Fall, der mich selbst angeht! Ach, ich hatte eine Schwester in Neuhaus verheirathet an einen wackern Bürger, den Bäckermeister Wenzel Bissek. Dort haben sie die Vorstädte niedergebrannt und sein Haus mit, allein sie plünderten es zuvor, und als der Schwager und die Schwester mit ihrer einzigen siebzehnjährigen Tochter und den wenigen Hab-

seligkeiten, die sie retten wollten, flüchtete, ergriffen sie ihn, banden ihn, warfen ihn lebendig in die Flammen des brennenden Hauses, und Frau und Tochter wurden ...."

Die Sprache versagte ihm, er hielt die Hände krampfhaft vor das Gesicht gepreßt. Auch Tharradel und Reubner waren wie erstarrt. Reubner's bleiche Lippe zitterte vor zürnendem Schmerz; sein treues Herz bebte im Mitgefühl; Tharradel drückte sich die Hand vor die Augen. Diewiß schwankte; sie mußten ihn in die Arme nehmen. Einige Augenblicke vergingen in stummen Schauern. Dann war es, als ob ihn plötzlich eine höhere Gewalt durchzuckte und ihm Leben und Kraft zurückgebe. Er richtete sich auf, sein Auge flammte, drohend hob er die Rechte gen Himmel und rief: „Solange ich meine Hand erheben kann, *solange meine Zunge zu stammeln vermag*, soll mein Arm nicht ruhen und mein Mund nicht schweigen im Kampf wider Die, welche solche Gräuel verschuldet!"

In diesem Augenblick pochte es hart an die Thür.

„Was ist das?" fragte Tharradel leise und horchte betroffen auf.

Zwei murmelnde Stimmen ließen sich vor der Thür hören, die eine von eigenthümlich rauhem Ton. „Still", sprach Diewiß, kaum hörbar mit dem Finger auf dem Munde, „ich habe eine Vermuthung, seid vorsichtig!"

„Wer ist da?" fragte fast gleichzeitig Tharradel, der gegen die Thür geschritten war.

„Es ist Jemand hier, der Ew. Gnaden zu sprechen wünscht", antwortete die Stimme des Stallknechts aus der Herberge.

„Laßt ihn ein, um keinen Verdacht zu erregen", „raunte Diewiß ihm zu und raffte schnell die Papiere, die noch auf

dem Tische lagen, zusammen; „ich glaube zu wissen, wer es ist."

Tharradel öffnete. Es war Zaloska, der neben dem Hausknecht stand und sich mit geheuchelter Demuth verbeugte.

„Was ist zu Eurem Begehr?" fragte Tharradel mit schlecht verhehltem Unwillen, als er das widerwärtige Gesicht des Gesellen sah, den er nicht kannte.

„Der gnädige Herr hat", sprach er mit angenommener Unterwürfigkeit, während sein Auge scharf umherspähte, „das auf der Gasse verloren; ich wollte es hier zurückbringen." Dabei übergab er Tharradel ein seidenes Sacktuch.

„Ja, das ist mein Tuch", antwortete Tharradel erstaunt und nahm es; er hatte es noch nicht vermißt. „Ich danke Euch! Nehmt das für Eure Mühe." Er reichte ihm ein Geldstück, das Zaloska mit einem verzerrten Lächeln empfing und sich auf Tharradel's Hand beugte, um sie zu küssen. „Wo habt Ihr das Tuch gefunden?" fragte dieser.

„Am Kohlmarkt ließ es der gnädige Herr fallen. Aber das Gedränge war zu groß; ich konnte nicht gleich folgen; es hat mir viel Mühe gemacht, Euch hier aufzufinden."

Während dieses Gesprächs hatte Zaloska immerfort seine Augen seitwärts auf Diewiß gerichtet; dieser stand an einen Tisch gelehnt, scheinbar ganz gleichgültig. Jede Spur der Aufregung des Gemüths war aus seinen Zügen gewichen; er spielte mit den Fingern wie gedankenlos auf dem Tische.

Tharradel, dem die Störung überhaupt höchst unwillkommen und Zaloska selbst äußerst zuwider war, verabschiedete ihn kurz und drängte ihn halb wieder zur Thür hinaus. Kaum waren sie allein, als Diewiß ihm ein Zeichen

gab und dann laut, aber mit gleichgültigem Tone fragte: „Und was meint Ihr, daß ich für die Last Weizen bekommen werde?“

Dadurch brachte er ein Gespräch über Getreide in Gang, lauschte aber dabei immerfort an der Thür. Erst als die verhallenden Schritte der sich Entfernenden ihm die Sicherheit gewährt hatten, daß sie nicht horchten, fing er an:

„Ich bin nicht mehr sicher in Wien. Dieser Bursche streifte schon zuvor auf der Straße an uns vorüber. Ich erkannte ihn sogleich; er gehört zu Slawata's Anhang und ich habe im Mai mit ihm zu thun gehabt in Prag. Ich hätte nicht geglaubt, daß er mich erkannt haben könnte, in der verstellten Tracht. Jetzt aber bin ich dessen gewiß. Diese Meute unserer Feinde hat nicht nur die Wuth, sondern auch die Spürkraft der Hunde! — Könnt Ihr mich unbemerkt hier fortschaffen? Wenn ich nur meine Herberge am Rothen Thurmthore erreiche, dann ist mir nicht mehr bange.“

„Dahin führe ich Euch; ich setze meinen Kopf zum Pfande, ohne daß uns Jemand nachspüren soll“, rief Reubner.

„Ihr wüßtet ein Mittel?“

„Traut einem alten Soldaten. Ich verstand einzuhauen, aber auch eine Schleichpatrouille zu machen. Kommt nur ohne Zeitverlust.“

„Wie willst du das anfangen, Alter?“ fragte Tharradel.

„Laßt das meine Sorge sein, Herr von Tharradel“, entgegnete Reubner. „Aber fort, damit sie nicht erst ihre Anstalten machen!“

„Und schafft hier alle verrätherischen Spuren, alle Papiere bei Seite“, erinnerte Diewiß.

Mit herzlichem Händedruck und stummer Umarmung nahm er Abschied und ging mit Stephan Reubner hinaus.

Im Hause trafen sie Niemand mehr. Drunten auf der Gasse warf Reubner die Augen rechts und links. Wirklich sahen sie kaum funfzig Schritte entfernt Zaloska stehen, mit einem Manne in Jesuitentracht und zwei andern Leuten, die kein sehr empfehlendes Aeußere hatten. Sie waren eifrig im Gespräch miteinander.

„Gut, daß sie links stehen", sprach Reubner leise und drängte Diewiß rechts. Sie gingen eilig die Gasse hinauf, dann in das erste, ganz nahe Quergäßchen rechts und dort in eins der nächsten gegenüberstehenden Häuser.

Sowie sie die dunkle Hausflur erreicht hatten, rief Reubner fröhlich: „Victoria! Wir haben gewonnen! Es ist unmöglich, daß sie uns hier haben eintreten sehen, und heraus wollen wir bald und unerkannt kommen."

Damit zog er Diewiß eilfertig die enge, finstere Treppe hinauf, bis ins vierte Stockwerk. Hier pochte er an eine schmale Thür mit einem vergitterten, kleinen Glasfensterchen; eine heisere weibliche Stimme fragte: wer da sei?

„Macht nur rasch auf, Muhme", antwortete Reubner; „eilig, eilig!"

Ein Riegel schob sich schwerfällig zurück, die Thür öffnete sich und Beide verschwanden in dem dunkeln Raum.

Vierzigstes Capitel.

Der alte Kaiser Mathias, in einen Pelz gehüllt und die Füße mit Pelzkissen bedeckt, denn es war schon im December, saß in einem Lehnstuhl, den er an das Fenster hatte rücken lassen, aus dem er über die Mauern und Festungsgräben Wiens hinweg hinausblickte ins Feld. Den Himmel deckte graues Gewölk, feuchter Schnee stöberte herab in dichten Wirbeln, doch er zerschmolz fast in dem Augenblick, wo er den Boden erreichte. Das Feld war öde und leer, grau, nur dürre Aeste der alten Bäume streckten sich als Unterbrechung des schwermüthigen Einerlei in die Lüfte. Denn der Kreis der fernen Gebirge am Horizont, selbst der Kahlenberg waren durch die nebelige Luft und den im Winde umgetriebenen Schnee ganz dem Blicke entzogen. Die Schildwachen, die auf den Wällen hin und wieder gingen, wickelten sich dicht in ihre Mäntel, schüttelten häufig den Schnee vom Helm und schlugen, das Gewehr anlehnend, die Arme kreuzweis über die Brust zusammen, um sich zu erwärmen. Draußen im Blachfelde sah man kaum hier und da einen Menschen, der mühsam gegen den Wind kämpfte, oder einen belasteten Wagen, den die keuchenden Pferde trotz aller Peitschenhiebe des Fuhrmanns kaum durch den tiefen kothigen Weg schleppen konnten. Es war ein düstres Gemälde, in welchem sich die einzelnen bewegten Gegenstände so unscheinbar verloren, daß es in todtengleicher Stille dalag, die nur durch das heisere Krächzen der Raben unterbrochen wurde, welche unter dem grauen Gewölke hin und wieder strichen oder die Spitzthürme der Burg unter der Wetterfahne umflatterten.

„Wie dort draußen", sagte der Kaiser, der lange schweigend in die Landschaft geblickt hatte, mit finstrem Tone, „so schaut es auch mit mir aus. Alles grau und wüst!"

„Es wird halt schon wieder Frühling werden und lustig grünen", versetzte der alte Kämmerer Balthasar, indem er das Tischchen mit dem Frühstück neben den Stuhl des Kaisers setzte, „dort draußen, und bei Ew. kaiserlichen Majestät!"

„Bei mir?" Der Kaiser schüttelte den Kopf.

„Ei gewiß, wenn unser Herrgott den Segen gibt, mit dem Winter endet auch die Krankheit, und ....."

„Nichts, nichts, Balthasar", unterbrach ihn der Kaiser. „Mit dem vorigen Frühling hat's angefangen und mit diesem wird's enden!"

Er unterbrach den Fortgang seiner Rede und fragte dann: „Ist denn die Kaiserin noch nicht auf? Sie pflegt doch sonst gleich frühzeitig hier mein Lazareth zu besuchen!"

„Befehlen Ew. Majestät, daß ich hinübergehe, mich zu erkundigen?" fragte der Kämmerer.

„Ja, Balthasar, geh!"

Der Kaiser war allein. „Frühling!" murmelte er vor sich hin. „Da draußen wird's schon wieder Frühling werden! Mein Winter hat keinen Frühling mehr. — — Er hat am Ende doch Recht! März, Mai .... nun, in Gottes Namen! Die Freude ist auch nicht allzu groß, hier auszudauern! Sorge, Mühe, Verdruß, Kummer und Unheil auf allen Seiten! Ja, in Gottes Namen!"

Er zog ein Gestell, auf dem sich allerlei Papiere befanden, näher an den Sessel. „Ich habe das Alles nur so flüchtig durchlaufen und es muß doch genau gelesen werden; es ist ein bitterer Trank, den ich Löffel auf Löffel verschlucken muß bis zum Ende!"

Er nahm die übereinander geschichteten Papiere vor und

las sie eins nach dem andern aufmerksam durch. Seine Miene wurde immer finsterer. „Sie haben es mir gut eingerührt die Herren, die sich für so viel weiser hielten als mich und Clesel!“

Balthasar kehrte zurück. Er begegnete dem fragenden Blicke des Kaisers, der sich sogleich auf ihn richtete, mit einem verlegenen, ja beunruhigten. „Ihre Majestät die Kaiserin haben eine üble Nacht zugebracht und befinden sich noch jetzt nicht recht wohl“, meldete er.

„Krank? Sie auch krank?“ fragte Mathias bestürzt. „Soll denn hier in der Burg Niemand mehr gesund sein?“

Der Kämmerer machte eine Bewegung, um zu sprechen. Der Kaiser unterbrach ihn mit der Frage: „Ist das Uebel denn arg? Ist schon zu einem Leibarzt geschickt?“

„Ich kann es nicht sagen, Ew. Majestät!“ antwortete Balthasar, „doch geruhen Ew. kaiserliche Gnaden ....“

„Geh' gleich“, unterbrach ihn der Kaiser, „erkundige dich; wenn noch nicht geschickt ist, soll es auf der Stelle geschehen! Zu Gisbertus oder Vossius, oder wen ihr zuerst trefft! — Eile Alter! ....“

Der Kämmerer stand zögernd. Der Kaiser sah ihn ungeduldig an.

„Ich habe noch eine Meldung an Ew. Majestät“, sprach Balthasar verlegen. „Se. Majestät der König haben herübergesandt und lassen um Erlaubniß bitten, Ew. Majestät so früh stören zu dürfen!“

„Das wird wieder eine angenehme Unterredung oder eine schöne Hiobspost sein“, rief der Kaiser aus.

Doch er winkte dem fragend anblickenden Balthasar bejahend zu, und dieser ging, um die Befehle seines Herrn zu vollführen. Wenige Minuten später trat der König von Ungarn, Erzherzog Ferdinand ein.

„Darf ich mich nach dem Befinden meines gnädigsten Oheims erkundigen?“ fragte er, sich tief verbeugend.

„Gut, gut!“ warf Mathias verdrießlich hin; „gut für Euch, desto schlimmer für mich!“

Der Erzherzog Ferdinand wollte etwas erwidern, doch er bezwang sich und nahm die bittere Aeußerung schweigend hin.

„Ich hoffe, Ew. Majestät haben keine so üble Nacht zugebracht wie gestern“, begann er nach einigen Augenblicken. „Leider muß ich Ew. Majestät Geduld und Kräfte in Anspruch nehmen, und ich wünschte daher, daß sie so frisch sein möchten als möglich. — Es sind wichtige Botschaften eingetroffen!“ Bei den letzten Worten warf er einen Blick auf Balthasar.

„Müssen wir allein sein?“ fragte der Kaiser, und da des Erzherzogs Blicke die Frage bejaheten, sagte er zu Balthasar: „Thu', was ich dir aufgetragen und warte draußen, bis ich schelle.“

Der Kämmerer setzte dem Könige Ferdinand einen Sessel zu dem des Kaisers und entfernte sich.

„Setz' dich“, winkte Mathias. „Du bringst schlechte Neuigkeiten? Wie?“

„Schlechte für die Gegenwart, doch die Hoffnung für gute in der Zukunft!“ war die Antwort.

„Es sieht mir nur etwas weit im Felde aus mit Eurer glücklichen Zukunft!“ entgegnete der Kaiser, „und Eure Gegenwart macht es uns halt sehr unbequem! — Indeß Ihr habt es ja Alle besser verstanden als ich.“

„Es ist mir gewiß ebenso tief schmerzlich, als es Ew. Majestät selbst sein kann“, begann der König, „daß die heilige Sache, die wir führen, für den Anfang ein so geringes Waffenglück gehabt hat ....“

„Waffenunglück und großes", unterbrach Mathias, „geringes Glück nennt Ihr das? Ein hübscher Name für ein halbes Dutzend verlorener Schlachten und Städte! Sagt mir doch, theurer Neffe, wo hätten wir denn Glück gehabt?"

„Ew. Majestät erlauben mir zu bemerken, daß wir freilich zu lange gezögert hatten, den Aufrührern mit gewaffneter Hand entgegenzutreten!"

„Ja es ist ein Unglück", rief der Kaiser spöttisch und voll Ingrimm. „Im Sommer regnet es keine Soldaten, und im Winter schneit es keine! Wir hätten sollen die Generale allein schicken und drei Monate später die Mannschaften! Das wäre eine gute Art Krieg zu führen gewesen. Viel schlechter hätte es freilich auch nicht ausfallen können, als es jetzt steht! Vielleicht erleben wir es noch vor Weihnachten, daß wir hier vom Fenster aus Heerschau halten können — über die Böhmen! Es müßte sich recht gut ausnehmen, wenn sie da drüben ihr Lager aufschlügen und uns die Kanonenkugeln durch die Mauern schickten! Freilich, wie man sich halt bettet, so liegt man!"

Der Kaiser erhitzte sich, es war seine Weise, im Reden. Ferdinand wurde verlegen; er suchte nach einer glücklichen Wendung, um zu antworten und dem Kaiser die neuen unangenehmen Meldungen so gelind als möglich zu machen; doch er suchte vergebens. Mathias blickte zum Fenster hinaus in die Landschaft, als wollte er überschlagen, wie sich wol das Heer der Böhmen hier lagern könnte. Der Zorn weckte in seinem matten erlöschenden Auge ein neu aufglühendes Feuer.

„Zu solchem Aeußersten wird es der allmächtige Gott, so hoffe ich, niemals kommen lassen", begann endlich Ferdinand, „wenn er uns auch noch manches Unglück schickt —

zur heilsamen Strafe vielleicht! — Gerad heraus!" nahm er sich endlich zusammen, „ich muß Ew. Majestät einen neuen Unfall melden!"

Der Kaiser horchte gespannt.

„Pilsen ist verloren!"

„Pilsen!"

„Mansfeld, der nun mit seinem ganzen Corps in Böhmen eingerückt ist, hat es mit Gewalt der Waffen genommen. Vor einer Stunde hat mir der Graf Boucquoi die Depesche mit der leider unzweifelhaften Nachricht gesandt."

„Und der Kurier ging an dich!" betonte der Kaiser bitter.

„Nur wegen meines Commandos", entgegnete Ferdinand mit bescheidenem Tone, „der Feldmarschall hat den Vorfall als eine reine Kriegsangelegenheit betrachtet! — Am einundzwanzigsten November ist Mansfeld eingerückt!"

„Wie? Und das erfahren wir heut erst? Am fünften December?"

„Ew. Majestät wollen bedenken, daß wir gar keine Verbindungen mehr mit Böhmen offen haben. Thurn und die Directoren senden uns freilich keine Kuriere! Nur langsam, auf Umwegen, heimlich, oft nur zufällig kommen uns die Nachrichten von dort zu. Vollends jetzt, wo Wetter und Straßen so übel sind!"

„Pilsen! Nun ist Budweis unsere letzte Stadt in Böhmen!" Pilsen! Fast so viel werth als Prag selbst!" rief der Kaiser mit schmerzlichem Tone; dann sagte er bitter: „Nun freut euch doch, ihr gescheidten Leute! Habt ihr doch gehetzt auf den Krieg! Ihr wolltet den armen Hussiten nicht zwei Kirchen gönnen, nun haben sie euch nur eine Stadt gelassen!"

„Ich hoffe, dies wird unser letzter Verlust sein. Wir

werden uns, während die Heere in den Winterquartieren liegen, verstärken. Mit dem Frühjahr wird der Feldzug eine andere Gestalt bekommen!"

„Vorzüglich wenn wir so viel Geld darauf verwenden, als unsere Stände uns bewilligen wollen!" fuhr der Kaiser mit gleicher Bitterkeit fort.

„Der große Beschützer der katholischen Christenheit, unser theurer Vetter, der König von Spanien, wird uns auch hier nicht im Stiche lassen!"

„Ja, ja! Wir haben ganze dreimalhunderttausend Gulden bekommen" *), entgegnete Mathias noch bitterer, „und brauchen dafür nur die böhmische Krone an Spanien zu verschreiben!"

Ferdinand erschreckte und verfärbte sich. Denn allerdings hatte er in einem geheimen Vertrage Spanien die Erbfolge in Böhmen zugesichert, ohne Beachtung des Rechts der Böhmen, ihren König zu wählen. Hatte der Kaiser darauf deuten wollen? Ferdinand hielt es für das Beste, die Worte nicht zu verstehen, und ging unbeachtend darüber hinweg, indem er sich zu dem unmittelbar vorher vom Kaiser mit so bitterm Hohne berührten Punkt wandte, der die österreichischen Stände und ihre Bewilligungen betraf. Sie hatten nämlich durch die Mehrzahl der protestantischen Stimmen erklärt, daß, da der Kaiser den Krieg ohne ihren Rath und ihre Zustimmung begonnen habe, er ihn auch ohne ihre Hülfe und Verwilligungen fortführen müsse.**) — —

Ferdinand begann daher:

„Es ist freilich überaus traurig, daß die Stände eines Landes so große Gewalt gewonnen haben und sie mit solcher

---

*) Historisch.

**) Historisch.

Willkür gebrauchen wie die österreichischen! Ihre Weigerung, Gelder zum Kriege zu bewilligen, ist ein Frevel an dem Herrscherhause und am Vaterlande, der beide zugleich zu Grunde richten müßte, wenn man dabei beharrte. Es ist der erste Schritt zu offnem Widerstand; gewissermaßen die Erklärung: «Wir werden uns mit deinem Feinde vereinigen!» Denn einen Gegner, den man nicht bekämpfen helfen will, erklärt man schon halb für einen Bundesgenossen. Allein ich denke doch noch besser von den österreichischen Ständen. Sie sind durch einige verbrecherische Unruhstifter, Protestanten, die ihren Kaiser und die Kirche gleichzeitig verrathen, aufgehetzt. Ich weiß es zuverlässig. Da ist ein gewisser Tharradel von Ebergassing, das ist der Hauptfrevler. Wir haben ihn seit längerer Zeit beobachtet. Er ist auch außer den Ränken und Feindseligkeiten, wodurch er die Stände zur Widerspänstigkeit stachelt, geradezu als Hochverräther verdächtig. Ganz sichere Leute haben mir berichtet, daß er vor länger als zwei Monaten schon verdächtige Zusammenkünfte mit böhmischen Spionen gehabt hat. Einer der nichtswürdigsten böhmischen Rebellen, Niklas Diewiß, Stadtschreiber in Prag, eine glatte, gewandte Zunge, ein ränkemachender Federheld, ist in Verkappung in Wien gewesen und hat mit dem Tharradel Verhandlungen gepflogen. Leider ist es misglückt, sich des Verräthers zu bemächtigen, der, schon erkannt und umstellt, auf unbegreifliche Art entkommen und verschwunden ist, sonst ...."

„Ja, die Nürnberger henken Keinen, sie hätten ihn denn vor", spottete der Kaiser, der mühsam seine Ungeduld über die lange Rede bezwang.

„O, würdiger Oheim", antwortete der König mit einiger Empfindlichkeit, „behandelt den Eifer unserer getreuen Diener

und wahren Freunde nicht so spöttisch! Alles kann nicht glücken, was wir unternehmen!"

„Ja, das weiß der Himmel, noch ist sehr wenig geglückt", rief Mathias immer ungeduldiger dazwischen. „Wie standen wir vor vier Monaten und wie stehen wir jetzt? Damals war Unruhe und Verwirrung in Böhmen, und die argen Rädelsführer, wie der Thurn und Jessenius, säeten viel Unheil, aber es war doch noch nicht so viel Unkraut aufgegangen!"

Ferdinand wollte antworten, doch der Kaiser ließ ihn nicht zur Rede kommen, und eiferte, sich immer stärker erhitzend, weiter:

„Damals hätten wir anerkennen sollen, was billig war, und gewähren, was Recht, dann wären uns die Edlen und das Volk in Massen zugefallen, und der Thurn und Consorten allein geblieben! Wir aber machten, daß sie Recht hatten in Böhmen! Um ein paar hochmüthiger Prälaten und um des Jesuitennestes Willen haben wir Thron und Reich an den Rand des Verderbens gebracht! Damals, wäre ich gesund gewesen, hätte ich mit dreitausend Mann nach Böhmen rücken können und mit einem billigen Rechtsspruch hätte ich ganz Böhmen auf meiner Seite gehabt! Ich konnte nicht, und an meiner Stelle hätte ich nur solche Leute schicken können, die das Uebel ärger gemacht haben würden! Jetzt sind unsere theuer geworbenen Heere aufs Haupt geschlagen, wir haben nur noch eine Stadt in Böhmen, und wer weiß wie lange noch! Von den Ungarn und dem Bethlen Gabor dürfen wir uns nichts Gutes versehen, und unsere eigenen Stände lassen uns im Stich! Das habt Ihr gemacht, Ihr und Eure Ohrenbläser, weil Ihr Eure Sippschaft nicht wolltet fallen lassen!"

Der König hatte mit schwer bekämpfter Aufwallung,

aber doch in bewahrter Ruhe die heftige Rede des Kaisers angehört. Jetzt aber erwiderte er mit männlicher Entschiedenheit: „Ich bin gewiß, daß wir Ew. Majestät Tadel nicht verdienen. Hätten wir damals gewährt, was Ihr billig nennt, Oheim, was ich aber als Schwäche und Verletzung unserer heiligsten Pflichten gegen die Kirche und gegen unsere getreuesten Freunde und Diener ansehen müßte, was wäre die Folge gewesen? Die Rebellen hätten nur das Zwiefache gefordert, wie immer. Der Protestant will nicht gehorsam sein, das ist die Grundlehre der Ketzerei; weder Gehorsam gegen das heilige Haupt der Kirche noch gegen das des gesalbten Herrschers! Wo der Protestant schaltet und waltet, wird ewiger Aufruhr sein. Die Männer, welche Ew. Majestät unsere Sippschaft und hochmüthige Prälaten schilt, sind unsere getreuesten Diener, Anhänger und Freunde gewesen. Sollten wir Lohelius, Questenberg, den Abt von Braunau, verbannen lassen, weil sie das um sich fressende Feuer des Ketzerthums gehemmt? Weil sie nicht duldeten, daß die ärgsten Feinde unserer Kirche in maßloser Auslegung des unglückseligen Majestätsbriefes sich mitten im Schoose unserer getreuesten Sprengel, unter den Augen der frömmsten und höchsten Würdenträger selbst einnisteten gleich den giftstacheligen Hummeln im friedlichen Bienenstock? — O dieser unselige Majestätsbrief, den in unseliger Stunde der theure Oheim Rudolf erließ, weil er ihm abgezwungen wurde durch eben diesen Thurn, diesen Budowecz, die ihn jetzt so freventlich misbrauchen! — Sollten wir die heiligen Männer, die eifrig im Gesetz der Kirche gehandelt, schutzlos lassen gegen die Gewalt, die sich wider sie erhob? Sollten wir pflichtgetreue, ehrenwerthe Männer, wie Slawata, Martiniz, die mörderische Mishandlung erlitten, unvertheidigt lassen? ihre Verbannungsdecrete un-

terschreiben? Denn das forderten ja die Rebellen und fordern es noch gegen die höchsten Verwalter der Kirche wie des Landes, die Ew. Majestät selbst eingesetzt haben!"

„Jetzt werden sie wol die Forderung durchsetzen", murmelte Mathias und biß sich auf die Lippen, weil er das Recht, das in Ferdinand's Worten lag, wider Willen anerkennen mußte.

„Und mögen sie sie durchsetzen!" rief der König von Ungarn erglühend, „lieber will ich ihre Gewalt erdulden, als ihrem übermüthigen Trotz freiwillig das Haupt beugen. Aber sie werden es nicht durchsetzen! Im Augenblick sind wir im Nachtheil ...."

„Ein bissel, halt!" warf der Kaiser dazwischen, und es zuckte ihm bitter um die Lippen.

„Allein der Tag wird kommen", fuhr Ferdinand fort, „wo wir Vergeltung üben! Das glaube ich, so wahr ich glaube an unsern heiligen Erlöser und an die unbefleckte Jungfrau Maria!"

Mathias antwortete nichts.

„Wollen die Rebellen denn aufrichtig die Versöhnung?" begann der Erzherzog von neuem. „Als sie Euch im September baten, Oheim, Ihr möchtet die Streitigkeiten durch die Kurfürsten vermitteln lassen, waret Ihr nicht bereit dazu? Nur daß sie zuvörderst die Waffen aus der Hand legen sollten! Dessen weigerten sie sich! Weil sie, wenn ihnen die Entscheidung der Kurfürsten misfiel, dennoch neue Gewalt üben und ihren offenen Aufruhr durchsetzen wollten. Und sie fürchteten wol, daß die Kurfürsten nicht zu ihren Gunsten entscheiden würden."

Mathias, des Gesprächs, in welchem er so den Kürzern zog, satt, ergriff die Klingel auf seinem Tische und schellte.

Ferdinand ließ sich dadurch nicht unterbrechen. „Und

hören die Aufständigen wol irgend auf guten Rath? Verfängt irgend eine Warnung bei ihnen? Haben selbst die Fürsten ihres Glaubens etwas über sie vermocht? Hat der Kurfürst von Sachsen sie nicht vergeblich ermahnt? Ebenso der König von Polen?"

„Weil die Fürsten der Union ihnen umgekehrt gerathen haben", unterbrach der Kaiser hastig und verdrießlich. „Balthasar", rief er sich abwendend, denn dieser war auf sein Schellen eingetreten, „Balthasar, ist zum Arzt geschickt?"

„Der Herr Doctor Gisbertus befindet sich bereits bei Ihrer kaiserlichen Majestät!"

„Nun, und was sagt er?"

„Er hat Ihro Majestät angerathen, das Bett nicht zu verlassen!"

„So? Hm! So ist sie am Ende kränker als ich! Dann will ich zu ihr hinüber. Es sollen mich zwei Lakaien hinübergeleiten."

„Darf ich fragen, theuerster Oheim", sprach der König mit ehrfurchtsvollem und theilnehmendem Tone, „ob Ihre Majestät die Kaiserin erkrankt ist?"

„Wie du hörst, ja!"

„Und ein ernstliches Uebel? Ich will nicht hoffen ..."

„Ich auch nicht! Aber ich weiß nicht mehr, als was du soeben gehört hast. — Rufe Leute herein, Balthasar!"

Beide waren wieder allein.

„Gestattet Ihr mir, gnädigster Oheim, Euch zu Ihre Majestät zu begleiten?" fragte Ferdinand.

„Nein, nein, Nandl! Laß es gut sein!" antwortete Mathias mehr weich als zürnend. „Es taugt uns besser, mir und der Anna, wenn wir Beide allein zusammen sind. Wir passen nicht mehr zu Euch! Das siehst du wol selbst! ... Nun, wir sind Euch vielleicht nicht lange mehr im Wege,

und ehrlich gesagt, viel ist mir nicht daran verloren! Es geht Alles schief und arg in der Welt, daß das Vergnügen sich halten läßt, darauf herumzutanzen, besonders mit so lahmen Beinen wie unser Eins! — Guten Morgen!"

„Ich erbitte noch Ew. Majestät Befehle, was, da Pilsen verloren ist, zunächst geschehen soll?" fragte Ferdinand mit einer Verbeugung.

„Wirklich? Fragt Ihr mich? Ihr habt Euch doch oft ohne mich zu helfen gewußt! Ich soll wol nach Ambras reisen, mit Cleſel zu conferiren? — — Was jetzt geschehen soll, das ist bald gesagt: Was geschehen kann! Habt Ihr eine Armee, die den Böhmen gewachsen ist, laßt sie vorrücken! Habt Ihr Generale, die den Thurn und den Mansfeld schlagen können, laßt sie sie schlagen, gefangen nehmen, und wenn Ihr sie habt, hängt sie Beide auf meinethalben, — aber nicht eher, wollt' ich bitten!"

„Wir werden", erwiderte Ferdinand und bekämpfte seine Aufwallung über den Spott des Kaisers, „thun, was in unsern Kräften ist. Aber ich darf behaupten, unsere Lage ist so schlimm nicht, als Ew. Majestät sie ansehen. Wir haben Freunde; die Gesinnung der Mehrzahl der Fürsten ist für uns, der Herzog Maximilian von Baiern, mein innigster Freund, wird ebenso durch die That auf unserer Seite stehen, wie er durch sein kräftiges Wort der Wahrheit gegen die Rebellen aufgetreten ist."

„Mit seinen Redensarten und Briefen wird er Pilsen nicht wiedererobern", warf der Kaiser hin.

„Aber er wird das größte Gewicht in Deutschland für uns in die Wage legen", fuhr Ferdinand, ohne sich durch die Zwischenbemerkung beirren zu lassen, fort, „da er das Haupt der verbündeten katholischen Fürsten ist. Er wird die ganze Liga für uns waffnen!"

„Wenn's nur nicht zu spät geschieht", bemerkte der Kaiser wie zuvor. „Die Union ist rascher verfahren. Sie hat ihren Freunden den Mansfeld mit seinem Corps zugeschickt; denn das ist doch der wahre Zusammenhang der Sache!"

„Dieser Raubführer mit seinen plündernden Söldnern hätte sich jeder Fahne verkauft", rief Ferdinand unwillig.

„So hättet Ihr ihn ja kaufen sollen", antwortete Mathias, „falls Ihr Geld dazu im Säckel hattet! Denn er schlägt gut zu, wie Ihr merkt!"

„Der König von Spanien ...."

„Gut, schon gut", fiel Mathias dem Könige ins Wort, „ich kenne alle Eure Bundesgenossen und glaube daran. Unser Vetter hat auch Ursach', Euch bei der Eroberung von Böhmen zu helfen, wenn er es einmal erben will, denn es erbt sich schwer von Einem, was er nicht hat!"

Ferdinand schwieg wie zuvor über diesen bitter angedeuteten Punkt.

In diesem Augenblick traten die Leute mit Balthasar ein, welche den Kaiser geleiten sollten. „Aha, da seid ihr", richtete er das Wort an sie. „Helft mir nur empor, es wird mir sauer." Zum König Ferdinand gewandt, sprach er noch sitzend: „Haltet Rath, beschließt, was Ihr für gut erachtet, und legt mir's vor — wenn's mir vernünftig scheint, werde ich's vollziehen. — Ich will wünschen, daß Ihr den Dingen eine bessere Wendung geben könnt als bisher!"

Mit diesen Worten reichte Mathias, zu der Gutmüthigkeit, welche Krankheit und Alter in ihm gepflegt hatten, zurückkehrend, seinem Neffen die Hand und sagte freundlich dabei: „Guten Morgen!"

„Darf ich Euch bitten, Oheim, Ihrer Majestät der

Kaiserin meinen ehrfurchtsvollen Morgengruß und den Wunsch für ihre Genesung zu überbringen?" bat Ferdinand, sich tief verbeugend.

Der Kaiser nickte. Der König zog sich zurück.

Einundvierzigstes Capitel.

Mühsam erhob sich Mathias mit Balthasar's und der beiden Diener Hülfe aus seinem Lehnstuhl. Auf die Arme der Letztern gestützt, ließ er sich zum Zimmer hinausgeleiten zur Kaiserin hinüber. Der Weg kostete ihm große Anstrengung und verursachte ihm, obwol das Podagra im Abnehmen war, heftige Schmerzen. Doch die innige Liebe zu seiner Gemahlin, der Einzigen, die in diesen drang- und sorgenvollen Zeiten bei dem tiefen Kummer, der des Kaisers letzte Regierungszeit bedrückte, seine Vertraute war, ließ ihn Schmerz und Mühe leicht überwinden. Balthasar folgte ihm mit den Pelzdecken, die er stets um die Füße zu schlagen pflegte. Der König Ferdinand, der sich anfangs bemüht hatte, seinem Oheim einige Hülfe zu leisten, von diesem aber mit sanfter Handbewegung zurückgewiesen worden war, ging neben ihm durchs Vorzimmer; draußen entfernte er sich raschen Schrittes nach der andern Seite. — —

„Was machst du mir, Annerl, daß du auch krank wirst", rief Mathias, indem ihm die Thür des Krankenzimmers geöffnet wurde, wo die Kaiserin halb aufrecht im Bett saß. Sie reichte ihm mit einem wehmüthigen Blick, ohne zu sprechen, die Hand entgegen.

„Schatz, wie siehst du aus?“ fragte er erschreckt. „Du bist wol sehr krank, mein Annerl?“ fuhr er mit dem Tone innigen Mitleids fort. Die Kaiserin drückte ihm die Hand und sagte leise: „Es geht wol noch!“

Die Diener rückten einen Sessel für Mathias dicht ans Bett. Er ließ sich darauf nieder. Der Arzt, der alte gelehrte Doctor Gisbertus, stand am Hauptende des Lagers und traf einige Anordnungen.

„Was sagt Ihr denn zu der Kranken, Gisbertus“, fragte der Kaiser mit einem unruhigen Blick auf diesen.

„Ruhe wird Ihrer kaiserlichen Majestät beste Arznei sein!“ erwiderte der alte Mann und verbeugte sich ehrfurchtsvoll.

„Ruhe!“ sagte die Kaiserin leise, halb seufzend.

„Darf ich denn hier bleiben?“ fragte Mathias.

„O ja, o ja“, fiel die Kranke mit etwas erhöhter Stimme und sichtlicher Lebhaftigkeit des Wunsches ein, bevor der Arzt sich äußerte.

„Wenn Ew. kaiserliche Majestät darinnen eine Beruhigung in Dero Gemüth fühlen, so hätte ich als Arzt nichts Präferableres zu ordiniren“, lautete die ehrfurchtsvolle, aber bestimmte Antwort.

„Ich wäre nunmehr gern allein mit Sr. Majestät“, sagte die Kaiserin.

„Bitte demnach unterthänigst“, erwiderte der Arzt, „daß Ihro Majestät den Kühlungstrank einstündlich nehmen und sich vor jeglicher Beunruhigung des Gemüths sorgfältigst hüten möchten. Um die Mittagsstunde werde ich mir gestatten, wieder nachzuschauen!“

Mit diesen in pedantischer, aber tief ehrerbietiger Haltung gesprochenen Worten entfernte sich Gisbertus, und auch die übrigen Umgebungen der Kranken verließen das Gemach und blieben im Vorzimmer.

„Mathias“, begann die Kaiserin, als sie sich mit Mathias allein sah, leise, „ich fühle, mein Uebel ist ernster Art. Ich glaube nicht, daß ich von diesem Lager wieder aufstehen werde!“

„Annerl, was schwatzest du da!“ fiel ihr Mathias bestürzt in die Rede. „Du warst ja gestern noch frisch und gesund, wie kannst du glauben ....“

„Nein, Mathias“, entgegnete die Kaiserin, „ich war gestern nicht mehr frisch und gesund; ich war es schon länger nicht, allein ich hielt mich aufrecht mit aller Kraft des Willens. Nun bricht's zusammen!“

„Das wolle der barmherzige Gott verhüten“, rief der Kaiser und drückte ihr die Hand wärmer und beugte sich näher über sie. „Du wirst Muth fassen, mein Annerl, dich erholen!“

„Muth fassen?“ sagte sie lächelnd. „Ja. Mich erholen? Nein. Muthig bin ich und auf Alles gefaßt; aber es ist das Letzte!“ — —

„Du sollst dich nicht beunruhigen im Gemüth, du hast's gehört“, erwiderte Mathias begütigend.

„Das will ich auch nicht“, entgegnete die Kranke sanft, „ich suche mich gerade zu beruhigen. Ich habe dir Wichtiges zu sagen. Du mußt mich ruhig anhören. Willst du, Mathias?“ Sie öffnete ihre Rechte und empfing den Einschlag der seinen.

„Nun so sage ich's dir denn offen heraus, Mathias“, begann die Kaiserin sanft, fest, mit Sammlung aller Kräfte, „die arge Zeit hat mir das Herz gebrochen!“ Mathias' Hand zuckte in der ihrigen zusammen; er wollte antworten, doch ihr Blick und ihre Worte baten ihn, sie ruhig weiter anzuhören. „Ich habe dich gekannt in den Jahren deiner

Kraft, deines Muths! Du warst ein Mann, der vollbrachte, was er gewollt. Du hast schwere Kämpfe rühmlich durchgekämpft. Das Haus Oesterreich hast du zu Ehren gebracht gegen den Uebermuth des Türken, daß der Sultan den Kaiser aus Habsburg's Stamm als seinesgleichen behandelt und keinen Tribut mehr von ihm empfängt! Du hast die trotzigen Völker deiner Länder zu zügeln gewußt und ihnen doch große Rechte eingeräumt." Sie schwieg, um ein wenig auszuruhen, doch ihre innere Bewegung griff sie mehr an als die Worte. — Mathias betrachtete sie stumm; mit Mühe hielt er die Thränen zurück. „Du hast Dank verdient bei Vielen", hub sie wieder an, „aber du ernteſt Undank überall! Böhmen, Schlesien, bald auch Mähren fallen ab im offnen Trotz; sie ziehen auch Oesterreich hinein. Dein eigenes Blut empört sich wider dich, und die dir gehorchen sollten, wagen es als deine Herren zu handeln! — Denn du bist alt und krank, und des kranken Löwen spottet der Fuchs! — Sieh', Mathias, das Alles ist mir seit langer Zeit wie Stacheln ins Herz gedrungen. Seit unser Neffe Ferdinand mit offener Gewalt den Cardinal ...."

„Laß das", unterbrach sie Mathias, und eine dunkle Flamme des Zorns schlug aus seinen Augen. „Ueberhaupt, schweig doch; du sollst dich ja ruhig im Gemüth verhalten", erinnerte er, wieder mild werdend.

„Ich wäre viel unruhiger, wenn ich nicht mein Herz ausschütten könnte gegen dich, Mathias. Und heut vermag ich es noch", antwortete sie. „Ja, das mit dem Cardinal", begann sie nach einigen Augenblicken des Schweigens wieder, „das traf meine Brust mit dem tiefsten Dolchstoß, — ich drückte die Hand auf die Wunde, aber sie blutete im Innern fort, und .... sie wird mein Tod!"

„Nein, nein", unterbrach sie Mathias wiederum in schmerzlichster Aufwallung.

„Du hast mir versprochen", bat die Kranke mit weichem Tone, „du wolltest mich ruhig anhören. Laß mir nur noch einige Worte, ... sie werden mir nicht leicht!"

Der Kaiser, im Innersten erschüttert, legte die Linke auf seine Augen, drückte mit der Rechten sanft ihre noch immer in der seinigen ruhende Hand, und sagte: „Gut, gut, Annerl, sag' Alles, was dir auf dem Herzen liegt!"

„Ich war krank seit jenem Tage, Lieber, allein ich barg dir's", begann die Kaiserin wieder; „du hast auf deinem Schmerzenslager drüben nichts erfahren von den Schmerzensnächten, die ich hier zugebracht. Ich hoffte es zu überwinden, wenn mir bessere Tage zu Hülfe gekommen wären. Der Vater im Himmel hat es anders gewollt! Es wurde schlimmer von Tag zu Tag mit dir und mir. — Das undankbare, heillose Wort der Stände wider dich, die dir die Hülfe versagen in der Noth, die Kräfte, die du ihnen gegeben, gebrauchen, um dich damit zu stürzen, das war der letzte Schlag für mich. Unter dem breche ich zusammen. Ueber zwei Wochen habe ich's stumm in mich verschlossen; nun vermag ich's nicht mehr. Ich weiß, Mathias, es ist mein Letztes, und ich bin dankbar dafür!" Sie blieb einige Augenblicke still, aber es war zu sehen, daß in ihrer Seele etwas Großes sich bewegte, endlich begann sie mit zusammengeraffter Kraft, indem sie sich in Mathias' Arm, der sie sanft umfaßte, aufrichtete: „Meine Tage .... sie sind gezählt! Allein noch ist meine Seele klar; bald vielleicht umhüllt sie der Nebel der Dämmerung, durch den sie leise versinkt — in die Nacht des Todes — bis ihr die Sterne jenseits leuchten!"

Der Blick der Kranken verklärte sich bei diesen Worten,

es war als ob eine höhere Eingebung über sie komme. Der Kaiser betrachtete sie wunderbar ergriffen von Rührung und Staunen.

„Ich will denn reden zu dir, solange es hell ist in meinem Geiste. Mathias! Dein Leben war eins der Unruhe, des Kampfes und der Zwietracht. Manches ist geschehen, was besser nicht geschehen wäre! Die Kugel dreht sich, wo Nacht war, wird Tag; es kommt der Tag der Vergeltung, es kommt der Tag der Reue, der Tag der Einsicht. Genug des Zwistes ist gewesen in der Welt; du hast ihn mit gesäet, du hast ihn mit geerntet! Laß es genug sein! Jetzt sei dein Sinn Frieden, er sei Versöhnung! Das ist meine letzte heiße Bitte, das mußt du mir ....."

Hier sank plötzlich die Woge der Kraft, welche die Aufregung ihrer Brust emporgetrieben, zurück und zerfloß leise, ermattet, wie der Hauch auf ihrer Lippe. Sie athmete tief und lehnte sich in die Kissen zurück. Mathias lauschte noch immer, ob sie ihr Wort vollenden werde, doch da sie nur erschöpft athmete und ihre Hand kraftlos der seinigen entsank, ergriff ihn plötzlich die höchste Besorgniß.

„Anna", fragte er erschüttert, „wie ist dir? hörst du mich?"

Sie wiegte leise bejahend das Haupt, vermochte aber nicht zu sprechen. Bestürzt zog er die Schelle. Die Frauen eilten herzu; sie umringten besorgt und weinend das Lager; die Kranke lag in völliger Ohnmacht. — Der ärztliche Gehülfe, der im Vorzimmer die Wache hatte, ordnete lebenweckende Mittel an; es wurden sogleich Boten dem Doctor Gisbertus nachgesandt.

Er kam auf der Stelle; doch auf die Frage des Kaisers nach dem Zustande der Kranken schüttelte er nur bedenklich das Haupt.

Es wurde auch zu den andern Leibärzten geschickt. In kurzem waren auch diese, Vossius von Vossenburg, Thomas Mingonius und Gervasius Faglian noch hinzugekommen.

Der Kaiser wich nicht vom Lager seiner treuen Gefährtin, seiner einzigen Vertrauten.

Noch hatte die Stunde ihres Zieles nicht geschlagen. Sie erholte sich, aber nicht zu klarem Bewußtsein. Das Fieber stieg höher und höher. Die Besorgniß wuchs in gleichem Maße. Der Abend kam, der Zustand wurde fast hoffnungslos; die Nacht brachte keine Hülfe! So vergingen düstere Tage der Sorgen und des Schmerzes für den Kaiser.

Allein es waren nur wenige.

Am 15. December ertönten die Trauerglocken von allen Thürmen Wiens! Der Kaiser hatte das Letzte verloren, woran sein Herz hing! Den letzten Anhauch für den verglimmenden Funken seiner Kraft, seines Lebens! — —

Neuntes Buch.

Zweiundvierzigstes Capitel.

Das Jahr eintausend sechshundert und neunzehn war angebrochen, unter düsterm Himmel. Schwer drohendes Gewölk sammelte sich, zumal über dem Throne des Hauses Habsburg. Es schien als solle dasselbe unter den gewaltigen Schlägen des Geschickes mindestens in Deutschland zusammenstürzen. Die Erbitterung der Gemüther in dem unseligen Religionsstreit war höher und höher gestiegen. Den Böhmen leuchtete die Sonne des Glückes. Unter dem Kaiserthron aber bebte der Boden und von allen Seiten her zogen neue Gewitter heran, die sich auf ihn zu entladen drohten. Hätte nicht der Winter dem Kriege die Schranken der Natur entgegengestellt, so waren vielleicht Oesterreich und Wien schon in der Hand des Feindes; denn nur mit Mühe behaupteten sich die kaiserlichen Truppen an den böhmischen und mährischen Grenzen, und Budweis war die einzige Stadt Böhmens, die Boucquoi noch inne hatte. Ungarn wurde bedroht durch Bethlen Gabor; Oesterreich selbst war in seinem Innern unterhöhlt, die Stände, in der Mehrzahl der protestantischen Religion zugewandt, zeigten sich in dem Grade feindselig, daß, sowie

ein feindliches Heer ihnen einen Anhaltepunkt bot, zu fürchten war, sie würden sich auf dessen Seite schlagen. Dies Alles und der Rath, den dem Kaiser seine sterbende Gattin gegeben, die Bitten, die sie an ihn gerichtet, hatten Mathias' Sinn wieder ganz auf eine versöhnende Ausgleichung des Streites gerichtet. Zugleich sagte ihm das innere Bewußtsein, daß in dem Anfang der offenen Fehde auf seiner Seite mindestens ebenso große Schuld lag als auf der der Protestanten. So drängten ihn denn Sorgen um seinen Thron und sein Haus ebenso zum Frieden, als eine innere Mahnung der Brust ihn dazu trieb.

Die Sorgen und Befürchtungen theilte auch der König Ferdinand und die ihm theils anhängende, theils ihn treibende Partei; denn bedrohlicher wurden die Umstände mit jedem Tage. Von der Stimme der Versöhnung und des Friedens in der innersten Seele aber vernahmen sie nichts. Im Gegentheil. In Ferdinand's Brust glühte eine andere Flamme, welche Diejenigen, denen er Vertrauen schenkte, zu immer höherm Lodern anfachten. Eine heilige Flamme für den Umkreis seiner Anschauungen, wenn sie auch mit düsterrothem Blutschimmer in der halben Erde grauenvoll widerstrahlte. Es war die Flamme des Glaubens, in der sich der Beruf für ihn entzündete, jede Kraft des Lebens, sein ganzes Dasein nur ihrem Dienst zu weihen.

Für diesen Beruf schreckte er vor keinem Opfer zurück, aber auch vor keiner That!

Wenn er und die Seinigen jetzt gleichfalls an versöhnende Schritte dachten, so geschah es nur, um die schwere Niederlage, die ihnen im Kampfe drohte, sie zum Theil schon getroffen hatte, zu mildern oder abzuwenden; es geschah, um Frist zu gewinnen für den Augenblick und Kräfte

zu sammeln zu neuem Handeln, wenn der günstigere Zeitpunkt gekommen sei. Nicht aber hatten sie es im Sinne, einen Kampf aufzugeben für alle Tage der Zukunft, den sie für einen heiligen und nothwendigen erachteten. Nicht wollten sie einen Friedensbund für ewige Dauer schließen, mit einer Macht, die sie als eine widerrechtliche, feindselige, fluchwürdige betrachteten, deren Vernichtung ihre höchste Pflicht war.

— — Als hätten Krankheit und Tod seiner Gemahlin seine eigenen Körperleiden von ihm genommen, war Mathias wunderbarerweise unter den tiefen Schmerzen der Seele, die ihn beugten und erschütterten, körperlich genesen. Wenn nicht zu seiner vollen, alten Kraft, doch zu einer Rüstigkeit, die er lange entbehrt hatte. Die geistige Anspannung mochte es sein, die diese leibliche Folge erzeugt hatte. Wie es aber in solchen Fällen zu sein pflegt, nur vorübergehend, zu einer desto härtern Rückkehr der alten Zustände. Als ob die gewaltsam gestaute Flut dann desto unwiderstehlicher hereinbreche. In dem augenblicklichen Gefühle der Kräftigung aber handelte der Kaiser wieder unabhängiger von seinem Neffen. Mit Eifer hatte er die Wege der Vermittelung betreten, welche durch die fürstlichen Häupter Deutschlands angerathen und eröffnet waren. Namentlich bemühte jetzt der Kurfürst von Sachsen sich thätig, den Funken des Streites zu erlöschen. Für das Frühjahr war eine Zusammenkunft der Fürsten zu Eger festgesetzt worden, wohin auch die Böhmen ihre Abgesandten senden sollten.

Dort, so hofften Alle, die es wohl meinten, solle der verderbliche Kampf, der schon in seinem Beginn Unheil genug gebracht, beendet werden, bevor sich die Flammen weiter verbreiteten.

Das waren menschliche Hoffnungen! Der Führer der Geschicke lenkte sie anders! —

Der Pater Lamormain saß am späten Abend in seinem Arbeitscabinet bei der Lampe und schrieb mit großem Eifer. Ein junger Mann, einfach, aber sauber gekleidet, stand einige Schritte hinter ihm und wartete auf die Vollendung des Briefes. Als Lamormain geendigt hatte, nahm er das Blatt, las es aufmerksam noch einmal durch, falzte es dann zusammen und versiegelte es. „Hier, Benedetto", sprach er. „Du übergibst es dem Herrn Fürsten eigenhändig, wie du mir sein Schreiben gebracht. Mündlich kannst du hinzufügen, daß ich täglich sichere Kundschaft aus Böhmen durch eine vertraute Person erwarte, die er wol errathen wird."

Der junge Mann verbeugte sich tief und ehrfurchtsvoll und ergriff Lamormain's Hand, sie zu küssen. „Euren Segen, ehrwürdigster Herr!" bat er.

„Gott und alle seine Heiligen mögen dich segnen und behüten und auf dem rechten Wege im Glauben bewahren", entgegnete Lamormain. „Eile jetzt, mein Sohn, und sei vorsichtig! Du weißt, es gibt Augen, die man vermeiden, und Ohren, die man nichts vernehmen lassen muß, in Menge in der Burg!"

Unter ehrfurchtsvollen Verbeugungen entfernte sich der junge Mensch. Indem er die Thür öffnete, trat ein Diener ein und meldete den Pater Thyßka.

„So ist er da! Endlich! Dem Himmel sei Dank!" rief Lamormain in lebhafterer Bewegung, als er sonst jemals zu zeigen pflegte. „Führe den Herrn Pater sogleich zu mir! — Benedetto", winkte er dem jungen Manne zurück. „Melde Sr. Erlaucht dem Fürsten Eggenberg, ich würde ihn morgen mit dem Frühesten besuchen, um ihm die ver-

prochenen Nachrichten zu bringen! — Noch Eins. Bist du denn auch fleißig in deinen Studien des Spanischen?"

„O gewiß, ehrwürdiger Herr. Bei den Hoffnungen, die . . . ."

„Still, still davon! Man kommt. Es bleibt bei unserer Verabredung wegen dieser Sache. Aber ganz im Geheimen! Hörst du! Sonst ist der Schatz, den du zu heben meinst, für dich verloren und entschwindet in dem Augenblick, wo du die Hand danach ausstreckest! — Nun gehab dich wohl!"

Thyßka trat ein; Lamormain streckte ihm mit den Worten: „Salutem! In nomine patris et filii!" die Hand entgegen, welche Thyßka mit aufgeregter Freudigkeit ergriff und sich ehrfurchtsvoll zu einem Kuß darauf niederbeugte. „Ich freue mich Euch wohlbehalten wiederzusehen, Pater Thyßka", begann Lamormain, „mir war schon bange um Euch!"

„Und nicht mit Unrecht, denn ich bin schweren Schicksalen nur durch Gottes wunderbare Gnade entgangen", entgegnete der Gefragte. „Von Prag bis hierher eine Kette von Mühseligkeiten und Gefahren!"

„Also von Prag kommt Ihr?"

„Ich habe es schon vor drei Wochen verlassen", antwortete Thyßka, „doch es war unmöglich, anders als mit der größten Vorsicht und in tiefer Verkappung durch Böhmen zu kommen."

„Ich glaub' es wohl! Eure Mission war gefährlich", entgegnete Lamormain, „allein sie geschah im Dienst des Herrn und seine Obhut konnte Euch nicht fehlen. Setzt Euch aber, lieber Bruder in Jesu, setzt Euch und erzählt!"

Lamormain sprach diese Worte in einem Tone freundlicher Herablassung, der ihm selten eigen war; Pater

Thyßka nahm sie mit dem Ausdrucke der tiefsten Ehrfurcht entgegen.

Indem er Platz nahm, fragte Lamormain noch, abermals sehr freundlich: „Es ist spät Abends. Habt Ihr auch schon zu Nacht gespeist? Wollt Ihr nicht eine Stärkung, einen Becher Wein?"

Pater Thyßka dankte. „Ich habe mich schon erquickt und erwärmt, ehrwürdiger Herr, in meiner Wohnung, während ich die Kleider der Verkappung, in denen ich hier eintraf, wechselte. Ich war allerdings fast erstarrt vor Kälte und äußerst erschöpft!"

„Nun, so setzt Euch, setzt Euch, lieber Thyßka, und berichtet." Thyßka begann:

„Meine Hinreise war ohne alle Gefahr; wenigstens hat sich uns keine gezeigt. Der arme, vertriebene protestantische Schullehrer aus Steiermark, der sich von Haus zu Haus Unterstützung erbitten mußte, erregte keinen Verdacht."

„Ja, man lernt jetzt solche Rollen spielen", unterbrach Lamormain, „da die Wirklichkeit sie uns einstudirt. Auf Eurer Flucht im Mai hierher, da waret Ihr in der That ein solcher Vertriebener, wenn auch nicht aus Steiermark. — Und wie steht es mit Euren Erfahrungen in dieser Maske, theurer Bruder in Jesu?"

„Sie waren mir nicht die tröstlichsten!" erwiderte Thyßka achselzuckend. „Ich wurde so wohl aufgenommen und gepflegt, ich erhielt so reichliche Geschenke, daß ich oft nahe daran war meine Erbitterung zu verrathen!"

„Ihr seid immer noch zu jugendlich, zu leidenschaftlich", erwiderte Lamormain, „in unserer Stellung und Aufgabe bleibt es die erste Pflicht, niemals die Ruhe, die Besonnenheit zu verlieren; denn sie allein führt uns ans

Ziel. Der unbedingte Gehorsam, zu dem der Orden sich verpflichtet, muß Euch auch hier leiten."

„Ich glaube diese Pflicht erfüllt zu haben, ehrwürdigster Herr", antwortete Thyßka mit Demuth; „ich wollte nur andeuten, wie schwer sie mir geworden."

„Ihr werdet auch Erleichterungen gefunden haben", bemerkte Lamormain, „Ihr sprachet gewißlich auch Viele der Unsrigen."

„Gewiß! gewiß!" bekräftigte der Pater. „Dort gewann mein Herz Labsal, meine Seele Muth; es sind noch Viele, die uns treu geblieben. Wäre nicht die Furcht vor der herrschenden Partei, sie würden zu Tausenden für uns aufstehen."

„Und Tausende mit ihnen für uns sein, die jetzt wider uns sind", fiel Lamormain ein; „entzieht uns die Furcht jetzt Viele, so wird sie uns später ebenso Viele zuführen. Doch Eure Kunde erfreut mich. — Welche Orte habt Ihr besucht?"

„Ich war zuerst in Chrudim, Czaslau, Kuttenberg und in vielen kleinern Orten und Dörfern in der Nähe. Wo ich Geistliche unseres Glaubens fand, suchte ich sie vorsichtig auf, forschte nach ihrem Ergehen. Viele haben harten Druck erfahren ...."

„O ich glaub' es", unterbrach Lamormain, und seine Stirn zog sich in düstre Falten. „Nun, der Tag der Vergeltung wird nicht ausbleiben!"

„Das hoffe ich mit Euch, ehrwürdigster Herr", antwortete Thyßka.

„Von Kuttenberg aus", fuhr Thyßka fort, „gelangte ich auf großen Umwegen, wodurch ich aber Gelegenheit hatte, überall Gesinnung und Meinung zu erforschen, über

Chlumetz, Königingrätz, Horzicz, Gitschin, Jung-Bunzlau, endlich nach Prag."

„In Kuttenberg werdet Ihr wol einen bösen Sinn getroffen haben?" fragte Lamormain.

„Gar arg! Das Volk dort ist durch die Geistlichen sub utraque ganz und gar beherrscht! Die blinde Masse verehrt diese Ketzerlehren fast abgöttisch. Und sie nehmen den Schein von Heiligen an, durch milde Worte und Werke!"

„Ja, Scheinheilige!" antwortete Lamormain. „Der Ort steht schwer angemerkt! Wenn andere Tage kommen, werden wir seiner Frevel gedenken. — Doch erzählt mir nun von Prag! Die Hauptsache! Wie fandet Ihr die Stimmung in Betreff des Krieges und Friedens."

„Ich glaube, Ehrwürdigster, wenn ich mir eine Meinung gestatten darf, daß die Mehrzahl der Standesherren und Ritter den Frieden wünscht!"

„Ich glaub' es auch! Sie wollen gern die geraubten Früchte in voller Ruhe genießen, ohne weitern Kampf und Mühe. Und wer sind hauptsächlich die Friedensmänner?"

„Wilhelm Lobkowitz, Johann von Rcziczan, Zdenko von Mitrowicz, Wenzel Pietipeski, Dionysius Czernin...."

„Dieser Verräther", unterbrach Lamormain mit einem grollenden Blick; „er wagt es, sich noch immer zu unserer Kirche zu bekennen, und ist dennoch ein Rebell wie die Andern!"

„Graf Harrant", fuhr Thyßka fort, „selbst Graf Joachim Schlick und viele Andere rathen zum Frieden, wie ich sicher vernommen. Doch Thurn und Fels wollen Krieg, versprechen goldene Zeiten mit der eisernen Waffe zu erkämpfen!"

„Sie sind mir lieber! Sie rennen, von dem Glück des Anfangs getäuscht, toll ins Verderben!“ sprach Lamormain. „Man weiß nicht“, fuhr er nach einer Pause fort, „soll man die Menschen mehr hassen oder mehr verachten! Wie tolle Knaben gebahren sich diese Kriegsmänner! Sie berauschen sich, um wie im wahnsinnigen Taumel auf ein Ziel loszustürmen, das sie dicht vor Augen glauben, und sehen den Abgrund nicht, der dazwischen liegt und sie verschlingt! Es ist so lächerlich dumm! Aber so ist die Welt, guter Thyßka, frevelhaft und thöricht! Eine glückliche Einrichtung des allweisen Gottes, daß sich zu der Nichtswürdigkeit insgemein die Albernheit gesellt, um jener die Grube zu graben, in die sie sich stürzt!“

„Ich that nach meiner Aufgabe, ehrwürdiger Herr“, fuhr Thyßka, nachdem er den Worten Lamormain's aufmerksames Gehör geschenkt, fort, „sprach überall dem Frieden das Wort, wo ich mich vertraulich äußern konnte.“

„Ihr habt Euch Vielen entdeckt?“ fragte Lamormain besorgt.

„Nur Einigen und den Zuverlässigsten; durch diese aber wirkte ich weiter.“

„Und zündete der Funke?“

„Ueber alle Erwartung. Natürlich deutete ich an, daß der Kaiser sehr den Frieden wünsche, daß sie also auf gute Bedingungen zählen dürften.“

„Und werden sie die Versammlung zu Eger beschicken? Habt Ihr darüber Nachricht?“

„Sie werden. Aber die Vollmachten ihrer Gesandten werden die Versöhnung unmöglich machen!“

„Ihr wißt also davon?“ rief Lamormain erfreut.

„Ich glaube“, erwiderte Thyßka mit bescheidener, ja

mit mehr als bescheidener, mit demüthiger äußerer Haltung, „ich habe einigen Einfluß darauf geübt, daß sie sie so hoch spannen."

„Gut, gut, lieber Thyßka, sehr gut, lieber Bruder in Jesu", fiel Lamormain ein. „Und welche Bedingungen glaubt Ihr, daß sie stellen werden?"

„Sie werden den ganzen Trotz ihrer frühern Sprache wieder zeigen. Natürlich verlangen sie Bestätigung des Majestätsbriefes, aller Privilegien, Religionsfreiheiten" — Lamormain drückte die Lippen zu einem satirisch bittern Lächeln zusammen — „Bürgschaft für die Ausführung derselben!"

„Hm! hm!" bewegte Lamormain wiegend das Haupt.

„Unser heiliger Orden", fuhr Thyßka fort . . . .

„Bleibt verbannt! Natürlich!" fiel ihm Lamormain in die Rede.

„Ebenso der Erzbischof Lohelius, der Abt des Klosters Strahow . . ."

„Der Prälat von Braunau, Slawata, Martiniz", ergänzte Lamormain und wurde immer heiterer. „Gut, sehr gut! lieber Thyßka! Also ganz die alten Bedingungen! Allein die Bürgschaften; welche verlangen sie?"

„Der Kaiser soll nicht mit Heeresmacht in Böhmen erscheinen dürfen. Sie wollen ein eigenes, ständisches Heer zur Vertheidigung ihrer Privilegien und Rechte halten."

„Natürlich!" lächelte Lamormain. „Privilegien!" wiederholte er ebenso, „Rechte!" sprach er dann langsam mit scharfem Nachdruck! — „Laßt sehen, Ihr Herren, wer sie abwägen wird!"

„Die letzte Forderung", bemerkte Thyßka bescheiden, „dünkt mich doch unserer Sache große Gefahr zu bringen!"

„Wie das? lieber Thyßka?" fragte Lamormain. „Ich

nde diese Forderung außerordentlich vernünftig! Ein Heer
n halten, da sie es einmal haben, können wir ihnen
icht verwehren! Hat der Kaiser kein Heer, dem der
Sieg gewiß ist, entgegenzustellen, so geht er wirklich am
esten ohne Heer nach Böhmen. Und hat er eins, das
es Sieges gewiß ist, nun, so verweht der Wind ja von
lbst alle diese Bedingungen! — Nein, nein, ich bin sehr
nfrieden! Und habt Ihr, lieber Bruder in Jesu, dazu
eigetragen, daß Thurn und Fels solche Instructionen für
ie Abgeordneten durchsetzen, so, glaubt mir, habt Ihr uns
ehr genutzt und ich spende Euch gern das beste Lob."

Thyßka beugte sich in Dank und Ehrfurcht vor dem
ächtigen Vorgesetzten.

„Ihr seid zu verständig, lieber Thyßka, um nicht ein-
usehen", fuhr Lamormain mit ungemeinem Behagen fort,
daß ein wirklicher Friedensschluß uns gar nicht ein-
allen kann. Allein eine Unterhandlung, die sich zerschlägt,
der ein Ergebniß, das nicht dauern kann, das sind Dinge,
ie uns für den Augenblick hoch willkommen sind, da wir
Zeit brauchen. — Zum 14. April will der ketzerische
Kurfürst von Sachsen die Versammlung in Eger anberaumt
issen. Da ist wichtige Zeit gewonnen. Ich hoffe, daß
ir bis dahin vorbereitet sein werden, andere Bedingun-
en zu stellen. Jetzt sind uns diese willkommen. Sie
indern den Abschluß, denn selbst der Kaiser kann und wird
icht darauf eingehen; folglich dehnen sich die Unterhand-
ungen aus und jeder Tag bringt uns Gewinn. Man
acht ein kleines Zugeständniß nach dem andern, aber sehr
angsam; dadurch wächst ihre blinde Hoffnung Alles zu er-
ingen; dann plötzlich bricht man ab. Sind wir erst
ark genug, so werden wir auch kurz genug sein können!
Wenn Ihr daher sicher seid, daß die Herren Directoren,

diese modernen atheniſchen dreißig Tyrannen, ihren Abgeſandten dieſe Inſtructionen geben, ſo bin ich hoch erfreut!"

„Ich glaube deſſen vollkommen ſicher zu ſein!" erwiderte Thyßka.

„Und habt Ihr ſonſt für uns arbeiten, die Meinungen nicht nur erforſchen, ſondern auch ſtimmen können?" fragte Lamormain. „Ihr ſprachet von großen Gefahren?"

„Ich denke es iſt mir Einiges gelungen; und es wäre traurig, wenn dem nicht ſo wäre", antwortete Thyßka, „denn mein Leben ſtand oft auf dem Spiel."

„Haben Euch Gegner erkannt?"

„Ich war zu Prag in tiefſter Verborgenheit; ich konnte mich ganz ſicher glauben. — Obwol wenig gekannt überhaupt, denn ich lebte ja meiſt in meiner Zelle, ging ich dennoch auch hier nur Abends aus zu vertrauteſten Freunden. Und mußte ich's bei Tage, ſo geſchah es in ſolcher Tracht und Verkappung, daß ich oft mit innerm Lächeln die älteſten Bekannten an mir vorübergehen ſah, ohne erkannt zu werden!"

„Hm!" ſummte Lamormain.

„Nur eines Nachmittags, als ich eben über die Brücke nach der Kleinſeite gehen wollte, flüſterte mir eine Stimme von hinten her zu: «Pater Thyßka.» Ich fuhr zuſammen, hatte aber Beſonnenheit genug, das Geſicht nicht umzuwenden."

„Gut, gut, lieber Thyßka", nickte Lamormain, „nur immer kaltes Blut! Ich haſſe alle Aufwallungen, auch die der Begeiſterung. Wenigſtens muß man ſie ſtets ſo in der Gewalt haben, daß man ſie nur mit voller Ruhe und Zügelung anwendet. Doch weiter!"

„Die Aufwallung des Erſchreckens, hochwürdigſter Herr, ſteht nur leider nicht ſo ganz in unſerer Gewalt", erlaubte

der Pater zu erwidern, „und es wäre vielleicht ver-
hlich gewesen, wenn ich etwas davon gezeigt hätte."
„Unverzeihlich, lieber Thyßka, unverzeihlich! Und
er eigener größter Nachtheil!" fiel ihm Lamormain, in-
ı er den Finger drohend hob, mit scherzendem Tone
ır, aber doch so nachdrücklich in die Rede, daß Thyßka
lte, welch ein scharfer Ernst sich hinter dieser heitern
aske barg.
„Freilich, freilich!" lenkte er daher ein. „Zum Glück
r glaube ich, daß es mir gelang mich vollständig zu be-
rschen. «Pater Thyßka!» wiederholte sich die leise An-
e hinter mir. Ich ging weiter, ohne nur das Haupt
zuwenden. Die Schritte hinter mir beschleunigten sich,
fühlte Jemand an meinen linken Arm streifen, wie im
älligen, raschen Vorauseilen. Jetzt sah ich mich um,
ın jeder Arglose hätte es gethan ...."
„Gut, sehr gut!" pflichtete Lamormain bei.
„Da erkannte ich Fabricius!"
„Fabricius! Ei seht! Fabricius in Prag!" fiel La-
rmain ein, und schien diesem Umstande mehr Aufmerk-
nkeit zu schenken, als der Gefahr Thyßka's, von der dieser
ählen wollte.
„Er war ebenso erstaunt mich zu sehen, als ich ihn",
hr Thyßka fort.
„Ich glaube es! Slawata hat mir nur erzählt, be-
htet" (corrigirte er sich), „daß er den Herrn von Ho-
nfall", betonte Lamormain satirisch, „nach München
andt habe."
„Von dort kam er auch; vielleicht daß später ..."
„Möglich!" schnitt Lamormain ihm das Wort scharf ab.
Ich habe überhaupt bemerkt, Thyßka, daß der Präsident
gene Wege zu gehen sich gestattet; das darf er nicht,

vollends wenn er sie uns verschweigt. Ich sehe wol, was er will! Er ist noch nicht recht sicher, wer von Beiden das Feld behaupten wird, — der alte Herr oder der neue, — er möchte es mit Beiden halten, — das heißt mit Keinem, — nur mit sich selbst. Aber, erzählt doch weiter, lieber Thyßka. Ging Fabricius denn offen mit seinem Gesicht umher, daß Ihr ihn erkanntet?"

„Das nicht; er war verkappt genug, mit schwarzem Bart und schwarzem pelzverbrämtem Rock, wie ein Bürgermeister von Nürnberg, allein der Blick, mit dem er mich ansah, — — es ist etwas in seinem Blick . . . ."

„Dessen man sich erinnert", bemerkte Lamormain ironisch betonend.

„Leider, ja! Denn dadurch kam ich in Gefahr. Wir gingen miteinander . . . ."

„Unvorsichtig! Sehr unvorsichtig!"

„Freilich wol, hochwürdigster Herr! Doch der überraschende Augenblick hatte uns zusammengeführt, — der enge Weg auf der Brücke, — das lebhafte Gespräch, in welches wir sofort geriethen . . . ."

„Höchst unvorsichtig!" betonte Lamormain scharf.

„Es war aber Niemand in unserer Nähe auf der Brücke, belauschen konnte uns also Niemand. Allein indem wir das jenseitige Ufer erreicht hatten, schritt aus einem Häuflein beieinander stehender Männer urplötzlich einer in Kriegstracht über den Weg und richtete sein Auge auf uns. «Teufel», rief Fabricius unwillkürlich, doch halblaut: «das ist Wolodna!»"

„Apage Satanas!" sprach Lamormain leise und schlug ein Kreuz vor sich.

„Vergebt, ehrwürdigster Herr, daß ich seinen Ausruf wiedergebe!" bat der etwas erschreckte Pater.

„Wir sind unter Zweien, Pater Thyßka, aber übereilt Euch nicht öffentlich auch nur mit der Wiederholung eines solchen Fluchwortes!“ antwortete Lamormain ruhig. — „Wolodna nanntet Ihr den Mann, der Euch begegnete?“ fuhr er fort. „Wo ist mir doch der Mann schon vorgekommen?“

„Der Präsident Slawata wird Euch davon erzählt haben; er war Förster auf der Herrschaft ....“

„Richtig“, fiel ihm Lamormain ins Wort, „er hängt mit der Angelegenheit von Klostergrab zusammen! Also der begegnete Euch?“ ....

„Ob er Fabricius erkannt hatte, weiß ich nicht zu sagen. Allein er heftete so scharfe Blicke auf uns, daß wir nicht zweifeln konnten, es sei ihm irgend etwas auffällig gewesen. Wir gingen so unbefangen als möglich unseres Weges, doch Fabricius beschleunigte seine Schritte ....“

„Unbegreiflich unvorsichtig!“

„Diesesmal, ehrwürdiger Herr, war es wol das geeignetste; denn Wolodna, der anfangs gestutzt hatte, dann weiter gegangen war, sah sich mehrmals nach uns um, dann wendete er sich plötzlich und ging uns nach.“

„Ihr würdet das nicht wahrgenommen haben und es würde wahrscheinlich nicht geschehen sein, wenn Ihr selbst Euch nicht zu viel umgeschaut hättet!“ bemerkte Lamormain.

„Das ist gewiß richtig“, erwiderte Thyßka fügsam; „doch unsere Besorgniß war zu groß. In Zeiten wie die jetzigen reicht ein Verdacht hin, uns auf offener Gasse anzuhalten, und dann mußte Fabricius erkannt, unsere Verkappung entdeckt werden. Deshalb also eilten wir vorwärts. Im Gehen sagte mir Fabricius: «Dieser Mensch ist ein Jäger, der die Fährte eines Fuchses sieht und riecht; er hat mich zuverlässig erkannt, und wenn er nur meine

Augenwimpern hat zucken sehen. Wir sind verloren, wenn er uns anhält.» Glücklicherweise kam uns ein Trupp von Landleuten entgegen, die uns, als sie zwischen ihm und uns waren, seinen Blicken entzogen. Diesen Zeitpunkt nutzten wir und flüchteten wie gescheuchte Gemsen in die Gassen der Kleinseite. Fabricius zog mich immer nach sich; ehe ich mich's versah, befand ich mich in einer dunkeln Hausflur. «Hier weiß ich Bescheid», flüsterte er, «hier ist ein Durchgang!» Durch einen gewundenen Hof und eine kleine Pforte erreichten wir eine andere Gasse und dann auf Umwegen das Ufer der Moldau. Fabricius behauptete, wir wären keinen Augenblick mehr sicher in Prag; man werde nach allen Thoren hin Nachricht geben. Und so entschloß ich mich in der That sofort auf einem Nachen mit Fabricius denselben Weg der Flucht anzutreten wie beim Ausbruch der Unruhen!"

„Sehr richtig gehandelt", sprach Lamormain jetzt lobend.

„Die Vorsicht war wirklich nicht zu groß gewesen. Denn als Fabricius einen Vertrauten nach Prag sandte, um einem sichern Freunde Nachricht zu geben und von ihm Erkundigungen einzuziehen, erfuhren wir, daß schon am nämlichen Tage Nachforschungen an verschiedenen Orten geschehen und Befehle an den Thoren gegeben waren, alle Ein- und Ausgehenden scharf zu untersuchen."

Lamormain summte sein: „Hm, hm!"

„Es wurde uns zugleich angerathen uns so schnell als möglich und in der tiefsten Verkappung aus Böhmen zu entfernen."

„Doch getrennt?"

„Natürlich. Fabricius ging nach Sachsen."

„Nach Sachsen? Mit Aufträgen von Slawata?" fragte Lamormain argwöhnisch.

„Ich weiß es nicht, hochwürdigster Herr. Wir schieden schnell, ich nahm meinen alten Weg, wie verwichenen Mai, zu den alten Freunden, wo ich der Gesinnung sicher sein durfte. Doch zahllose Schwierigkeiten und Gefahren hatte ich zu bestehen, öfters ....“

„Man kommt!“ unterbrach ihn Lamormain auflauschend. Es ließen sich Schritte im Vorzimmer hören. Der Diener brachte ein eiliges Schreiben mit den Worten: „Von Sr. Majestät dem Könige von Ungarn. Der Bote wartet.“

Lamormain erbrach es. „Ich werde mich sogleich zu Sr. Majestät begeben“, war seine Antwort; der Diener ging.

„Lieber Pater Thyßka“, wandte er sich zu diesem, „wir sind unterbrochen. Besucht mich morgen wieder; ich muß noch mehr von Euch hören. — Jetzt will ich sofort zu Sr. Majestät, zwar in einer andern wichtigen Angelegenheit, allein Eure Nachrichten scheinen mir nicht minder wichtig. Ich wollte morgen dem Fürsten Eggenberg Mittheilungen machen, aber ich will auch das noch heut thun, trotz seiner Kränklichkeit; denn bis dat qui cito dat! Und wir haben jetzt drängende Zeiten! Eine Mittheilung heut gemacht, kann vielleicht einen wichtigen Schritt verhüten oder veranlassen, wozu es morgen zu spät wäre. Ihr seid meines Danks sicher!“

Er reichte ihm die Hand, die der Pater ehrerbietig küßte und sich zurückzog.

„Mein Wagen!“ gebot Lamormain dem Diener, der dem sich entfernenden Thyßka die Thür geöffnet hatte und ihn mit einer Kerze begleiten wollte.

Als Beide hinaus waren und die Thür hinter sich geschlossen hatten, ging Lamormain leise, selbst auf dem weichen Teppich seines Zimmers noch auf den Zehen, ihnen nach bis an die Thür, legte das Ohr an und lauschte auf

merksam. Erst als sie die Thür des Vorzimmers öffneten, sagte er vor sich hin: „Nun sind sie fort“, und drehte dann behutsam den Schlüssel im Schloß um. Hierauf ging er zurück an seinen Schreibtisch und ordnete höchst sorgfältig die auf demselben liegenden Papiere und Briefe. Er warf auf jedes Blatt noch einen prüfenden Blick und murmelte dabei vor sich hin: — „Zu der Masse, — in die Gruft der Geheimnisse — ins Feuer!“ Je nach diesen drei Bestimmungen hatte er die Papiere in drei Päckchen gesondert. Das erste vertheilte er in verschiedene Fächer und Kästchen des Tisches, theils offene, theils verschlossene. Als er das zweite in die linke Hand nahm, drückte er mit der Rechten an eine verborgene Feder unterhalb der Tischplatte. In demselben Augenblick verschob sich ein auf dem erhöhten hintern Theil des Schreibtisches, in dem sich viele Fächer und Kästchen befanden, aufgestelltes Crucifix sammt seiner aus viereckigen schwarzen Marmortafeln, die stufenartig übereinander gelegt waren, bestehende Basis, worauf sich eine unter dem Piedestal befindliche geräumige Vertiefung in der obern starken Platte des Tisches zeigte, in der sich schon verschiedene Papiere befanden. Lamormain that die, welche er in der Hand hatte, dazu und das Crucifix schob sich wie von selbst verschließend wieder darüber. „Das Kreuz muß so Manches in seinen Schutz nehmen“, sprach er lächelnd vor sich hin, „weshalb nicht meine geheimen Papiere! Hm! Hm!“ summte er mit seinem gewöhnlichen Tone. „Es würde doch, meine ich, nicht leicht ein Schatzgräber einen wichtigern Fund thun, als wenn er den Schatz unter diesem Crucifix entdeckte!“ — Hierauf trat er mit dem letzten Päckchen von Papieren an das lodernde Kaminfeuer und warf es hinein. Als er sah, daß die Flamme Alles gefaßt hatte, sprach er lächelnd mit dem Gefühl der Sicherheit:

„Nun mögen sie mich überraschen", ging zur Thür und drehte den Schlüssel leise wieder auf. „Ah! Jetzt kommt Gregor!" sprach er, da er Schritte hörte. „Ja, ja, in Vorzimmern muß man keine Teppiche haben!"

„Der Wagen ist bereit, hochwürdigster Herr", meldete der Diener.

„Gut! Gib mir doch die Papiere her, die dort noch auf dem Sessel liegen. — Wirf sie hier ins Feuer! Man muß alle dergleichen alte, unnütze Papiere verbrennen, denn in unnützer Hand können sie Schaden stiften. Ich habe soeben auch schon eine Menge verbrannt. — So; hilf mir etwas bei dieser Arbeit, Gregor. Nimm die Feuerschaufel!"

Er schürte mit dem Diener um die Wette, als ob Beide das gleichgültigste Geschäft verrichteten. — „Das sind kleine Dinge, aber sie müssen auch gethan sein! .... Nun gib mir meinen Pelz und die Pelzstiefel!"

Der Diener brachte beides und half dem Pater beim Anlegen der Kleidungsstücke. Als er sich warm, sorgfältig eingehüllt und durch eine Sammetkappe noch Kopf und Ohren wohl gegen die starke Februarkälte verwahrt hatte, verließ er, eine Mappe mit Schriften in der linken Hand und mit dem rechten Arm auf den des Dieners gestützt, das Gemach.

Der Wagen rollte, auf die gezogene Schelle, in der Hausflur dicht vor die Treppe. Als Lamormain eingestiegen war, reichte ihm der Diener die Mappe nach und empfing seinen Befehl: „Zuerst zum Fürsten Eggenberg. Dann nach der Burg zu Sr. Majestät dem Könige von Ungarn. Am kleinen Portal."

Dreiundvierzigstes Capitel.

Es war am 20. März 1619 um vier Uhr des Morgens. Das tiefe Dunkel einer rauhen, schwer regnerischen Nacht umhüllte noch die Kaiserstadt. Der Wind der Tag- und Nachtgleiche stürmte von den kahlen Feldern draußen herüber über die Wälle und Festungsmauern und umsauste die alterthümlichen Spitzdächer und Thurmzinnen, welche damals die Burg krönten. Der Regen peitschte die Fenster mit rauschendem Schlag.

Im Vorzimmer des Kaisers Mathias saßen bei tief herabgebrannten Kerzen viele von der Dienerschaft, einige mühsam wachend, andere tief schlafend, mit dem Kopf auf dem Tisch, oder gegen die Wand gelehnt; denn es war schon die dritte Nacht, die sie, da der Kaiser wiederum schwer krank lag, zubrachten, ohne sich zur Ruhe zu legen. Selbst das Geräusch des Regens und das hohle Windsgeheul konnte Die nicht erwecken, die, von der Müdigkeit übermannt, auf den Sesseln in Schlaf gesunken waren.

Balthasar öffnete, eine mattglimmende Lampe in der Hand, leise die Thür des kaiserlichen Gemachs und trat wankenden Schrittes ein. Sein Angesicht war bleich; er sah tief vergrämt aus. Er schien mit den Augen etwas im Vorgemach zu suchen, denn die Lampe, die er trug, blendete ihn. „Ach, dort", sprach er leise und ging behutsam auf den Zehen, da die Thür hinter ihm nur angelehnt war, auf einen großen schwerfälligen Lehnsessel zu, in welchem ein alter Mann in schwarzem Kleide, dem das silberne Haar schlicht von beiden Seiten der Scheitel her-

unterhing, schlummerte. Es war der Leibarzt Gisbertus. Balthasar faßte ihn am Arm und rüttelte ihn ein wenig. „Herr Doctor, es ist die Stunde, wo Ihr befohlen habt, Euch zu rufen."

Der Alte, der nur einen leisen Schlaf hatte, öffnete die Augen; er war gleich bei voller Besinnung. „Ist es vier Uhr, Balthasar?"

„Eben hat die Glocke auf Sanct-Stephan die Stunde ausgeschlagen", antwortete der alte Kämmerer.

„Gut, gut, du bist pünktlich, Alter, das ist recht — Gott möge dir's lohnen, dein Kaiser wird's leider Gottes nicht mehr lange können!" erwiderte Gisbertus, indem er aufstand und seine Kleidung ein wenig zurecht zupfte. „Die Arznei ist doch frisch bereitet?"

„Ja wol, Herr Doctor!" antwortete Balthasar und nickte mit dem Haupt, indem er wehmüthig mit fragendem Auge an den Zügen des Arztes hing, als wolle er dort irgend einen Ausspruch über das Schicksal des Kaisers lesen. „Sollte es denn", faßte er endlich den Muth zu fragen, „wirklich auf die letzte Stunde gehen?"

„Das will ich dermalen zuversichtlich noch nicht sagen", erwiderte der Arzt, indem er mit ihm der Thür zuschritt, „allein auf den letzten Tag müssen wir uns wol gefaßt machen!"

Sie traten Beide, Balthasar mit der Lampe voran, in das Krankenzimmer.

Der Kaiser war ganz allein; er hatte außer seinem getreuen Balthasar Niemand um sich dulden wollen. Es geschah selbst ohne sein Wissen und gegen seinen Willen, daß Gisbertus im Vorzimmer blieb. Er hatte nur eingewilligt, daß zwei jüngere, ärztliche Gehülfen für einen unvermutheten Fall über Nacht in der Burg verweilen sollten.

„Er schläft", flüsterte Balthasar und legte den Finger auf den Mund.

„So dürfen wir ihn anjetzo nicht wecken", entgegnete der Arzt ebenso leise. „Ich werde mich zu Sr. Majestät ans Bett setzen."

Er nahm den Platz ein und beobachtete den Kranken, dessen Züge die Nachtlampe matt beleuchtete, mit aufmerksamem Auge, indem er zugleich den Puls der auf der Bettdecke ruhenden Hand faßte. Balthasar hing unverwandten Blicks an den Mienen des Arztes. Dieser, in der Ruhe und langen Gewohnheit seiner Kunst, verrieth durch keinen Zug sein Urtheil über den Kranken. Balthasar konnte aber die Gefühle seines Herzens nicht mehr zurückhalten. Mit zitternder Stimme fragte er: „Findet Ihr Ihro Majestät kränker, Herr Doctor?"

„Ja, mein lieber Balthasar", antwortete dieser, ebenso leise, aber mit feierlicher Förmlichkeit; „der Puls des allerhöchsten Kranken ist um ein sehr Merkbares schwächer geworden."

„Er entschlummert wol schon?" hauchte der Kämmerer mit bebender Lippe.

„Es wäre möglich, durch des allgütigen Gottes Gnaden; doch ich glaube es nicht", antwortete Gisbertus; „solcher Schlaf ist noch der natürliche. — Glücklich wenn Se. Majestät so ruhig einschlummerten!"

Balthasar wandte sich ab und drückte das Tuch vors Gesicht; er bekämpfte mit aller Anstrengung sein heftiges Weinen, um den theuern Herrn nicht in seiner vielleicht letzten Schlummerstunde zu stören. Die tiefste Stille herrschte in dem Zimmer. Um so schauerlicher berührte der Ungestüm des Wetters draußen das Ohr. Zwar dämpften die schweren, zugezogenen Vorhänge den Schlag des Regens,

doch das hohle Sausen des Windes ließ sich fast ununterbrochen vernehmen. In den Pausen hörte man den einförmigen Pendelschlag der reichen, mit kunstvollen Goldverzierungen geschmückten Pfeileruhr, welche jetzt die kurze Spanne Zeit ausmaß, die dem Kaiser noch auf Erden vergönnt war. Es weckte einen eigenen Schauer, wie der Pendel gewissermaßen jeden Pulsschlag zählte. Balthasar schien diesen Gedanken zu haben; er wandte sein Auge nach der Uhr, als wolle er sehen, welches die Stunde sei, wo sie den Stillstand der Lebensuhr des Kaisers bezeichnen werde. Es bewegten sich dabei noch andere Gedanken in der Brust des alten Dieners. Die Uhr war ein Geschenk des Kaisers Rudolf, der sie nach Tycho de Brahe's eigenen Angaben von einem der geschicktesten Künstler in Prag hatte bauen lassen *); ein Geschenk aus den Zeiten, wo die beiden Brüder ihren innern immer wieder erwachenden Zwiespalt oft durch äußerliche Zeichen der Liebe und Versöhnung zu umhüllen, oder vielleicht wirklich zu beruhigen dachten. Er erinnerte sich wohl, wie Rudolf dabei gesagt hatte: „Möge sie dir viele glückliche Stunden schlagen!" War der Wunsch nicht aufrichtig gewesen, oder war er nur nicht erfüllt worden? Aber die Uhr hatte dem Kaiser viel, viel mehr Stunden der Trübsal geschlagen als Stunden der Freude, und jetzt sollte sie bald seine letzte schlagen! ....

Mathias bewegte die Hand, die auf der Bettdecke ruhete; Balthasar schaute aufmerksam hin. Der Kaiser warf das Haupt unruhig hin und her; aber er öffnete das Auge nicht.

„Gib mir die Hand, Rudolf", sagte er plötzlich im Schlaf, mit gerührtem, aber jenem hastigen Ton, den die

*) Historisch.

im Schlaf Redenden durch die Beklemmung des Athems haben. „Anna, bitte ihn!“ setzte er hinzu.

„Fieberträume!“ sprach der Arzt leise, zu Balthasar gewandt.

„Von dem seligen Kaiser und der Kaiserin“, antwortete Balthasar ebenso und trat auf den Zehen näher. Beide hingen mit Auge und Ohr lauschend über dem Bett des Kaisers. — Er sprach nicht mehr, aber bewegte die Hand, wie suchend.

„Se. Majestät sucht, will es mir scheinen, die Hand Dero verklärten Bruders“, sagte Gisbertus, trotz seiner steiffeierlichen Gewohnheit, sehr bewegt und legte seine eigene Hand in die des Kranken; da fühlte er einen warmen innigen Druck. Er ward von tiefer Rührung ergriffen, denn er kannte, wie Alle, das feindselige Verhältniß, das die Brüder im Leben auseinandergehalten hatte, nur zu gut.

„In Sr. Majestät Gemüth sind Liebe und Versöhnung“, wandte er sich zu Balthasar. „Dero Druck der Hand ist innig, und kräftiger als ich gemuthmaßet!“

„Vielleicht hat der Schlaf ihn gestärkt, vielleicht erholt er sich ganz“, entgegnete Balthasar, und ein freudiger Schimmer überglänzte sein nasses Auge.

Mit verstärkter Gewalt brauste in diesem Augenblicke der Wind auf und zugleich ertönte der dumpfschauerliche Klang eines Glockenschlages, der das erste Viertel der Stunde auf einem der nahen Kirchthürme anschlug. Es klang wie ein ehernes Nein als Antwort auf Balthasar's Hoffnungsfrage.

Der Kaiser erwachte, wie es schien von dem Geräusch. Er sah lange mit weit offenem, staunendem Blick um sich her; es war sichtlich, daß er sich noch nicht wieder aus dem Traum in die Wirklichkeit zurückfinden konnte. Nach

einer langen Pause sagte er: „Ich habe recht lebendig geträumt! — Ihr seid schon wieder hier, Doctor?“

„Halte unmaßgeblich für meine Pflicht, Ew. Majestät die Arznei selbst zu reichen und nach der Wirkung derselben zu forschen.“

Mathias blickte ihn zerstreut an und fragte nur nach einigen Augenblicken: „Was ist die Uhr?“

„Eben hat das erste Viertel der fünften Frühstunde geschlagen“, versetzte Balthasar, der seinen Herrn mit wehmüthigem Blick anschaute.

Der Kaiser schien etwas Wichtiges zu überlegen; er heftete, wie er in solchen Fällen zu thun pflegte, das Auge fest auf einen Punkt und wiegte leise den Kopf. Nach diesen Momenten erwartungsvoller Stille sagte er: „Es soll zu Sr. Majestät dem Könige von Ungarn gesendet werden; ich lasse ihn sofort um eine Unterredung bitten. — Dann schickt auch zu meinem Beichtvater!“

„Ew. Majestät!“ unterbrach Balthasar den Kaiser mit schmerzlichem Ausruf bei diesem Wort und vermochte den Strom seiner Thränen nicht zurückzuhalten.

„Thu wie ich befohlen“, sagte der Kaiser fest, aber freundlich, und Balthasar wankte hinaus. Der Kaiser richtete sich, mit Hülfe des Arztes, auf dem Lager auf und saß, halb in die Kissen zurückgelehnt, schweigend, anscheinend tief in Gedanken versunken da. „Jessenius!“ sprach er plötzlich, der Arzt horchte auf, doch der Kaiser fuhr nicht fort; es war, als sei dies Wort unwillkürlich über seine Lippen gedrungen.

„Wollen Ew. Majestät nicht in Gnaden geruhen, noch einmal Arznei zu nehmen“, sagte Gisbertus, „es dünkt mich doch, daß ihre Wirkung recht kräftigend gewesen.“

„Meinst du, Alter?“ erwiderte der Kaiser lächelnd, in-

dem er das Haupt leise verneinend bewegte: „Nun wenn's dir ein Trost ist will ich auch noch einen Löffel nehmen. Hab' halt Manches, was bitterer schmeckte, verschlucken müssen!"

Wie er es in den vertraulichsten Augenblicken seines Lebens stets gern gethan, so sprach der Kaiser auch jetzt in der Mundart des Volkes. Es lag etwas in dem gutmüthig herzlichen Ton, in den schlichten Worten desselben, als wolle er sagen: „Der Unterschied zwischen uns ist vorbei. Was sollen wir uns noch solchen Zwang anthun?"

Gisbertus hatte indeß dem Kranken den Löffel mit der Arznei gereicht; er nahm sie ruhig ein.

„Wollt's halt so gut sein", sprach er in überaus weichem, gutmüthigem Tone, „die Fenstervorhänge ein wenig zurückziehen, daß ich sehe, ob es draußen nicht schon ein Bisserle dämmert. Die Sonne kommt dort an der Fensterseite herauf. — — Einmal möchte ich sie wol noch schauen!"

Dieses Wort griff tief in die Brust des alten, ruhigen Arztes. Er war froh, sich ein kleines Geschäft an den Fenstern machen zu können, um seine Bewegung zu verbergen. Doch vorläufig sollte sich des Kaisers Wunsch noch nicht erfüllen, denn der Himmel war ganz schwarz umzogen und draußen lagerte noch die tiefste Nacht.

„Es ist, halten zu Gnaden, noch zu frühe, Ihro Majestät", sagte Gisbertus; „in einer Stunde von anjetzo wird erst der Tag zu grauen anfangen!"

„Ja, ja, es sieht finster aus draußen in der Welt", murmelte Mathias vor sich hin. „Ist nicht so gar Schad' darum, sie zu verlassen!"

„Daran sollten Ew. Majestät, halten zu Gnaden, gar nicht denken", erwiderte der Arzt mit theilnehmendem Ton.

„Gerad' daran", antwortete der Kaiser; „denn ich hab' halt noch Manches zu bestellen auf dieser Welt, und die Zeit könnte mir knapp werden. — Für jenseits muß ich auf die Gnade des barmherzigen Gottes hoffen!" Bei diesen Worten faltete er die Hände über dem Bett und saß still betend.

Balthasar, der eben wieder eintrat, blieb bei dem Anblick gefesselt in der Thür stehen und faltete die Hände gleichfalls, während die Thränen ihm unaufhaltsam die Wangen netzten. Auch Gisbertus stand schweigend, mit tief gesenktem Haupt; man konnte nicht sehen, ob nur um seinen Schmerz, sein nasses Auge zu verbergen, oder ob auch er selbst betete.

Es war ein Augenblick feierlicher Rührung und Erschütterung. Der, welcher eine Welt beherrschte in dieser Welt, stand jetzt an der dunkeln Pforte jener, wo, was wir verlassen hinter uns, in das flüchtige Nichts zerstäubt, vor uns die unergründliche Kluft sich öffnet, deren Tiefe kein menschliches Auge gesehen, kein menschliches Maß erforscht hat.

So vergingen einige Minuten. Der Kaiser athmete schwer auf und sank müde etwas zurück in die Kissen.

„Laßt mich halt jetzt wieder ein Bissel ruhen", sagte er sichtlich ermattet; „ich brauche noch Kräfte und muß sie sammeln." Er lehnte das Haupt an, allein er schlief nicht. Balthasar und der Arzt verrichteten leise alle die kleinen Dienste, die der Zustand des Kranken gebot, oder wozu er ihnen irgend einen Wink gab. Er sprach kein Wort, schien aber in ernstes Nachsinnen zu versinken. Da trat einer der Diener aus dem Vorzimmer ein und winkte Balthasar, dem er einige Worte ins Ohr raunte. Der Kämmerer näherte sich dem Kaiser und meldete: „Se. Majestät der

König von Ungarn und der Beichtvater Ew. Majestät sind im Vorzimmer. Wen befehlen Ew. Majestät zu sprechen?"

„Erst muß der Kaiser seine Pflicht thun", antwortete er ernst. „Hilf mir mich aufrichten!"

Es geschah; ganz aufrecht wollte er sitzen. Seine Züge nahmen eine Würde an, die Ehrfurcht gebot. „Ich lasse Se. Majestät bitten, einzutreten", sagte er jetzt.

Balthasar eilte zur Thür und öffnete sie. Ferdinand trat ein, sichtlich erschüttert, fast bleicher als der Kaiser selbst. Wankenden Schrittes ging er auf das Bett seines Oheims zu, beugte sich über seine Hand und küßte sie mit aufrichtiger Wärme. Wen hätte auch solch ein Augenblick nicht ergriffen!

„Wir müssen allein sein!" sagte der Kaiser mit ernstem Ton.

Balthasar und der Arzt entfernten sich augenblicklich.

Der sterbende Kaiser und der künftige waren allein beisammen. Der die Zügel der Weltregierung fallen ließ und der sie aufnahm, — ein schweres Erbtheil! — Sie standen allein einander gegenüber, an der dunkeln Wegscheide, die sie auf Erden auseinander führen sollte. Kein fremder Mund drängte sich zwischen sie; Gefühle und Gedanken berührten, tauschten sich unverfälscht. Was sie zueinander gesprochen in diesem verhängnißvollen Augenblick, wo der ernste Weiser der Zeit auf den Wendepunkt der Weltgeschicke zeigte, — kein fremdes Ohr hat Kunde davon erhalten. — Fast eine Stunde waren sie allein beisammen!

Vierundvierzigstes Capitel.

Während dessen hatte sich die Nachricht, daß der Kaiser an dem äußersten Grenzpunkte des Daseins stehe, durch die Burg und weiter verbreitet. Daß der Beichtvater gerufen worden war, bedeutete Allen das Unvermeidliche der Entscheidung.

Das Vorzimmer füllte sich mit bestürzt Herbeieilenden, unter ihnen die Männer des höchsten Ranges, der wichtigsten Stellung. Lamormain, dessen lauschendes Ohr überall hinreichte, war der Erste, welcher eintrat, fast unmittelbar nachdem der Arzt und Balthasar das Krankenzimmer verlassen hatten. So schnell war ihm durch seine Vertrauten in der Umgebung des Königs von Ungarn die wichtige Kunde zugegangen, daß derselbe plötzlich an das Sterbebett des Kaisers gerufen war. Und die unermeßliche Bedeutung des Ereignisses schnell erfassend, war er auf der Stelle herbeigeeilt; denn gleich im ersten Augenblicke konnten die wichtigsten Maßregeln zur Vorbereitung und Abwehr des Künftigen getroffen werden. Mit Alles ins Auge fassender Umsicht hatte er auch sofort den Fürsten Eggenberg benachrichtigt, der Ferdinand's vertrautester Geschäftsrath war. Als Lamormain das Gemach betrat, wandte sich sein scharfes Auge sogleich forschend umher, um zu sehen, wer bereits anwesend sei. Er erblickte nur den Beichtvater des Kaisers Mathias, den Pater Chrysostomus von den Benedictinern. Sogleich ging er auf diesen zu, und der Beichtvater des Kaisers, der den Thron besteigen sollte, begrüßte mit dem Schein frommer Ehrfurcht den des abscheidenden, der

in schmerzlichem Gefühle, doch in andächtiger Sammlung, seines letzten Amtes harrte. Die beiden geistlichen Väter sprachen leise miteinander. Balthasar warf einen Blick der Bitterkeit auf Lamormain, denn er wußte, wie vieles Leid Gesinnung und Rath dieses Mannes dem Kaiser zugefügt. Doch barg er in scheuer Furcht vor dem Mächtigen, der in wenigen Minuten allmächtig an diesem Hofe sein konnte, sein Gefühl, und zog sich still in eine Ecke zurück. Die andern Diener waren gleichfalls ehrerbietig in den Hintergrund des Zimmers getreten.

Die Thür öffnete sich abermals, und der Fürst von Liechtenstein, gleichfalls vertrauter mit Ferdinand als mit Mathias, trat ein. Unmittelbar darauf folgte Eggenberg, der jenem Nachricht gegeben hatte, aber, da er kränklich war und sich wegen des Podagras nur mühsam bewegen konnte, längere Zeit gebraucht, um zur Stelle zu gelangen. Beide Herren sprachen sogleich leise, aber lebhaft mit Lamormain, der nach wenigen Minuten auf den Arzt zuging und ihn mit der Miene und Stimme tiefer Theilnahme fragte: „Gebt Ihr uns denn gar keine Hoffnung, theurer Doctor Gisbertus, daß das Leben Sr. Majestät noch zu erhalten sei?"

„Ich habe dermalen die Hoffnung noch nicht aufgegeben", erwiderte Gisbertus, nicht sowol nach seiner Ueberzeugung, als weil er das Heuchlerische der Theilnahme erkannte, die die begierige Erwartung und Hoffnung auf das Gegentheil schlecht verhehlte.

Die Antwort fiel so unerwartet für Lamormain aus, daß er sich fast verrathen hätte; doch schnell war er wieder Meister seiner selbst und sagte mit einem erzwungenen Lächeln und gen Himmel gehobenem Blick: „Das ist ja eine unerwartet freudige Kunde, für die wir dem Himmel danken wollen. Also habt Ihr wirklich Hoffnung?"

„Der Arzt, wolle Hochwürden bedenken, darf sie nie aufgeben, wenn sie auch noch so schwach wäre", entgegnete dieser.

Diese halbe Zurücknahme schien einige Befriedigung über Lamormain's Züge zu verbreiten. Er wollte eben noch eine Frage thun, als die Thür des Krankenzimmers sich öffnete und der König von Ungarn heraustrat, bleich, sichtlich erschüttert, mit Spuren von Thränen in den Augen.

„Se. Majestät verlangt den Beichtvater", sprach er mit bewegter Stimme, gegen diesen gewandt.

Pater Chrysostomus ging mit dem Crucifix und den heiligen Gefäßen in das Krankenzimmer.

„Ich fürchte", wandte sich Ferdinand jetzt zu den Umstehenden, die näher getreten waren, doch sich ehrerbietig etwas zurückhielten, „ich fürchte, Se. Majestät ist dem Ziel des irdischen Daseins nahe!"

„So möge sich unser stilles Gebet für ihn erheben", sprach Lamormain und faltete die Hände. Alle thaten desgleichen, unter lautloser Stille. Dies währte einige Augenblicke. Dann traten der König, die Fürsten Eggenberg und Liechtenstein, Lamormain und einige Andere in einen engern Kreis zusammen, zogen sich in eine Ecke des Zimmers zurück und sprachen in gedämpftem Tone eifrig miteinander. Während dessen kamen immer Mehrere hinzu, welche Kunde von dem Zustande des Kaisers erhalten hatten. Auch zwei ältere Räthe desselben, denen er großes Vertrauen schenkte, Graf Fugger und Fürst Dietrichstein der Vater, erschienen.

Balthasar sprach bei ihrem Anblick vor sich hin: „So kommen doch einige von Denen, die wirklich um ihn weinen werden!"

Die ängstliche Stille, welche trotz der vielen Versammelten im Gemach herrschte, das leise Flüstern, hier und da ein Ton verhaltenen Weinens und Schluchzens — denn auch Frauen waren herbeigekommen —, das immer trüber werdende Licht der herabgebrannten Kerzen, alles Das erregte eine Beklemmung, die jede Brust drückte.

Von außen drang der erste Schimmer der Dämmerung durch die Fenster; der Regen hatte aufgehört, doch der Wind ließ immer noch von Zeit zu Zeit sein hohles Getön vernehmen.

Dieser Zustand ängstlicher Spannung wurde durch den Klang der Schelle im Krankenzimmer unterbrochen. Balthasar eilte hinein; gleich darauf kehrte er zurück und winkte dem Arzte. Aller Aufmerksamkeit richtete sich auf diese Vorgänge.

Der Kaiser, durch die Unterredung mit dem König Ferdinand schon sehr angegriffen, war unter der Beichte schwächer geworden und verlangte nach einer Stärkung. Balthasar und der Arzt ordneten sein Lager wieder bequemer, und der Letztere gab ihm einige stärkende Tropfen. Bald war Mathias wieder so gekräftigt, daß er das Wort nahm und laut und vernehmlich sprach:

„Ehrwürdiger Vater, bei vollem Bewußtsein und in Gegenwart dieser Getreuen erkläre ich Euch, ich *habe überwunden*. — Er war der Kummer meiner letzten Tage, er bleibt meine Sorge, doch ich *scheide in Liebe*, und *vergebe ihm*, wie mir der Herr vergebe!“

Balthasar und der Arzt standen erstaunt, doch Pater Chrysostomus trat näher, und leuchtenden Auges, mit erhobener Andacht sprach er, indem er dem Kaiser beide Hände auf das Haupt legte: „So darf ich Ew. Majestät den vollen ungeschwächten Segen und das letzte Labsal der

Kirche ertheilen und die Gnade und Barmherzigkeit Gottes zusichern!"

Das heilige Brot berührte die Lippe des Kaisers, der Kelch die des Beichtvaters.

„Ich bin bereit zu gehen", sprach Mathias gefaßt. „Laßt Jeden eintreten, der Abschied von mir nehmen will."

Balthasar brach fast zusammen. Jetzt laut weinend, schwankte er der Thür zu und öffnete sie. Er vermochte nicht zu sprechen und winkte nur Allen einzutreten.

Der König Ferdinand war der Erste, die Andern folgten. Der Kaiser saß aufrecht auf dem Lager und grüßte durch eine leichte Bewegung der Hand und des Hauptes. Es bildete sich ein Halbkreis um das Bett des Sterbenden. Kein Laut war zu vernehmen.

Ferdinand hatte sich dem Bett genähert.

„Mein Bruder Max! meine liebe, liebe Anna!" sagte Mathias mit einem Tone, der Aller Herzen bewegte, „ihr seid mir vorangegangen; ich folge euch rasch!"

Jedes Ohr lauschte. Nur das tiefe Athmen Aller und ein unterdrücktes leises Schluchzen unterbrach die heilige Stille.

Das Antlitz des Kaisers war von leichter Röthe angestrahlt. Es war der erste Schimmer des Morgenroths, welches durch den zerrissenen Wolkenhimmel brach.

„Ferdinand!" sprach der Kaiser mit zusammengerafftter Kraft. — Der König trat zu ihm. Sie reichten einander die Hände. Lange sah der Kaiser den Erben seines Thrones sprachlos an; sein Angesicht röthete sich höher in dem Morgenschimmer, es war als ob ein Heiligenschein das Haupt zu umduften anfange. Er zog den Neffen ans Herz. Man hörte jeden Pulsschlag im Gemach.

„Wir scheiden in Frieden", sprach er, Allen vernehmlich. Dann wandte er das Haupt zu den Anwesenden und sagte: „Seid ihm getreu!"

Mit diesem Wort sank er zurück in die Kissen. Sein Auge brach. Ferdinand hielt seine Hand fest, und über ihn gebeugt, tropften seine heißen Thränen auf das Lager.

Noch einmal schwebte ein leiser Laut über die Lippen des Sterbenden ...

„Versöhnung .... Frieden" — das waren seine letzten, kaum gehauchten, aber Allen vernehmlichen Worte. Ferdinand küßte ihn auf die Stirn.

Als er sich wieder erhob, war das Leben seines Oheims erloschen!

In diesem Augenblick zitterte der erste Strahl der Sonne in das Gemach. Aller Blicke wandten sich ihr zu; unter schwarzem, schwerem Gewölk blitzte ihr Glutauge hindurch und ergoß den blutigen Feuerstrom über die Erde!

Fünfundvierzigstes Capitel.

Da die üble Jahreszeit, zumal die Grundlosigkeit der von thauendem Schneewasser aufgeweichten Wege, für den Augenblick die Kriegsoperationen hemmte, und wichtige Dinge mit den Directoren des Landes verhandelt werden mußten, war Thurn, von seinem Sohn und Wolodna begleitet, nach Prag gekommen. Und um nach langer Trennung aller der Seinigen einmal wieder froh zu werden, hatte er auch die Frauen von Karlsstein hereinkommen lassen. Mit diesen

und einigen seiner vertrautesten Freunde in den öffentlichen Angelegenheiten, den angesehensten Männern im Krieg und im Rath, saß er in seinem Hause zu Tisch. Unter den Gästen war auch Mansfeld; er hatte seinen Platz zur Rechten der Gräfin Elisabeth. Zu ihrer Linken saß der ehrwürdige Greis Caplicz von Sulewicz; neben ihm, der eigenthümlichste Gegensatz von Jugend und Alter, die sechzehnjährige Thekla, der die Mutter lieber den Platz an der Seite des frommen, milden Greises angewiesen hatte als an der des Kriegshelden, der, wie gewandt er sich in die glattesten Sitten der Höfe zu schmiegen wußte, doch aus Neigung lieber die ungezwungenen und derberen Gewohnheiten des Lagers beibehielt.

Therese, welche seit ihrer Verheirathung ganz wie eine Genossin des Hauses betrachtet wurde, da Xaver mit dem Range eines Hauptmanns im Heere diente, saß an Mansfeld's Seite. Er selbst hatte sie sich mit einem Scherz zur Nachbarin gewählt. Denn als die Gräfin, die er zur Tafel geführt, ihm Thekla gewissermaßen entzog, da sie sie an Caplicz' Seite wies, während sie selbst zwischen dieser und Mansfeld trat, sagte er lachend: „Ich sehe, die Gräfin vertraut mir wildem Kriegsmanne die Tochter nicht an. So will ich denn der Beschützer dieser jungen Frau werden, und sie soll nachher Zeugniß ablegen, ob Graf Mansfeld sich unritterlich benommen hat!"

Die Gräfin antwortete mit einem zustimmenden Lächeln, und so war Therese die Nachbarin des berühmten Feldherrn geworden. Neben ihr, zu ihrer Linken, saß der junge Heinrich Thurn; an dessen Seite Wolodna. Auf der andern Seite des länglich runden Tisches hatte Graf Thurn selbst den Mittelplatz, seiner Gemahlin gegenüber, zwischen dem würdigen Wenzel von Budowa und Otto von Loß, dem

Unterburggrafen von Karlsstein, dem Thurn die Seinigen in Obhut gegeben und der sie ihm aufs beste behütet hatte.

Wie entfernt Therese in ihrer Einfachheit dem durch Rang und Ruhm glänzenden Grafen Mansfeld stand, so war es doch gerade sein kriegerischer Glanz, der ihrem für jeden kühnen Aufschwung begeisterten Sinne einen warmen, ehrfurchtsvollen Antheil für den Mann einflößte, welcher sein Schwert einer Sache weihte, der sie so ganz hingegeben war.

Thurn stellte sie ihm mit den Worten vor: „Das ist die junge Gattin des jungen Kriegsmannes, den ich Euch nach Bamberg sandte."

Mansfeld erwiderte derb, heiter: „Der hat mir gefallen! Das ist ein wackerer Gesell! Der verdient eine so hübsche junge Frau!"

Ueber Tisch war das Gespräch anfangs vereinzelt gewesen; doch allmälig wurde es allgemeiner und lebhafter, und vollends da beim Nachtisch der edelste Tokayer in hellen Krystallgläsern, in silbernen Bechern und Ehrenpokalen funkelte, deren kostbarster vor Mansfeld stand, schlug die geistige Flamme immer höher auf. Sie hatte an den großen Ereignissen und wichtigen Wendepunkten der Zeit auch den reichsten Nahrungsstoff. Der Ernst der Gegenstände hinderte nicht, daß sie auch oft mit Frische und Heiterkeit berührt wurden; denn der Geist des Weins und der Geselligkeit ist einmal der Art, daß sein lebendig entwickelter Einfluß einen heitern, wenigstens einen hoffnungs- und lebensreichen Schimmer selbst auf den dunkelsten Hintergrund des Lebens wirft.

Vor Allen war es Mansfeld, der, des Krieges und seines Würfelspiels um Leben und Tod am gewohntesten, den fröhlichen Augenblick fröhlich zu nutzen wußte.

Das Gespräch hatte sich auf die glücklichen Hoffnungen ewandt, die sich für Böhmen und seine Zukunft aufzuthun hienen. Aller Mienen erheiterten sich dabei, wie die Män- er einig in der Ansicht waren, daß nun ein schönerer Tag ir Böhmen anbrechen werde. Nur Therese blieb ernst an Mansfeld's Seite.

„Ei", sagte dieser zu ihr, „Ihr bleibt so stumm? Ich ann mir denken, daß Euer Herz und Eure Gedanken weit on hier sind!"

„Nein, Herr Graf, Ihr irrt!" antwortete Therese. Mein Sinn und Herz ist voll von Dem, was Alle hier rfüllt. Allein es kann sich so sicherer Hoffnung nicht hin- eben, nur weil im Augenblick die Sonne lächelt."

„Ei", rief Mansfeld heiter, „Ihr taugtet gut zum eldherrn, schöne junge Frau! Wollten wir trauern und esorgt sein, wenn die Schlacht gut steht, wenn der Feind ns den Rücken wendet, was sollten wir thun, wenn es uns n Hals und Kragen geht? Seid frohen Muthes! Darauf ollen wir anstoßen!"

Er nöthigte sie, mit ihrem kleinern Krystallglas an sei- en großen Prachtpokal voll funkelnden Weines zu stoßen.

„Ueberhaupt", sprach er heiter, „wir schulden noch anche Gesundheit. Die unserer schönen Frauen am Tisch pare ich mir bis zuletzt", wandte er sich galant zur Gräfin Thurn; „jetzt bringe ich's — Ihr müßt zuerst mit mir nstoßen, Thurn!" rief er fröhlich zu diesem hinüber — jetzt bringe ich's dem wackern Feldherrn, der bei Lomnitz hrer Zwei geklopft hat!"

Die Tischgäste stimmten mit frohem Ruf und Becher- lang ein.

„Ich bringe es", erhob sich Thurn, nachdem der fröh- iche Lärmen etwas vorüber war, und hielt Mansfeld

den Becher hin, „ich bringe es dem Bezwinger Pilsens!“

„Bah! Nicht der Rede werth!“ antwortete Mansfeld, stieß aber frisch an, und wiederum erklangen die Becher und lauter Zuruf rings an der Tafel.

„Wenn's Wien gewesen wäre, Ihr Herren!“ nahm Mansfeld das Wort wieder auf und sah vergnügt im Kreise umher. „Dafür hätte ich die Acht, die der Kaiser über mich gesprochen, nicht zu theuer gekauft! Aber Pilsen — da muß ich noch etwas thun, um den Achtbrief abzuverdienen, den Pater Lamormain und Erzherzog Ferdinand dem kranken Kaiser wider mich abgepreßt haben!*) Nun, kommt Zeit, kommt Rath! Ich will ihnen nichts schuldig bleiben!“

„Gewiß, doch es läßt sich nicht Alles zugleich thun“, antwortete Thurn.

„Wien liegt auch nicht außerhalb der Welt!“ rief Mansfeld. „Sind die Türken so weit vorgedrungen .... Von Prag nach Wien ist nicht so weit als von Konstantinopel!“

„Lassen wir die Zukunft“, nahm der würdige Wenzel von Budowa das Wort, „aber vergessen wir die Abwesenden nicht. Ich bringe den Becher dem wackern Grafen Joachim Andreas von Schlick!“

„Recht so, alter Herr von der Feder“, stimmte Mansfeld ein, „Ihr lehrt uns, was wir vom Degen hätten thun sollen! Schlick soll leben! Bei meiner Ehre, er hat gut dahinter gebürstet! Es kitzelte mich ordentlich, daß er dem Boucquoi den gestohlenen Rahm von den Milchtöpfen Böhmens wieder abgeschöpft hat. Der Herr Feldmarschall

*) Historisch.

hätte gern seine zweihundert Wagen voll böhmischer Beute in Wien auf dem Kohlmarkte zur Schau gestellt! Nun hat sie ihm Schlick wieder abgenommen und die Kriegskasse dazu!*) Das ist eine verdrießliche Geschichte. Die Hauptsache bleibt aber, daß Schlick den Fuß auf österreichischen Grund und Boden gesetzt hat. Vivat! Nochmals!"

„Mein würdiger Freund", hub jetzt der alte Caplicz an und deutete auf Wenzel von Budowa, „hat gesagt: Lassen wir die Zukunft! Ich sage, denken wir an sie; denn in ihr, hoffe ich, geht uns die Sonne des Friedens auf. Diese Hoffnung will ich begrüßen!"

Er erhob den schönen, geschliffenen Ehrenbecher, der ihm zu Theil geworden; fast war es, als ob der Priester den Kelch erfaßte. Das Antlitz des Greises, von den dünnen Silberlocken, die sein Haupt noch trug, leise umspielt, strahlte im Ausdruck frommer Hoffnung. Er glich auch einem Diener des Herrn, wie er das Auge so mild und vertrauend gen Himmel aufschlug. Sein Wort wirkte wie das eines göttlich Geweihten. Das wilde Kriegsgespräch verstummte, eine plötzliche Stille trat ein, und wohltönend erklangen die Becher und Gläser in leiserer Berührung; auch die Frauen hatten sie erhoben. Auf ihren Zügen schwebte in einem holden Lächeln der Ausdruck der Hoffnung. Auch Therese lächelte, doch gleichzeitig schimmerte es silbern in ihrem feuchten Auge.

„Es ist wacker von Euch, Herr Oberlandschreiber", nahm Thurn das Wort wieder auf, „daß Ihr den Frieden leben laßt. Aber er muß Bürgschaften zu einem dauernden Glück für Böhmen geben; sonst ziehe ich den Krieg vor.

---

*) Historisch.

Darum müssen wir nehmen, was man uns nicht geben will!"

„Freilich, freilich! Ein sicherer Frieden!" antwortete Caplicz.

„Unser eigenes böhmisches Heer müssen wir haben, das unsere Rechte schützt; dann wollen wir es dem Kaiser auch freudig bereit stellen, wo die seinigen des Schutzes bedürfen", fuhr Thurn fort.

„Und kein kaiserliches Heer im Lande!" setzte Mansfeld hinzu.

Der alte Caplicz schüttelte leise das Haupt und sagte: „Mir sind diese Forderungen immer etwas zu hoch erschienen. Es drückt sich ein zu herbes Mistrauen darin aus. Ich kann mir nicht denken, daß der Kaiser darauf eingeht!"

„Darüber seid unbesorgt", entgegnete Thurn; „alle Nachrichten, die ich aus Wien habe, stimmen darin überein, daß der Kaiser sich ganz geneigt zeigt, unsere Bedingungen anzunehmen. Herbes Mistrauen, sagt Ihr? Ja, wir sind mistrauisch; aber wer trägt die Schuld? Unsere Bedingungen können dem Kaiser nur gerecht erscheinen, wenn er erwägt, welche Misbräuche bisher mit unserer Lage getrieben worden sind. Allerdings kämpft die Partei des Königs von Ungarn noch gegen uns!"

„Ich will", antwortete sanft der Greis, „meinem gnädigen Gott auf den Knien danken, jeden Tag von den wenigen, die ich noch zu hoffen habe, wenn der Kaiser alle unsere Wünsche erfüllt! Allein ich fürchte doch, es geschieht nicht! Unser herbes Mistrauen, anders kann ich es nicht nennen, geschweige er selbst, muß ihn kränken, beleidigen, wenn es auch gerechtfertigt ist."

Wenzel von Budowa nahm das Wort: „Ihr habt wol Recht, alter Freund. Die Bedingungen, die wir stellen, müssen freilich den Kaiser hart angehen, allein wir haben die Sache nicht auf den schlimmen Punkt getrieben, und soll Böhmen Sicherheit und Ruhe haben, vermag ich keine andern Grundlagen dafür vorzuschlagen."

„Das wirkliche Vertrauen wird sich wiederfinden, wenn unsere Zustände erst gesichert sind", sagte ruhiger Thurn; „wir werden dem Kaiser bei jedem sonstigen Anlaß zeigen, daß wir ihm treu ergeben bleiben. Es soll nur zwischen ihm und uns keine verfälschende Partei mehr stehen!"

„Da habt Ihr Recht", rief Mansfeld dazwischen; „die Schwarz- und Braunkutten, die Kapuzen und Glatzen sind es, die ewig Pfeffer in den Brei rühren! Fort mit ihnen!" Er trank sein Glas aus und setzte es hart auf den Tisch.

„Wenn wir dies glückliche Ziel nur erreichen!" meinte Caplicz nochmals bedenklich.

„Wir werden!" entgegnete Thurn; „laßt uns nur in Eger erst zur Besprechung kommen! Unser Freund Budowa hier" — er winkte ihm grüßend mit dem Becher zu —, „Martin Frühwein und Schlick, sie werden unsere Sache zu führen wissen und die deutschen Fürsten überzeugen, daß wir nicht anders können."

„Ich hoffe es", entgegnete Budowa ernst. „Und der Kurfürst von Sachsen, denke ich, wird unsere festeste Stütze sein!"

„Wenn nur der Herr Johann Georg nicht auch so unter die Schwarzröcke duckte", warf Mansfeld spöttisch ein. „Da ist sein Hofkaplan, der Herr Hoe von Hoenegg, der gießt auch lieber Oel ins Feuer als ins Wasser!"

„Er ist ein eifriger Protestant", bemerkte Budowa.

„Ja; aber nur nach seiner Vorschrift darf man selig werden!“ lachte Mansfeld. „Auf euch Utraquisten ist er übel zu sprechen, und einen Calvinisten ließe er noch lieber verbrennen als den Papst selbst! Ihr sollt nur die Sachsen von ihm erzählen hören!“

„Nun, mag er jetzt in Sachsen predigen und verordnen wie er will“, antwortete Thurn; „bei uns hat er zwar auch oft gepredigt, und unter großem Zudrang, allein jetzt hat er hier nichts zu sagen, und für unsere Sache wird der Kurfürst Johann Georg durch ihn nicht anders bestimmt werden!“

„Ich will's euch gönnen“, erwiderte Mansfeld, „allein Kurfürst Hans Jürgen leert gern seinen Humpen und ...“

„Das thut Ihr hoffentlich auch, Mansfeld“, fiel ihm Thurn lachend ins Wort, und winkte dem Mundschenken, daß er des Grafen Becher neu fülle, „laßt Euch darum frisch einschenken!“

Mansfeld hielt dem Diener den Pokal hin und sagte: „Das thue ich freilich und schäme mich dessen nicht, besonders bei Eurem vortrefflichen Tokayer, Thurn. Aber ich höre auf, wenn ich mein Maß habe, und lasse mir von keinem Pfaffen ein X für ein U machen, wenn ich einen Becher mehr als gewöhnlich getrunken habe! Das läßt sich der gute Kurfürst anthun, und die Schelme an seinem Hofe wissen es, die schwarzen und die bunten. Drum sorgen sie, daß der Mundschenk ihm immer tüchtig einschenkt, denn wenn ihrem Herrn die Zunge anfängt schwer zu werden, dann wird ihm die Hand leicht!“

„Wie meint Ihr das, Herr Graf?“ fragte Budowa.

„Je nun, dann schieben sie ihm die Feder zwischen Daumen und Zeigefinger, und er zeichnet ein Decret nach dem andern, ganz leicht und vergnüglich!“

„Wir wollen Sorge tragen", scherzte der Kanzler Budowa, „daß, falls der Kurfürst selbst zum Congreß nach Eger kommt, in den Sessionen nicht zu viel Wein eingeschenkt wird."

„Recht, recht!" lachte Mansfeld hell auf, „Tinte, faßweis! Die will ich euch gönnen und euch nicht darum beneiden! Macht dann nur euren Frieden von Tinte und Papier. Allein bis ihr ihn nicht sicher zu Stande gebracht, schnalle ich meinen Degen nicht ab!"

„Gut, gut wir sind eins!" entgegnete der Kanzler. „Sorgt Ihr für den Krieg, wir wollen für den Frieden sorgen. Si vis pacem, para bellum! Das gilt hier und überall! Ich trete dem Wunsche unsers ehrwürdigen Freundes Caplicz bei und wünsche den Frieden, und meine Hoffnung ist, daß wir einen fest gesicherten zu Stande bringen. Nochmals also: dem Frieden!"

Alle erhoben die Gläser, und wie sie vorher nach Caplicz ernsten Friedensworten in einer stillen Weise den Trinkspruch ausgebracht, so geschah es jetzt mit belebter Freude, in zuversichtlicher Hoffnung.

Therese, welche schweigend, doch in ernstester Theilnahme dem Gespräch gefolgt war, hatte eben zufällig den Blick auf die Thür geheftet. „Xaver!" ertönte plötzlich ihr freudiger Ruf; sie flog vom Sessel und lag im Arme ihres Gatten.

„Was Teufel, unser Hauptmann!" rief Mansfeld.

Xaver, der eine Dienstpflicht zu erfüllen hatte, entwand sich halb verlegen dem Arme Thereſens, und ging, eine Depesche in der Hand, auf Thurn zu. Sein Aussehen stach seltsam ab gegen das der Gäste. Er war ganz durchnäßt, Stiefel, Mantel und Collet mit Koth bespritzt; das Haar, er hatte den Helm in der Hand, hing ihm un-

geordnet um die Schläfe; er sah aufs äußerste angestrengt aus.

„Hauptmann Nechodom", redete Thurn ihn begrüßend an, „was führt Euch hierher? Ihr seht ja ganz ermattet aus!"

„Ich bin seit gestern Nachmittag dreizehn Meilen geritten, Herr Graf", antwortete Xaver, indem er den Brief an Thurn übergab, „um Euch diese wichtige Depesche eiligst zu überbringen!"

Es lag etwas so eigenthümlich Feierliches in seinen Worten, daß Aller Augen erwartungsvoll an ihm hingen, und plötzlich die tiefste Stille in dem eben noch so heitern Kreise herrschte.

„Als ob er eine Siegesnachricht brächte", murmelte Mansfeld vor sich hin, „sieht er nicht aus! Es kann doch keine Affaire vorgefallen sein?"

Inzwischen hatte Thurn die Depesche geöffnet, einen Blick hineingeworfen, und plötzlich rief er erschüttert aus:

„Der Kaiser ist todt!"

„Der Kaiser todt?" tönte es wie aus Einem Munde, und Alle sprangen auf.

„Fels schickt mir die Nachricht! Am 20. März Morgens sechs Uhr! — Vor vier Tagen!"

Ein starres Schweigen herrschte. Alle waren überwältigt vom Gewicht des Ereignisses. — Therese stand an Xaver geschmiegt. Nur ein leiser Seufzer schwebte über ihre kaum bewegten Lippen.

„Ist das außer Zweifel?" brach Mansfeld zuerst das Schweigen.

„Außer Zweifel, General", nahm Xaver das Wort. „Die zuverlässige Botschaft kam durch einen Eilboten aus Znaym an den Grafen Schlick, dieser sandte sie an den

Generalwachtmeister von Fels, den sie gestern Abend bei Horky jenseit Czaslau traf; gleichzeitig ging sie über Neuhaus durch den Grafen Kinski ein!"

„Es ist so!" sagte Thurn, nachdem er gelesen. „Ferdinand sitzt jetzt auf Mathias' Thron!"

„Was sollen wir von ihm erwarten", rief der Kanzler mit tiefem Schmerz, „der unsern Glauben ausrottete mit erbarmungsloser Gewalt in seinem Erblande Steiermark!"

„Er gewährt nimmermehr, was wir verlangen!" sprach Capliez und schüttelte bekümmert sein greises Haupt.

„Und ihm gegenüber wäre es kaum genug!" setzte Thurn hinzu.

„So fahrt hin ihr Hoffnungen des Friedens!" seufzte der Greis.

„Nun denn", rief der entschlossene Mansfeld und hob das Haupt trotzig, indem er die Linke in die Seite stemmte, „so mag er den Krieg versuchen! Mir ist's recht!"

„Ja, jetzt ist Krieg die Losung", stimmte Thurn eifrig ein.

„Krieg!" riefen die Männer erhitzt.

Die Frauen standen stumm erschüttert.

„Lassen wir ihn wählen", sprach Thurn mit ermuthigendem Tone, „ob er Krieg oder Frieden will. Und wählt er den Krieg, so wollen wir fechten um Haupt und Herd! Jetzt gilt kein Säumen! Denn rascher wird er sein als Mathias! — Trinkt einen letzten Becher mit mir, Freunde!" forderte er auf und ergriff seinen Pokal; „dann auf der Stelle fort ins Schloß zur Berathung; ich sende zu allen Directoren!"

„Wir müssen ihm über den Hals, wie ein Schloßenwetter!" rief Mansfeld und schlug auf den Degen, den er schon umgeschnallt hatte.

Thurn hob den Becher hoch empor: „Einig für den Krieg wie für den Frieden!“

„Einig!“ schallten die Stimmen der Männer. Sie stießen an, tranken hastig und eilten stürmisch hinaus.

Das war die Stunde, die Böhmens Loos entschied! In das Grab des Kaisers Mathias sanken die letzten Ueberreste von Hoffnung und Vertrauen. Ferdinand hatte kein Herz für Böhmen, Böhmen keins für ihn. Es war keine Wahl, keine Schuld, daß sie einander so widerstrebten: es war eine Schickung!

Das Kriegsbanner mußte neu aufgepflanzt werden zum Kampf auf Leben und Tod. Bisher war das Schwert gezückt nur in der Aufwallung, im Drange des Augenblicks; der Kampf verwickelte sich wider Willen von beiden Seiten. Die Gegner gönnten einander Ehre, Bestand, Glück; nur die Grenzlinien der Rechte sollten gezogen werden und sicher gestellt unter dem Schutze des Schwerts. Der Arm war gewaffnet, das Herz schlug dem Frieden.

Jetzt war es anders! Die Flammen des Hasses loderten auf; das Gift der Unversöhnlichkeit gährte in der Brust. Der Friede hatte keinen Glauben mehr! Jeden dünkte er nur die täuschende Frist, um mit verdoppelter Gewalt der Zwietracht loszubrechen. Jetzt galt es Rettung oder Vernichtung! Eintreten mußte der Böhme für Recht und Glauben, das Erbe der Väter und Enkel, für den Ruhm der Vergangenheit, die Freiheit der Gegenwart, die Sicherheit der Zukunft. — Es gab ein Volk, einen Thron, einen freien Glauben der Böhmen — oder ein Grab verschlang Alles!

Die Schickung wollte das letzte! Ein glänzender Flammenaufschwung, um in stäubende Asche zusammenzusinken! Das prophetische Ohr vernahm den Klang des Grabgeläutes. Düster öffnete sich die Gruft! — Gibt es ein Böhmen oder keins? — Es sank hinab!

Steigt aus der Asche sein Phönix? Leuchtet aus dem Grabe seine Auferstehung?

Schließen Jahrhunderte den Kreis des Weltgerichts, oder ist der Thron der ewigen Gerechtigkeit gebaut auf Jahrtausende und für Jahrtausende?

Du stehst vor der ehernen Tempelpforte der Zukunft! Vergeblich pochst du an mit sterblicher Hand! Sie thut sich auf, wenn die Zeit vollendet ist; ihrer wartet Der, vor dem tausend Jahre sind wie ein Tag! Du weißt nicht, wann die Flamme dringt aus dem Dunkel, wann die Sterne aufgehen aus dem Schooße der Finsterniß! Das aber weißt du: Im innersten Heiligthum steht der Altar der Gerechtigkeit und Wahrheit! Und unverbrüchlich verheißen ist der Tag, wo sie allein walten, sie allein leuchten wird! Auf diesen Tag harre — und wäre es der jüngste!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

LIBRARY
MAR 22 1976
UNIVERSITY OF TORONTO

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Ritter vom Geiste.

Roman in neun Büchern von Karl Gutzkow.

Dritte Auflage. Neun Bände.

8. Geh. 6 Thlr. Geb. 8 Thlr. 20 Ngr.

Dieser gestaltenreiche, lebensvolle Roman, ein **Zeitgemälde** von geschichtlichem und **bleibendem Werthe**, eine der bedeutendsten Erscheinungen der neuern deutschen Literatur überhaupt, wovon rasch zwei Auflagen vergriffen wurden, ist in der vom Dichter gründlich revidirten dritten Auflage vollständig erschienen, und zwar zu einem gegen früher fast um die Hälfte billigern Preise. Durch diese Volksausgabe wird das berühmte Werk auch dem Privatbesitze noch mehr zugänglich

Hierzu erschien:

Briefe über Gutzkow's Ritter vom Geiste

Von Alexander Jung.

8. 20 Ngr.

Eine allen Freunden des Gutzkow'schen Romans zu empfehlende geistvolle Schrift über die Bedeutung, die Charaktere und die wahre Tendenz dieses Werks

---

Ein getheiltes Herz,

oder

Karl Theodor und seine Zeit.

Historischer Roman von Franz Carion.

Drei Theile. 8. 5 Thlr.

Der Verfasser schildert in diesem Roman das zügellose Treiben am Hofe des Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz und die diplomatischen Kämpfe zwischen der österreichischen und bairischen Partei in München, nach sorgfältigen historischen Studien. In diese historischen Momente ist sehr geschickt die zum großen Theil im Bairischen Gebirge spielende Romanintrigue verflochten.

Von dem Verfasser erschien früher ebendaselbst:

Maria Theresia und ihre Zeit. Historischer Roman. Drei Theile. 8. 5 Thlr.

Ueber diesen historischen Roman, in dem Maria Theresia, Joseph II. viele andere historische Persönlichkeiten auftreten, heißt es in einer Besprechung den „Jahreszeiten" unter der Ueberschrift „Ein empfehlenswerther Roman „Unsern gegenwärtigen staatlichen Verhältnissen und sonstigen Wirren gegenüber bietet dieser Roman ein Spiegelbild jener großen Zeit, deren Nachhall in dem men Maria Theresia der spätesten Nachwelt unvergeßlich bleiben wird. War Aufgabe, die der Verfasser sich gestellt hatte, Maria Theresia und ihre Zeit mit tre Farben zu schildern, eine wahrhaft deutsche, so dürfte auch der Wunsch ger fertigt sein, diesen bis zum Ende spannenden, und den literarischen Schöpfu von Luise Mühlbach sich anreihenden Roman der deutschen Lesewelt ein liebes werden zu sehen. Vorzüglich sind die mit Innigkeit und Wahrheit darin ge derten weiblichen Charaktere ganz geeignet, Herz und Gemüth deutscher Fr und Jungfrauen wohlthuend anzusprechen. Wie dieser Roman das Gepräge Sittlichkeit in allen seinen Schilderungen trägt, so auch den Stempel histor Treue und Wahrheit."

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

15.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PT
2453
R6D7
Bd.1
Abt.2

Rellstab, Ludwig
Drei Jahre von
Dreissigen

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 07 04 01 010 9